(3.454.)

~~37519~~

vol. 9

2290

THE
CHARLES MYERS
LIBRARY

Spearman
Collection

NATIONAL INSTITUTE
OF
INDUSTRIAL
PSYCHOLOGY

22500567348

~~SA. 10.~~

SAB

Med
K40063

ANTHROPOLOGIE

UND

PSYCHOLOGIE

AUF

NATURWISSENSCHAFTLICHER GRUNDLAGE.

EIN LEITFADEN

ZUM SELBSTSTUDIUM WIE FÜR DEN UNTERRICHT.

VON

K. CH. PLANCK.

LEIPZIG,
FUES'S VERLAG (R. REISLAND).
1874.

WELLCOME INSTITUTE
LIBRARY
Coll. WelMCmec
Coll.
No. WM

Vorwort.

Vorliegendes kurzes Lehrbuch, das im Uebrigen für sich selbst sprechen muss, hat hinsichtlich dessen, was in den grundlegenden naturwissenschaftlichen Abschnitten zur Sprache kommt, an früheren Schriften seine genauere Ergänzung, so was Wärme und Licht betrifft, an „Seele und Geist“ (S. 81—182), für die ganze Entwicklungsreihe der Stoffe, sowie für die chemischen und elektrischen Verhältnisse theils an derselben Schrift, theils an den (hier in Manchem ausführlicheren) „Grundlinien e. Wissensch. d. Natur“, endlich in Betreff speciellerer Streitfragen aus der organischen Entwicklungsgeschichte an „Wahrheit u. Flachheit des Darwinismus“ (1872).

Auf alle die fruchtbaren Parallelen einzugehen, welche zu der hier gegebenen Gesammtauffassung sich aus der alten, wie aus der neuern Philosophie bieten, gestattete schon der Raum nicht, der hier eine massgebende Rücksicht bildete. Soll der Verf. demungeachtet seine Anschauung nach ihrem Verhältniss zu einer frühern bezeichnen, so kann er ganz kurz sagen: es ist in ihr die Leibnitzische auf ihre reale Naturgrundlage und ebendamit freilich auf ihre ganz entgegengesetzte Ergänzung zurückgeführt. Denn die innerlich intensive und centrale Einheit, diess was auch der Kern des Leibnitzischen Monadenbegriffes ist, erscheint auch hier als das

Grundverhältniss, wie als das Ziel der Natur Allein Leibnitz verkehrt diesen Begriff noch, indem er ihn ausschliessend für sich festhält und ihn von seiner bedingenden selbstlosen Naturgrundlage, von der Ausdehnung (oder Peripherie), idealistisch losreisst. So macht er fälschlich das selbständig Individuelle von Anfang zur Grundlage, und die gegenseitige und stetige innere Bedingtheit aller Wesen durch alle wird so zu einem widersprechenden blossen Postulat, zu einer prästabilirten Harmonie. Hier dagegen ist gerade umgekehrt die noch selbstlos universelle innerliche Einheit der ganzen Peripherie (d. h. aller Theile der Ausdehnung) als das begründende Centrale erkannt, aus dem allein auch schliesslich die vollendet individuelle Centrumsform, der Geist als das in erneuter Weise Universelle und über Alles selbstische Theilleben der leiblichen Peripherie Erhabene hervorgehen kann. Und damit erst, mit diesem Begriffe des innerlich centralen Entwicklungsgesetzes der Natur, ist jene tiefere deutsche Naturauffassung, die in Leibnitz mit solcher Ursprünglichkeit hervorgetreten ist, und statt welcher jetzt die undeutsche äusserlich mechanische herrscht, auf ihre bleibende realistische Wahrheit zurückgeführt.

Im Februar 1874.

Inhaltsübersicht.

I. Grundlegender Theil: Wesen und Ursprung des Organischen und des Menschen.

Seite

A. Wesen und Stufengang des Organischen überhaupt im Gegensatz zum Unorganischen 1

Das Organische überhaupt S. 1. — Pflanze und Thier; der Mensch als Vollendung des Organischen 2

B. Vermittlung alles organischen Lebens durch die individuellen Stoffe und Gesetze der unorganischen Welt 5

Nothwendigkeit des organischen Stoffwechsels und Proecsses S. 5. — Zustände der Ruhe S. 6. — Unterschied des Processes bei Pflanze und Thier 7

C. Der Ursprung des organischen und geistigen Lebens 10

1. Unerklärlichkeit des Organischen aus den blossen empirischen Stoffen. Das Organische und die Kristallisation S. 10. — Sogenannte organische Verbindungen 12
2. Innere Analogie des Organischen mit dem Grundgesetz der Natur- und Erdentwicklung. a) Ursprung aller Körperlichkeit; Schwere, Wärme und Licht. Konsequenz aus dem Früheren für den Ursprung des Organischen S. 13. — Analogie mit der Schwere, und Verhältniss dieser zu den Stoffen S. 14. — Schwere, Wärme und Licht als ursprüngliches Grundverhältniss des Ausgedehnten; Gegenbild zum Organischen und Geistigen S. 16. — b) Ursprung der individuellen (planetarischen) Entwicklung. Die Sehwere in ihrer selbständig innerlichen Konsequenz. Grund der planetarischen Theilentwicklung S. 21. — Die Kometen S. 24. — Individuelles Streben in den Urkörpern S. 27. — Die Erd-

Seite

entwicklung und ihr Gang S. 28. — Die Luft als erste individuelle Form S. 29. — Das Wasser und sein Formgesetz S. 30. — Silicium und Kieselerde S. 32. — Die Metalle; Erdmetalle und schwere Metalle; edle Metalle S. 33. — Rückgang aus der festen Formbestimmtheit zur Löslichkeit (oder specifischen Wasserbeziehung) und zur specifischen Luftbeziehung, Kohlenstoff u. s. w. Wahre Natur der chemischen Verbindung, und die Aequivalente S. 36. — Elektrische und magnetische Erregung 37

3. Die organische Erdentwicklung. Vollendung der centralen Erdentwicklung zu koncentrirter Gesammtthätigkeit, Gegensatz zu den blossen Theilabscheidungen; Analogie mit der geschlechtlichen Hervorbringung . 39

D. Wesen der psychischen und geistigen Organisation 43

Inneres Verhältniss des Centralorgans zu seiner Nervenperipherie; Ursprung der Empfindung und Selbstunterscheidung S. 43. — Ursprung und Process der Selbstbewegung S. 47. — Schlaf und Wachen S. 49. — Die Stufen der psychischen Organisation nach ihrer Abgliederung; Sinnlichkeit und sinnliches Bewusstsein S. 51. — Wesen der dritten oder geistigen Organisationsstufe; Gegenbild zu dem selbstlos universellen Anfang 53

E. Bestimmtere Anlage des Nervensystems und des Centralorgans 58

Centraler und peripherischer Theil des Rückenmarks, graue und weisse Masse S. 58. — Animale und vegetative Seite des Nervensystems (Gangliensystem) S. 59. — Kleines und grosses Gehirn; Kreuzung der Nervenbahnen bei dem Menschen; das Geistesorgan 60

II. Psychologischer und anthropologischer Theil.

A. Psychologie, oder Stufengang der Seelenthätigkeiten 66

1. Stufe des rein sinnlichen Lebens (oder der unmittelbaren Beziehung auf die Nerven). a) das sinnliche Gefühl S. 67. — b) der sinnliche Trieb S. 71. Nahrungstrieb; Geschlechtstrieb und Kunsttrieb und deren Verhältniss zu einander; Freiheitstrieb. Wesen des Instinkts. — c) Die Sinnesauffassung S. 75. — Haut- und Tastsinn S. 76. — Geschmack und Geruch S. 77. — Das Gehör S. 78. — Der Gesichtssinn S. 81. α) Die objektiv physikalischen Gründe für den wahren Begriff des Lichtes und des Sehens: Unterschied von Wärme und Licht;

Seite

der angebliche Aether; das weisse Licht und die Farben; die Körperfarben; die Durchsichtigkeit; die angebliche Interferenz des Lichts; die Polarisirung S. 82. β) Die subjektiven Momente für den wahren Begriff des Sehens: die Erscheinung der fernen Oberfläche; das umgekehrte Bild auf der Netzhaut; das körperhafte Sehen und das einfach Sehen mit zwei Augen; der blinde Fleek; die Rothblindheit; die Nachbilder des Gesichtssinns; heterogene Einwirkungen auf ihn 87

2. Stufe des sinnlichen Bewusstseins (oder der unmittelbaren Rückbeziehung auf das Nervenleben der niedersten Gehirnseite. a) Die innerliche Wahrnehmung S. 95. — b) Sinnliche Erinnerung und Einbildungskraft S. 96. — c) Der innere Sinn (oder Zeitsinn) S. 98. — Rein vorstellende Natur des sinnlichen Bewusstseins S. 99. — Die reine Anschauungsform von Zeit und Raum 101

3. Stufe des unsinnlichen Selbstbewusstseins oder Geistes S. 103. — a) Das Gefühl S. 105. — α) Die rein leidentliche Gefühlsform S. 108. Ihre verschiedenartigen Modifikationen. Analogie mit der Schwere. — β) Mitgefühl S. 112. — γ) Das Selbstgefühl S. 113. Unmittelbar subjektive Form desselben und höhere objektiv vermittelte (sittliche) Form. Seine negativen Formen: Demuth, Scham, Reue. — b) Das Wollen S. 118. — α) Der Affekt S. 119. Seine positiven und negativen Formen. — β) Das Begehren (Wünschen) S. 123. — Analogie des Wollens mit der Wärme S. 125. — γ) Der handelnde Wille S. 127. Wesen der Willensfreiheit. — c) Das selbstbewusste Vorstellen oder Denken. α) Die Phantasie S. 131. Ihre Stellung zwischen dem Wollen und dem Denken im engeren Sinne. Verhältniss zur sinnlichen Einbildungskraft. Die Phantasie als sprachschaffende. Das Gedächtniss. Ursprung des ästhetischen Verhaltens. — β) Das Denken im engeren Sinne S. 138. Die Vernunft als universelles Gegenbild des Anfangs und des Lichtes insbesondre. Das Denken als organische Arbeit. Die Logik.

B. Anthropologischer Theil im engeren Sinne (oder die schon vorausgesetzte Bedingtheit und Anlage der menschlichen Natur) 145

1. Die Ursprünge des Menschen. a) Die Möglichkeit der zweckmässigen Leibbildung überhaupt (sowohl innerhalb der Fortpflanzung, als im ersten Ursprung des Menschen) S. 145. — b) Die Entwicklung der menschlichen Organisation.

Seite

α) Das organische Entwicklungsgesetz überhaupt, nach seinem Verhältniss zum allgemeinen Entwicklungsgesetze S. 151. Ganz undifferenzirter Ausgangspunkt des organischen Stufenganges; analoger Charakter der schöpferischen Centraltypen jeder Epoche, und analoges Gesetz der Keimentwicklung. Analogie dieses organischen Entwicklungsgesetzes mit der allgemeinen Naturentwicklung und der Geschichtsentwicklung. — β) Die organische Entwicklungsgeschichte bis zum Menschen hin S. 164. Schöpferisch centraler und innerlicher Ursprung des Nervensystemes und des Wirbelthiertypus im Gegensatz zur blossen Anpassung. Bestätigung durch die nachfolgenden Epochen bis zum Menschen hin. — γ) Die physische und geistige Differenzirung der Menschheit (Rassenunterschied) S. 174. Der Ursprung des Menschen als höchster Koncentrirungsakt der Erdentwicklung; von hier aus allein wird seine frühere Differenzirbarkeit erklärlich; einheitlicher Ausgangspunkt auch des geschichtlichen Bewusstseins; physischer und geistiger Grund der Differenzirung. — δ) Die menschliche Keimentwicklung S. 181. Ihre wahre Natur gegenüber von der Descendenztheorie.

2. Die Altersentwicklung 189
Organisch-physisches und geistiges Wesen der Kindheit und der folgenden Altersstufen.

3. Der Gegensatz von Mann und Weib 195
(Ueber die weibliche Bestimmung insbesondere. Analogie mit dem Gegensatz des Nord- und Südländers.)

4. Die individuellen Anlagen 204
a) Die Temperamente und Gemüthsanlagen. S. 204. —
b) Die Geistesanlagen im engeren Sinne (künstlerische, wissenschaftliche u. s. w.) 210

Anhang. Die Störungen und Abnormitäten des Seelenlebens.

1. Geisteskrankheit 215
2. Schlafwandeln und Schlafwachen (Somnambulismus) . . . 219

I. Grundlegender Theil. Wesen und Ursprung des Organischen und des Menschen.

A. Wesen und Stufengang des Organischen überhaupt im Gegensatz zum Unorganischen.

1. Organisch ist ein solches Wesen, in welchem jeder Theil seiner inneren Beschaffenheit nach durch alle anderen Theile (oder durch das Ganze) bedingt ist. Infolge dieser gegenseitigen inneren Abhängigkeit der Theile von einander oder vom Ganzen kann kein Theil von demselben abgetrennt werden, ohne dass sowohl dieser Theil selbst, als das übrige Ganze, von dem er getrennt wird, je nach der grösseren oder geringeren Bedeutung des abgetrennten Theils in seiner inneren Beschaffenheit mehr oder weniger geändert wird. Bei einem unorganischen Körper dagegen bringt die Abtrennung oder Zertheilung an sich selbst noch keine solche innere Aenderung mit sich. In den unorganischen und elementarischen Stoffen, Stein, Metall, Wasser, Luft u. s. w. stehen also die Theile in einem selbständigeren und äusserlicheren Verhältniss zu einander, als im Organischen. Und so ist die kürzeste Definition des Organischen im Unterschied von andern individuellen Körpern die, dass es allein im vollen Sinne ein innerlich Ganzes sei.

2. Jene innere Abhängigkeit der organischen Theile von ihrem Ganzen zeigt sich auch darin, dass alles Organische sich ursprünglich von einem inneren Centrum aus bildet, und von diesem aus nach seinen verschiedenen Seiten hin sich weitere Stofftheile aneignet (wächst und sich ernährt). So bildet sich schon die einfache Zelle von einem Centrum, dem

Zellenkerne aus, daher sie auch in ihrer unbehindert freien Form gewöhnlich rund ist. Das Gleiche zeigt sich in der runden Stammform der Pflanze, des Baumes u. s. w., die eben von diesem Centrum aus sich nach den verschiedenen Seiten ihrer Peripherie erweitern. Aber auch schon die allereinfachsten Organismen, die noch gar nichts von einer besonderen Centrumsform, Zellenkern u. dgl. haben, sondern noch eine ganz gleichförmige Masse sind, bilden sich doch im allgemeineren Sinne immer von einem innerlich beherrschenden Centrum aus, d. h. einem solchen, das die Theile ihrer innern Beschaffenheit, wie ihrer Form nach bildet und vom Ganzen abhängig erhält. Durch diese innere Koncentrirung (oder Herrschaft des bildenden inneren Centrums über die Theile) unterscheidet sich das Organische namentlich von der blossen Kristallform und deren geradlinigen Flächen, Ecken und Kanten, in welchen sich die selbständigere Aeusserlichkeit und Starrheit der Theile zeigt, wie hievon weiter unten noch die Rede sein wird.

3. Je vollständiger jenes organische Verhältniss durchgeführt und je höher also die Stufe des Organischen ist, desto vollständiger ist auch jene innere Abhängigkeit der Theile vom Ganzen oder von ihrem Centrum. Der Stufengang des Organischen besteht eben in der immer vollständigeren Durchführung dieses Verhältnisses.

Verhältnissmässig am wenigsten ist jene innere Abhängigkeit der Theile an der Pflanze und den niedersten Thieren (besonders den noch nervenlosen) durchgeführt. Denn in der Pflanze, deren sämmtliche Theile sich noch unmittelbar aus der elementarischen Welt ernähren, führt ebendesshalb jeder Theil nur erst sein eigenthümlich besonderes stoffliches Leben, wenn auch unter dem innerlich bedingenden Einfluss des Ganzen. Wenn daher auch der abgetrennte Theil dabei eine innere Veränderung erleidet, so ist er doch sehr vielfach eines selbständigen Fortbestehens und Wachsthums fähig. Wie in der unmittelbaren Selbsternährung der einzelnen Pflanzentheile, so zeigt sich auch in der Herrschaft der gegenseitig abgegrenzten Zellenform, noch mehr in der Verholzung der Zellen und in der verhältnissmässigen Starrheit (Nicht-Con-

traetilität) des Pflanzenleibes, das selbständigere und äusserlichere Verhältniss der Theile gegen einander. In der Pflanze ist also das bildende innere Centrum noch ganz in seine Peripherie und deren Theile versenkt. Wie sie sich unmittelbar aus der unorganischen Natur ernährt, so steht sie aueh in ihrem Theilverhältniss derselben noch näher.

Aueh bei den niedersten Thieren indessen (besonders den nervenlosen), wenn sie auch nieht mehr aus den unorganisehen Stoffen sieh ernähren und die innere Contractilität ihres Gewebes und demgemässe Selbstbewegung vor den Pflanzen voraus haben, findet doch im Uebrigen noch ein ähnliches Theilverhältniss statt, so dass auch hier abgetrennte Theile vielfaeh selbständig fortleben können. Indessen ist schon diejenige Art von Empfindung und Selbstbewegung, welche diese Thiere haben, nicht mehr mit der Ernährung aus der elementarischen Welt vereinbar, weil sie schon eine innigere Einheit der Theile in sieh schliesst, als sie mit der unmittelbaren äusserliehen Theilernährung aus der elementarischen Welt verträglieh ist (wie darüber noch später die Rede sein wird).

4. Eine durehgeführtere innere Abhängigkeit der Theile von der Einheit ihres Ganzen (oder von ihrem Centrum) tritt jedoeh erst ein, wenn dieses sieh in einer von seiner übrigen Leiblichkeit (oder der Peripherie) unterschiedenen Organisation zu einem Nervensysteme ausgebildet hat. Denn in diesem wird nun zufolge einer engeren und unselbständigeren Einheit der Theile jeder Zustand eines Nervenzweiges zugleich Zustand der zusammenfassenden inneren Einheit derselben, nämlieh des Centralorganes, wird innerlieh von demselben empfunden; und ebenso bewirkt umgekehrt jeder vom Centralorgan ausgehende Anstoss einen bestimmten Zustand des betreffenden Bewegungsnerven und dadureh Muskelbewegung. Diess engere Verhältniss, in welchem die Nervenzweige mit ihrem Centralorgane zusammengefasst sind, heissen wir das psyehisehe, im Gegensatze gegen das selbständigere und äusserlichere vegetative Theilverhältniss, das theils in der Pflanze, theils in den nervenlosen Thieren und Körpertheilen stattfindet. Zugleieh zeigt sich die vollständigere Unterordnung der Theile im höheren thierischen Leben (und analog sehon in den höhe-

ren Pflanzen) ebenso darin, dass sie immer mehr zu mannigfachen eigenthümlich speciellen Organen des Ganzen werden, die nur in diesem ihr Leben und ihre Bedeutung haben, während umgekehrt da, wo noch das selbständigste Theilleben ist, auch noch am meisten Gleichförmigkeit der Theile herrscht. Gerade die höchste organische Koncentrirung ist also zugleich die differenzirteste Lebensform.

Allein auch in der höchsten Ausbildung des thierischen Lebens, in der höchsten Stufe der Wirbelthiere, bleibt das empfindende und auffassende Centralorgan doch immer in die unmittelbare Beziehung zu den Nervenzuständen und in die bewegende Rückwirkung auf diese versenkt; es bleibt also in diesem Sinne immer von den unmittelbaren Theilzuständen seines Nervenlebens (von seinem sinnlichen Theilleben) beherrscht, wird in seiner ganzen Thätigkeit durch diese bestimmt und ist nur auf sie gerichtet.

5. Im Menschen erst hat sich die innere Einheit des Ganzen, oder das Centrum, nach seiner höchsten Seite von aller unmittelbaren Beziehung auf die Theilzustände der Nerven oder auf das sinnliche Theilleben geschieden. Es steht seinem psychischen Verhältniss nach weder zu den Nerven selbst in unmittelbarer Beziehung, noch ist es (wie noch die sinnliche Erinnerung und Einbildungskraft) an das unmittelbare Verhältniss zu den Nervenbeziehungen der sinnlichen Gehirnseite, zu ihren sinnlichen Empfindungen und Sinnesauffassungen, gebunden. Indem es so seinem psychischen Verhältniss nach von aller unmittelbaren leiblichen Theilbeziehung (oder individuellen Theilbestimmtheit) frei und geschieden ist, so ist es ebendamit unsinnlich inhaltlose, geistige Unterscheidungsform, ist reine und für sich hervorgetretene Einheit des Ganzen, reines Centrum (im Gegensatz zu dem in das Peripherieleben versenkten), und hat so erst das leibliche Theilleben sich ganz untergeordnet (daher es auch demgemäss erst in der sittlich-geistigen Freiheit seine wahre Bestimmung hat). Im Menschen erst ist also jenes Grundverhältniss des Organischen, die innere Beherrschung der Theile durch die Einheit

des Ganzen, vollständig durchgeführt; und das Wesen des Menschen besteht eben in dieser vollständigen Durchführung, oder was dasselbe heisst, in der vollen psychischen Scheidung des Centrums von dem Theilleben der leiblichen Peripherie.

B. Die Vermittlung alles organischen Lebens durch die individuellen Stoffe und Gesetze der unorganischen Welt.

6. So augenfällig nun aber dieser Gegensatz des Organischen und seines Stufengangs zu den unorganischen Stoffen ist, so sehr bleibt doch alles organische Leben, auch das psychische und geistige, durch die unorganischen Stoffe und deren Gesetze bedingt.

Vor allem sind sämmtliche Theile der organischen Leiblichkeit aus Stoffen der unorganischen Welt zusammengesetzt, und gewisse Hauptstoffe, wie Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, ferner Phosphor, Schwefel, Eisen und alkalische Salze, wie Chlornatrium, Chlorkalium, Erden (Kalk, Bittererde, Kieselerde) u. s. w. kehren ebenso im menschlichen Leibe, wie in dem viel niedrerer Thiere wieder, während wiederum die hauptsächlichsten jener Stoffe und eine Reihe von untergeordneteren den Thieren und Pflanzen gemeinsam sind. — Auch ist klar, dass im Gegensatz zu einer solchen Macht, welche die individuelle Natur und Eigenform der Stoffe und ihrer Theile auflöst, wie die Wärme (als glühender Zustand), das individuelle Dasein eben an die Besonderheit der unorganischen Stoffe und die verhältnissmässige Selbständigkeit ihrer Theile sich knüpft.

7. Aber ebenso gewiss ist, dass die unorganischen Stoffe (seien es nun chemisch zusammengesetzte oder einfache) in ihrem blossen Nebeneinander, in ihrer gegenseitig beziehungslosen Ruhe, niemals organisches Leben in sich schliessen würden. Jene fortwährende und gegenseitige innere Wechselwirkung der organischen Stofftheile auf einander ist vielmehr nur möglich durch eine stetige Reihe von Beziehungen und Verhältnissen, welche dem selbständig individuellen Dasein der Theile ebenso entgegenwirken. Aufnahme neuer Stofftheile (Ernährung im weitesten Sinne) und wiederum Zer-

setzung und Ausscheidung anderer, und diess Beides innerhalb eines sich gegenseitig bedingenden inneren Zusammenhangs der Theile, ist daher eine nothwendige Bedingung des organischen Lebens. Darum ist auch keine der unorganischen Zustandsformen, weder die feste, noch die flüssige, noch die gasigte, für das Organische genügend, sondern es vereinigt alle zugleich in sich. Und wie die für sich selbst starren und kalten irdischen Stoffe erst durch die hinzutretende kosmische Macht der Wärme und des Lichtes zu organischem Leben fähig werden, so ist überhaupt der durch Wärme, durch chemische Verbindung und Zersetzung, durch elektrisches Verhältniss u. s. w. bedingte Stoffwechsel oder organische Process dasjenige, wodurch alles Leben erhalten wird.

8. Ein rein ruhiger und starrer Zustand der Theile gegenüber von einander wäre daher ein todter. Auch sind ebendesshalb Zustände verhältnissmässiger Starrheit und Ruhe nur bei Organismen von einer niedreren Art möglich, bei solchen, in welchen jenes Verhältniss innerer Wechselwirkung und koncentrirter Einheit noch weniger durchgeführt ist. Und auch bei diesen ist dann jener Zustand der Starrheit und Ruhe eine verhältnissmässige Pause ihres organischen Lebens, ist für sich betrachtet ein todter, und unterscheidet sich vom wirklichen Tode nur dadurch, dass er doch zugleich die Möglichkeit eines erneuten Lebens in sich schliesst. Pflanzensamen, insbesondere Sporen niederer Pflanzen (Pilze etc.), sowie niedere und mikroskopische Pflänzchen und Thierchen, sind eines langandauernden derartigen Zustandes fähig, wie denn auch solche niedere Organismen eben zufolge dieser ihrer Natur gegen Kälte und Hitze und derartige Einwirkungen weniger empfindlich sind, d. h. eben zufolge der niedreren und unvollkommeneren Natur ihres Lebens auch hinsichtlich der äusseren Bedingungen ihrer Lebensfähigkeit weniger beschränkt sind.

Allerdings können selbst noch Wirbelthiere niederer Art, solche namentlich, die schon ihren gewöhnlichen Lebensverhältnissen nach in ihrer Körperwärme bedeutend wechseln (sogenannte „wechselwarme"), Frösche, Kröten u. s. w. in einen Erstarrungszustand versetzt werden, bei welchem ein Gefrieren stattfindet, und welcher dennoch bei vorsich-

tiger Behandlung ein Wiederaufleben zulässt, so wie dieselben Thiere auch durch übermässigen Wärmeeinfluss betäubt und dann wieder zu sich gebracht werden können. Allein alle solche Zustände sind dann nur eine gesteigerte Form dessen, was wir in seiner regelmässigen und durch den organischen Process selbst begründeten Zustandsform Schlaf heissen. Und wie wenig daher die äusserlich mechanische Auffassung der Lebenserscheinungen durch Thatsachen dieser Art eine Begründung erhält, diess wird sich noch insbesondere eben bei der Erörterung des Schlafes zeigen. Hier heben wir zunächst nur das hervor, dass alle solche Zustände eines vorübergehenden Stillstandes (auch des vegetativen Lebensprocesses) doch, wenn sie die Möglichkeit eines Wiedererwachens zulassen sollen, keine eingreifendere Aenderung im organischen Zustand der Theile in sich schliessen dürfen, sondern nur eine solche Aenderung des Temperaturzustandes und der Formbestimmtheit derselben, die, sobald wieder die sonstigen Bedingungen des Lebensprocesses eintreten, auch die organischen Theile wieder in ihren früheren Zustand und ebendamit in die Lebensfähigkeit zurücktreten lässt. Diess gilt also z. B. auch bei dem eingetrockneten Zustande niederer kleiner Thierarten, der Räderthierchen u. s. w., in welchem sie allerdings lange Zeit verharren und doch (unter den oben bezeichneten Voraussetzungen) wieder aufleben können. Dabei kommt natürlich auch die sonstige specifische Organisation gerade solcher Thiere in Betracht, sofern sie zufolge ihrer besonderen Eigenthümlichkeit leichter einen derartigen Wechsel von Zuständen zulässt.

9. Je höher dagegen eine Stufe des organischen Lebens steht, desto reger muss ebendarum auch der organische Process und Stoffwechsel sein, und desto weniger ist der innere Zustand des Organismus eines extremeren Abweichens nach der Seite der Kälte oder Wärme fähig. Der Stufenunterschied in Betreff des organischen Stoffwechsels aber zeigt sich hauptsächlich im Verhältniss zum Sauerstoffe, weil dieser als das chemisch offenste und unselbständigste Element am meisten den chemischen Process erhält.

Demgemäss zeigt sich das selbständigere und äusserlichere Theilverhältniss, das im Pflanzenleben stattfindet, auch darin, dass ihre Bildung und Ernährung durch ein Verarmen der angeeigneten Stoffe an Sauerstoff geschieht. Denn die Pflanze eignet sich aus der atmosphärischen Kohlensäure (unter Vermittlung des Lichts) nur den Kohlenstoff an, mittelst dessen sie namentlich auch das Blattgrün bildet, während sie den Sauerstoff derselben ausscheidet; und der Zellstoff der

Pflanze und andre Hauptbestandtheile derselben sind demzufolge weit ärmer an Sauerstoff, als die Kohlensäure und das Wasser, aus dem sie gebildet werden. Es ist diess also ganz entgegengesetzt dem thierischen Athmungsprocesse, in welchem Kohlenstoff oxydirt und zu Kohlensäure verbrannt wird, daher auch Pflanze und Thier in ihrem Lebensprocess sich gegenseitig ergänzen und jene Sauerstoff für die thierische Athmung, dieses Kohlensäure für die Ernährung der Pflanze liefert. Nur nach ihrer innerlicheren und selbständigeren Lebensseite, die nichts mit jener äusserlichen und durch das Licht vermittelten Stoffaneignung zu thun hat, also theils in ihrem nächtlichen Leben, theils in ihren nicht grünen Theilen (Wurzel, Blüthe, Samen), und besonders in ihren vom Lichte unabhängigeren, stickstoffhaltigeren und nicht grünen Arten, den Pilzen, nimmt auch die Pflanze an der Respiration (dem Verbrauch von Sauerstoff und Ausscheidung von Kohlensäure) theil. Im Ganzen aber ist also bei der Pflanze noch überwiegend die organische Stoff- oder Theilanhäufung (dieses Wachsthum) Selbstzweck, während die Verzehrung von Stoffen für den Lebenszweck noch das Untergeordnete ist.

10. Umgekehrt ist nun im thierischen Leben, vor allem den höchsten Stufen desselben (Vögeln und Säugethieren), die stoffliche Ernährung nur noch das aufzuzehrende Mittel für den (durch den Sauerstoff bedingten) sinnlich-psychischen Lebensprocess. Denn dieser schliesst ja eine weit schärfere und unselbständigere Einheit der Theile und einen demgemässen stärkeren Process in sich. Ganz im Gegensatz zur Pflanze geschieht daher der Process der thierischen Ernährung und Bildung durch eine fortwährende und zunehmende Oxydirung (Verbrennung). Das Eiweiss im thierischen Blute wird mittelst Oxydirung zu Faserstoff und Gewebe, und diese wiederum verbrennen im Wege der Rückbildung zu Kohlensäure, Harnstoff u. s. w. Erst das thierische Leben ist also ganz und gar in den Process der Athmung hineingezogen und durch denselben bedingt; und so ist auch im Stufengang der Thiere die Ausbildung der Respiration ein wesentliches Moment, wie sie denn noch bei den Fischen und Am-

phibien viel weniger ausgebildet ist, als bei den Vögeln und Säugethieren. Dem viel stärkeren Oxydirungsprocess der höheren Thiere entspricht dann auch ihre grössere thierische Wärme gegenüber von der ungleich kühleren Natur der Pflanzen, sowie der niedreren Thiere, in welcher wiederum das äusserlichere Theilleben sich kund gibt. Dagegen schliesst die thierische Leiblichkeit als Gegengewicht gegen jenen lebhaften Oxydirungsprocess auch eine stärkere und durchgängigere Bedeutung des Stickstoffes, dieses chemisch selbständigeren und weniger empfänglichen Bestandtheiles in sich. Und demgemäss sind auch in jenem thierischen Lebensprocesse selbst zwei Hauptseiten zu unterscheiden, die mehr äusserliche und unmittelbar empfängliche, nämlich die unmittelbar durch die Athmung bewirkte Verbrennung von Kohlenstoff, und wiederum die mehr selbstthätig innerliche, d. h. die durch einen zusammengesetzteren und langsameren Process vermittelte Verbrennung der stickstoffhaltigen Theile. Mit der grösseren Bedeutung dieser hängt dann, wie wir später kurz sehen werden, auch die von Phosphor und Schwefel als Elementen, die den höheren stickstoffhaltigen Process fördern, zusammen. Denn selbst in den Pflanzen erscheinen diese Elemente vorzugsweise da, wo es sich um die Vermittlung eines mehr selbständig innerlichen stickstoffhaltigen Processes, also eines mehr dem thierischen analogen handelt, wie namentlich in den Samen. Und findet auch der Phosphor in anderer Verbindung, als phosphorsaurer Kalk, seine Verwendung nach einer äusserlicheren und untergeordneteren Seite, für die Knochenausbildung, so ist doch gerade für die höchsten und am meisten selbstthätig innerlichen Processe, für die Geistesthätigkeit des Gehirnes, insbesondere des ausgebildeten denkenden, der Phosphorgehalt eine specifische Bedingung.

C. Der Ursprung des organischen und geistigen Lebens.

1. Unerklärlichkeit des Organischen aus den blossen empirischen Stoffen.

11. Alles organische Leben, auch die höchsten Geistesthätigkeiten, sind also bedingt durch den organischen Process oder Stoffwechsel, der ganz in Uebereinstimmung mit den sonstigen chemisch-physikalischen Gesetzen sich vollziehen muss. Desshalb hat man, wenn man von den Seelenthätigkeiten selbst absieht, innerhalb des schon vorhandenen Organismus allerdings kein Recht von einer besonderen Lebenskraft zu reden, die neben und über den Gesetzen der Stoffe im Körper thätig wäre. Sondern die stofflichen Lebensprocesse erklären sich insoweit alle aus den bestimmten chemisch-physikalischen Verhältnissen selbst. Allein um so weniger erklärt sich aus der blossen Wirkung der empirischen Stoffe der Ursprung des Organischen, also diese eigenthümliche und umfassende Verbindung, in welcher hier die Stoffe durchgängig auf einander wirken. Und hiefür muss also erst ein anderer nicht empirischer, wenn auch gleichfalls naturgesetzlicher Lebensgrund gedacht werden, welcher die empirischen Stoffe in seinen Dienst genommen und sie zu dieser Einheit verbunden hat.

12. Auch das schon oben angeführte Gesetz der Kristallisirung nämlich ist durchaus unfähig, die Möglichkeit einer Entstehung des Organischen aus blossem Zusammenwirken der unorganischen Stoffe zu beweisen. Der Kristall hat allerdings darin etwas dem Organischen Analoges, dass in ihm mit der Lage und Richtung jedes Theils auch die aller andern bedingt ist. Jede eigenthümliche Bestimmung in der Formung eines Theils hat entsprechende Folgen für die andern korrespondirenden, und folglich für die Symmetrie des Kristalles, indem z. B. die Ersetzung einer Kante und Ecke eines Oktaeders durch eine Fläche auch für die entsprechende gegenüberliegende eine Fläche von gleicher Art nach sich zieht. Auch schiesst der Kristall analog von einem Mittelpunkt aus nach allen Seiten hin an, wie sich das bildende

organische Centrum nach den verschiedenen Seiten hin vergrössert. Und wie im Thierleib jede Zelle und jedes Organ nach bestimmten Gesetzen aus dem Blute nur die ihm entsprechenden Stofftheile sich aneignet, so auch der Kristall innerhalb der Auflösung, aus welcher er sich bildet. Auch gilt für den kristallinischen, wie für den organischen Mittelpunkt dasselbe Gesetz, dass, wenn einmal ein solcher einigender Mittelpunkt da ist, auch aus einer weniger gesättigten Flüssigkeit, die für sich selbst keiner Kristallisirung fähig wäre, die Theile zur Kristallisation herbeigezogen werden. Und ähnlich gilt auch die Anpassung an die äussern Verhältnisse, die Modificirung des inneren Bildungsgesetzes durch diese, für den Kristall analog wie für das Organische. Der Grad der Temperatur, das relative Zeitmass der Temperaturveränderung, Beimischung anderer Lösungen in der Mutterlauge, Form und Mischung der umgebenden Körper u. s. w. wirkt auf die Kristallisation in mannigfacher Weise ein, so dass nicht bloss Anpassung der Form an die äussere Räumlichkeit, sondern je nach Verhältniss Kristallisirung in einem andern System eintritt.

Allein trotz all dieser Analogien bleibt es völlig ungereimt, daraus die Möglichkeit folgern zu wollen, dass durch ein blosses Aufeinanderwirken unorganischer Stoffe eine organische Zusammenhangsform entstehen könnte. Diese letztere wäre nach solcher Anschauungsweise nur eine Art von Kristallisirung, in welcher die Theile, die sich vom Centrum aus ansetzen, zugleich innerer Stoffaufnahme und dadurch des Wachsthums fähig wären, in der Weise, dass diess in einem stetigen gegenseitig sich bedingenden Zusammenhang chemischer Verbindungs- und Zersetzungsprocesse der einzelnen Theile stattfände. Der ganze Unterschied von der Kristallisirung würde nach dieser Ansicht nur darauf beruhen, dass das organische Ganze die fest-flüssige und so zugleich der gegenseitigen Stoffaufnahme (oder des Wachsthums) fähige Form hätte, während der Kristall nur die feste Form habe. Allein es ist klar, dass bei dieser Ansicht die Hauptsache in rein willkürlicher und dem Wesen der Kristallisirung ganz widersprechender Weise erst hineingetragen ist. Denn nirgends

ist ja in der Kristallform ein Verhältniss, durch welches die innere Beschaffenheit jedes Theils von der aller andern bedingt und abhängig bliebe. Vielmehr hat die Kristallform ihr Ziel ganz in der starren Aeusserlichkeit und Selbständigkeit der Theile gegen einander, im Gegentheil des Organischen, und die Abhängigkeit aller vom Ganzen findet bloss in Hinsicht auf ihre räumliche Lage und Richtung statt, während nach dem Obigen etwas ganz Anderes an die Stelle davon gesetzt würde, nämlich ein die innere Beschaffenheit der Theile bedingender stetiger und gegenseitiger Zusammenhang chemischer Stoffaufnahme und Stoffausscheidung. Es ist daher nichts als die oberflächlichste Absurdität, den Unterschied der Kristallisirung vom Organischen bloss auf den des Fest-Flüssigen und Imbibitionsfähigen vom einseitig Festen zurückzuführen. Auch eine imbibitionsfähige und in ihrer chemischen Zusammensetzung dem Organischen verwandte Stofflichkeit schliesst damit noch in keiner Weise jenen stetigen und gegenseitig sich bedingenden inneren Stoffwechsel aller Theile in sich, sondern ist, so weit sie noch nichts als jene chemische Natur hat, nach wie vor eine todte Masse.

13. Demgemäss ist auch noch nie und nirgends eine Entstehung von Organismen durch blosses Zusammenwirken unorganisch empirischer Stoffe nachgewiesen. Alles was man früher aus einer derartigen Urzeugung (generatio aequivoca) erklärte, ist vielmehr eine Wirkung der überallhin verbreiteten unbemerkbaren Keime niederer Organismen, wie genaue Untersuchungen der Neuzeit immer vollständiger dargethan haben. Auch die Chemie schreitet zwar dahin fort, dass sie immer mehr solcher chemischer Verbindungen, wie sie innerhalb des Organischen entstehen, auch auf unorganisch künstlichem Wege darstellen lernt. Allein es gilt diess bloss für chemische Zusammensetzungen von Stoffen, so dass sie selbst dann, wenn sie einmal Eiweissverbindungen hergestellt hätte, doch damit noch nichts als eine todte chemische Verbindung hergestellt haben würde. In keiner Weise dagegen hat die Chemie auch nur die geringste Aussicht, irgend einmal einen Organismus der allereinfachsten und niedersten Art herstellen zu können. Die empirischen Stoffe bleiben ihrer ganzen Natur nach das

Reich des einseitigen äusserlichen Theildaseins, und das Organische als die innere Herrschaft des Ganzen (oder des Centrums) über die Theile ist, ungeachtet es die empirischen Stoffe als Voraussetzung in sich schliesst, doch ein ganz anderes Reich, eine ganz neue Stufe.

2. Innere Analogie des Organischen mit dem Grundgesetz der Natur- und Erdentwicklung.

a) Ursprung aller Körperlichkeit; Schwere, Wärme und Licht.

14. Wenn es also nur eine traurige und undeutsche Oberflächlichkeit unserer Zeit ist, den organischen und geistigen Lebensgrund aus den äusserlich empirischen Stoffen erklären zu wollen, und wenn aus diesem Reiche der Erdperipherie, oder des individuellen Einzeldaseins der Theile, die innere Koncentrirung des Organischen, diese Herrschaft des Ganzen über die Theile, nicht entsprungen sein kann, so müssen wir den Ursprung des Organischen, um ihn doch naturgesetzlich zu denken, nothwendig in dem innerlich centralen Entwicklungsgesetz des Erdganzen suchen gegenüber von dem äusserlichen Theildasein ihrer Peripherie. Denn wenn im Ursprung des Organischen, wie die Thatsachen zeigen, die individuellen Stoffe nur als Mittel für das organisirende Princip gedient haben können, so muss dieses für sich selbst gedacht im Gegensatz zu ihnen eine noch individualitätslose Koncentrirung gewesen sein, die aber selbst nach individueller Centrumsform hinstrebte.

Nur das noch nicht zu individueller Stofflichkeit entwickelte, sondern noch individualitätslos und unterschiedslos koncentrirte Ganze, aus dem auch alle individuelle Theilentwicklung der Stoffe erst hervorgegangen ist, konnte und musste eben als solches in seinem Streben nach selbständig individueller Umbildung sich schliesslich als innerlich beherrschendes Centrum behaupten, und desshalb erst durch organisirendes Einwirken auf die schon vorhandenen individuellen Stoffe sich zu individueller, d. h. organischer Centrumsform umbilden. Und nur jenes noch rein beherrschende,

von aller unmittelbar individuellen Theilbestimmtheit noch freie, also seiner inneren Natur nach noch selbstlos universelle Centrum konnte und musste auch ebendesshalb in seiner höchsten Entwicklung sich zu dem vollenden, das psychisch von aller unmittelbar besonderen Theilbestimmtheit frei, und so wieder universelle, unsinnlich geistige Centrumsform ist.

So werden wir also allerdings auf einen nicht empirischen Grund des Organischen zurückgewiesen, wie längst schon das religiöse Bewusstsein an einem nicht empirischen Grunde desselben festgehalten hat. Aber dieser Grund ist darum nicht weniger ein naturgesetzlicher; vielmehr ist eben diess die traurige Flachheit und Widersinnigkeit jetziger Zeit, dass sie das Naturgesetzliche mit dem empirisch Aeusserlichen und Handgreiflichen zusammenwirft, während doch die empirische Stofflichkeit (d. h. die der blossen Erdperipherie) ihrer Natur nach nur die des individuellen äusserlichen Theildaseins ist, aus welchem das entgegengesetzte organische Princip, diese innerlich beherrschende Einheit des Ganzen, nie zu erklären ist. In Wahrheit wird sich darum auch zeigen, wie schon diese ganze empirische Erscheinungswelt ihrer Konsequenz nach auf den Ursprung aus jenem nicht empirischen Grunde zurückweist, und wie mit ihm erst die naturgesetzliche Bedingtheit in ihrer vollen und konsequenten Reinheit und Strenge erkannt ist, während die jetzige, noch einseitig von der empirischen und individuellen Stofflichkeit ausgehende Auffassung die wahre naturgesetzliche Bedingtheit und Entwicklung noch völlig verleugnet und aufhebt.

15. Eine solche allem Individuellen noch entgegengesetzte Koncentrirung nämlich, wie sie im Obigen (wenigstens als die eine Seite) für den Ursprung des Organischen gefordert ist, finden wir schon in dem Grundgesetze des Erdganzen und der Natur überhaupt, in der Schwere, die als innere Koncentrirung der Theile oder unselbständige Zusammenfassung derselben dem Organischen analog ist. Und zwar ist es auch bei diesem Gesetze die Gesammtheit der Theile, welche diese zusammenfassende gegenseitige Wechselwirkung auf einander ausübt. Denn bekannt-

lich ist es ja die Gesammtmasse, welche die Anziehung ausübt und nach welcher sich die Kraft derselben bestimmt, nicht aber der Mittelpunkt als solcher, in welchem sich vielmehr nur die gegenseitige Gesammtwirkung der Theile koncentrirt. Die individuellen Stoffe dagegen stehen zu diesem Anfangsgesetze ebenso im Gegensatz, wie umgekehrt zum Schluss der Naturentwicklung, dem Organischen. Denn die Individualität der Stoffe setzt sich ja als Undurchdringlichkeit einer noch unselbständigeren inneren Zusammenfassung der Stofftheile entgegen, so dass die Schwere auf die äusserlich mechanische Wirkungsweise durch Druck und Fall beschränkt wird, obwohl wir bei der noch unselbständigsten und unausgebildetsten Form individueller Stofflichkeit, der luftartigen (gasartigen), auch noch eine unselbständige innerliche Komprimirung und Verdichtung der Theile durch die Schwere finden. (Die innere Analogie der Schwere als Koncentrirung aber mit der organischen Einheit zeigt sich demgemäss auch in der runden Form, Kugelform, während die nach selbständiger Aeusserlichkeit der Theile strebende Kristallform die gerade Fläche und Kante zeigt.)

16. Aber ebendesshalb, weil alle individuelle Stofflichkeit schon in einem Gegensatz gegen die Schwere, einer Beschränkung derselben besteht, kann diese auch nicht erst in den Stoffen ihren Grund haben. Die Schwere rein an sich selbst gedacht, im Gegensatz zu den individuellen Stoffen, würde ja eine rein unselbständige und individualitätslose innere Zusammenfassung der Theile sein, kann also nicht in der ihr entgegengesetzten und sie selbst beschränkenden individuellen Stofflichkeit ihren Grund haben. Vielmehr wenn alle Stofflichkeit schon in einer Intensität besteht gegenüber vom bloss Extensiven (dem blossen Aussereinander), so ist ja eben die Schwere selbst, diess Ineinander- und Zusammenwirken, die erste und allgemeinste, noch nicht individuelle Form des Intensiven. Dieses hat im Gegensatz zum blossen Aussereinander (oder der blossen Ausdehnung) eben im Ineinander- und Zusammenwirken sein nächstes Wesen. Auch geht überall nach einem inneren Naturgesetze das noch Unselbständige und Individualitätslose, sowie das noch Un-

differenzirte (zu keinen individuellen Unterschieden Entwickelte) dem selbständig Individuellen und in sich Differenzirten voraus, daher z. B. im Stufengang des Organischen die noch ganz ungegliederten, noch undifferenzirt gleichmässigen Organismen das Erste und Niederste sind, und ebenso jede Keimentwicklung mit der noch ganz ungegliederten, zu keiner peripherischen Besonderung entwickelten, sondern einseitig centralen und undifferenzirten Anlage beginnt. Und so wird also auch alle individuelle Stoffliehkeit erst aus der noch individualitätslosen und undifferenzirten Koncentrirung, aus der Schwere als diesem noch selbstlos Centralen und Universellen entsprungen sein, zu welchem dann der Schluss der Naturentwicklung, der Mensch, diess vollendet individuelle und selbständige, aber ebendarin frei universelle Centrum, das vollkommene Gegenbild ist. Und diese Auffassung wird, wie das Folgende zeigt, durch die ganze Analyse der Erscheinungen bestätigt.

17. Da die Schwere nicht in den individuellen Stoffen beruhen kann, sondern selbst alle Stofflichkeit begründen muss, so muss sie ein Grundverhältniss der Ausdehnung selbst sein; und diess ergibt sich unmittelbar aus deren Natur. Ueberall nämlich in der Ausdehnung ist ja nur in einem Zusammen von Theilen etwas oder ein Reales. Nur eben in einem Ausgedehnten oder in sich unterschiedenen Ganzen ist überhaupt etwas. (Der blosse unterschiedslose Punkt ist nichts.) Eben darin aber, dass so Realität stetig und überall nur in einem Zusammen, in einem in sich unterschiedenen Ganzen ist, liegt auch unmittelbar, dass sie stetige innere Zusammenfassung zum Ganzen ist Denn zufolge des Gesagten ist ja stetig und überall das an einander Grenzende erst in diesem Zusammen etwas oder Realität; stetig und überall ist also das Zusammengrenzende schlechtweg Einheit, weil es ja überhaupt erst in diesem Zusammen (oder als ein Ganzes) etwas ist. Die an einander grenzenden Theile sind also nicht, wie wir zunächst wähnen, selbständig äusserlich gegen einander, sondern sie sind der Realität nach in schlechtweg unselbständiger und unzertrennlicher Weise unmittelbare Einheit. Folglich sind auch die

räumlich noch so weit von einander entfernten Theile doch gleichfalls in dieser unmittelbaren innern Einheit; denn da im Zwischenraume stetig und überall dieselbe unmittelbare Einheit ist, so sind auch die von einander entfernten Theile doch ebenso schlechtweg unmittelbare innere Einheit. Jeder der weit von einander entfernten Theile ist also doch seiner Realität nach zugleich unmittelbar in dem andern wirksam gegenwärtig; alle sind mit einander in reiner innerlich unselbständiger Wechselwirkung.

Eine solche reine Wechselwirkung aber, in welcher alle Theile von allen Seiten her mit einander stehen, fasst sich der Natur der Sache nach nur im Mittelpunkte zusammen; nur hier ist sie als eine gemeinsam und gleichmässig von allen Theilen stattfindende gegenwärtig. Im Mittelpunkt allein also (der natürlich gleichfalls ausgedehnt ist) ist die intensive Gesammtrealität oder Wirksamkeit der ganzen Peripherie, die für sich gedacht das bloss Extensive (der blosse Weltraum) ist. — Dagegen ist es nur das einseitig subjektive (idealistische) Verhalten unseres Denkens, das, indem es die Theile der Ausdehnung einseitig nur von einander unterscheidet und sie auseinander hält, fälschlich meint, sie seien ganz selbständig äusserlich gegen einander.

18. Schon das Grundverhältniss der Natur und Ausdehnung also ist ganz analog, wie im Organischen, eine reine innere Wechselwirkung aller Theile, eine innere Koncentrirung und Zusammenfassung derselben zum Ganzen. Ja dieses Grundverhältniss ist eine weit schärfere innere Einheit der Theile, weil es ja eine reine Wechselwirkung, eine rein unselbständige und individualitätslose Zusammenfassung derselben mit dem Ganzen ist, während im Organischen die Theile zugleich eine stoffliche Individualität haben, also nicht in dieser reinen und ganz unselbständigen Wechselwirkung und Einheit sind. Aber freilich ist ebendesshalb diess Grundverhältniss der Natur auch noch das unfreieste, individualitätsloseste, während das Organische, vor allem in seiner Vollendung zum Menschen, das vollendet Individuelle ist. So ist in jenem Grundbegriffe, in dieser ursprünglichen Begründung der Schwere, ebenso das unfrei bedingende Naturgesetz in

seiner schärfsten Reinheit ausgesprochen, dass nämlich ursprünglich alle Theile auf rein unselbständige und individualitätslose Weise vom Ganzen beherrscht sind, — wie doch gerade hierin auch schon von Anfang die innere Analogie mit dem Organischen und Geistigen ausgesprochen ist, die, wie sich zeigen wird, nothwendig in diesem ihr Ziel haben muss. Denn auch der Geist hat ja wieder sein Wesen in der von aller individuellen Theilbestimmtheit psychisch freien, rein beherrschenden Einheit des Ganzen. Wie diese als selbstlos universelle innere Einheit der Theile der Anfang der Natur ist, so ist sie als frei universelle, geistige ihr Ende. Nach jenen beiden Seiten unterscheidet sich der obige Grundbegriff völlig von der jetzigen, naturwissenschaftlichen Theorie; denn diese fasst die Stofftheile von Anfang in ganz widersinniger und falscher Weise als selbständig getrennte Atome und setzt sie überhaupt als individuelle Stoffe schon vor der Schwere voraus. Aber eben durch diese mechanisch äusserliche Selbständigkeit der Atome gegen einander macht sie alle Erklärung des Organischen und Geistigen unmöglich. Sie ist also nach jener ersteren Hinsicht ebenso noch eine falsch idealistische, wie nach der zweiten eine todt mechanische und äusserliche Naturauffassung.

19. Allein das Wesen jenes ursprünglichen koncentrirten Ineinanderwirkens der Theile ist mit dem Begriffe der Schwere oder Koncentrirung selbst noch nicht erschöpft. Da es vielmehr die Gesammtheit aller Theile (oder die gesammte Peripherie) ist, die auf jene Weise von entgegengesetzten Seiten her in einander wirkt, so hat dieselbe zwar nur im Centrum ihre intensive Gesammtrealität, allein sie muss doch in derselben zugleich auch noch nach allen Seiten der Peripherie hinaus wirken und bezogen sein. Sonst würden ja die sämmtlichen Theile der Peripherie nicht wirklich in alle hineinwirken, sondern vielmehr bloss auf die im Mittelpunkt vorhandene Intensität derselben, nicht aber in den äusseren Umkreis. Obgleich also nur das Centrum der Urkörper ist und hierin von der äusseren Peripherie geschieden und entfernt ist, so muss es doch, weil es nur das Wirken der gesammten Peripherie auf einander

ist, in seiner Scheidung von ihr zugleich in die entfernte hinauswirken und bezogen sein. So wie die entfernte Peripherie doch als unmittelbare stetige Einheit im Centrum gegenwärtig und wirksam ist, so muss auch dieses kraft derselben unmittelbaren Einheit in der entfernten Peripherie gegenwärtig und wirksam sein. Sofern wir nun diess rein nach Seiten der Wirkung in die Peripherie hinaus fassen, so ist diess die **Wärme**strahlung. Sofern aber das Centrum ebenso nach seinem eigenen für sich geschiedenen Wesen doch zugleich innerlich offene Beziehung in die Peripherie hinaus (oder Einheit mit dieser) sein muss, so muss es also in dieser ebensosehr nach Seiten seiner Abscheidung oder Abgrenzung gegen sie (also nach seiner blossen entfernten Oberfläche) gegenwärtig sein, wie dieselbe doch eben darin als innerlich offene Beziehung auf die Peripherie in derselben gegenwärtig ist; und diess ist das Wesen des **Lichtes**, dieses Hereinscheinens des Centrums in die Peripherie.

Wärmestrahlung und Licht haben also darin ihren Grund, dass das unselbständige Ineinanderwirken aller Theile, wenn es auch seine intensive Gesammtrealität nur im Mittelpunkt (nur in der Schwere und Koncentrirung) hat, doch ebenso in die äussere Peripherie hinein sich erstrecken muss, obgleich es aus dem bezeichneten Grund nur noch als ein relatives Hereinwirken und Hereinscheinen des geschiedenen (entfernten) Centrums sich zeigen kann.

20. In der obigen Begründung von Wärme und Licht ist das scheinbar Widersprechende, was sie als ein Strahlen in die Ferne an sich haben, schon von vorn herein erklärt durch ihren unmittelbaren Zusammenhang mit der Schwere, indem ja auch diese in der unmittelbaren Einheit und dem Ineinanderwirken des räumlich Entfernten beruht. Insbesondre ist auch das Licht als dieses blosse Hereinscheinen ganz seiner Erscheinung gemäss erklärt, da auch das eigene Wesen des Centrums ungeachtet seines Geschiedenseins von der Peripherie doch ebendarum, weil es selbst nur die gegenseitige intensive Einheit der Peripherie ist, als innerlich offene Beziehung auf diese in ihr gegenwärtig sein muss. Aber allerdings kommen im Lichte die entgegengesetzten Seiten

dieses Verhältnisses zu ihrem schärfsten Ausdruck, nämlich einerseits die Abscheidung oder Abgrenzung des Centrums gegen die Peripherie, wonach es bloss als entfernte Oberfläche in diese hereinscheint, und andererseits, dass es doch auch so in innerlich offener Einheit mit der Peripherie und in ihr relativ gegenwärtig ist. Desshalb ist das Wesen des Lichts für die falsche selbständig äusserliche und mechanische Auffassung der Theile des Ausgedehnten am unbegreiflichsten.

In Wahrheit aber sind also Wärmestrahlung und Licht, ebenso wie die Schwere, nur die einfachen Grundformen jenes ursprünglichen reinen und individualitätslosen Ineinanderwirkens aller Theile oder ihrer selbstlos universellen Einheit. Die Analogie mit der organischen Wechselwirkung der Theile ist hier noch augenfälliger, da dieses Durchstrahlen der Peripherie durch das Centrum von selbst an das der leiblichen Peripherie durch das psychische und geistige Centrum, an die innere Einheit des Centrums mit den Nerven in Empfindung und Selbstbewegung u. s. w. erinnert. Aber ebenso augenfällig ist freilich der vollkommene Gegensatz dieses anfänglichen Grundverhältnisses zum Organischen, da diese glühend lichte Einheit mit der Peripherie noch das völlig Individualitätslose und Unselbständige ist gegenüber vom organisch individuellen und geistigen Leben, und da es zugleich damit die ganz in die Peripherie hinausbezogene Aeusserlichkeit ist gegenüber von der unsichtbaren Innerlichkeit des geistigen Centrums. Und dennoch ist es eben diese selbstlose innere Einheit mit dem Ganzen, in der von Anfang alle Grösse, Zweckmässigkeit und Erhabenheit der Natur begründet liegt. Denn durch sie allein kann sie sich auch zum Schlusse über alles selbstische Theildasein erheben zur geistig universellen Centrumsform. So wie die anfängliche rein warme und lichte Grundform noch nichts von individuellem Theildasein enthält, so hat ja auch wieder die geistige Einheit ihr Wesen darin, dass sie psychisch von aller individuell besonderen Theilbestimmtheit frei ist. Von Anfang ist die Natur nicht selbstisch äusserliches Theildasein, nicht selbstisch kalt und finster; ihr Anfang ist reine innere Zusammenfassung mit dem Ganzen, reine Wärme und lautres

Licht, das triumphirende Abbild der ewigen selbstlosen Liebe und der erkennenden Klarheit, mit welcher der Geist erst Menschheit und Welt zu umfassen bestimmt ist. Kurz, nur kraft jener selbstlos universellen Einheit der Theile ist die Natur von Anfang ein Reich des Guten, während die jetzige Naturauffassung sie von Anfang in ein Reich des selbstisch finstern und kalten Theildaseins verkehren würde, so wie sie dann konsequent auch den Geist, das menschlich Universelle, aus dem selbstisch thierischen Kampf um das Eigendasein entspringen lassen muss, in Wahrheit aber alle Erklärung des Organischen, wie des Geistigen unmöglich macht.

b) Ursprung der individuellen (planetarischen) Entwicklung.

21. In jener der Schwere ganz entgegengesetzten warmen und lichten Hinausbeziehung in die Aeusserlichkeit der Peripherie liegt nun auch der Grund, der zu einer konsequenteren und höheren Form der Koncentrirung, zur selbständig innerlichen und individuellen fortführt.

Das ursprüngliche Centrum muss nämlich, da es in der gegenseitigen intensiven Einheit aller Theile mit der gesammten Peripherie beruht, allerdings in der fortwährenden innerlich unselbständigen, warmen und lichten Einheit mit ihr bleiben. Allein eben in dieser hinausbezogenen Einheit mit dem ganzen äusseren Umkreis ist es noch nicht volle innere Zusammenfassung und Koncentrirung, wie es doch die Konsequenz des Grundverhältnisses, die innerlich intensive Einheit im Gegensatz gegen das Aussereinander, mit sich bringt. Es ist ja als Koncentrirung von der Peripherie verschieden und in sich schon (nicht bloss als Hinausbeziehung) Intensität, muss also im Gegensatz zu jener expansiven Hinausbeziehung sich noch reiner und vollständiger in sich zusammenfassen und koncentriren. Die rein innerliche Konsequenz der Schwere muss sich als solche geltend machen gegen ihre unselbständige Einheit mit Wärme und Licht. Allein da das Centrum seiner Grundform nach nicht aus dieser Einheit herauskann, so kann

sich jene selbständig innerliche Koncentrirung nur in einem kleinen Theile vollziehen, der nun als innerlichste selbständige Koncentrirung sich aus dem ursprünglichen Centrum ausscheidet und zu einem selbständig neuen Centrum wird, das als solches nicht mehr innerhalb jener ursprünglichen warmen und lichten Beziehung auf die Peripherie steht, obgleich es zufolge des allgemeinen Grundverhältnisses der Schwere in der Gravitation um seinen Urkörper bleibt. In dieser Konsequenz also liegt der Ursprung der planetarischen Weltkörper als der selbständig innerlichen Koncentrirungsform. Denn, wie sich zeigen wird, vollzieht sich diese Konsequenz selbst wieder in einer Verschiedenheit von Stufen und führt zugleich an sich selbst zur Ausbildung des individuellen, kalten und dunkeln Theildaseins jener Weltkörper.

22. Indem nämlich das neue Centrum aus der konsequenten reinen Zusammenfassung entstanden ist, so ist es zwar in seinem Ursprung auch noch individualitätslos zusammengefasst, rein glühend. Allein da es aus der ursprünglichen Schwere oder Zusammenfassung, kraft welcher der Urkörper überhaupt erst ist, herausgetreten ist, so steht es nun zu der Schwere, welcher es jetzt noch unterliegt, in einem ganz andern Verhältniss. Es ist nicht etwa in unselbständiger Weise erst durch dieselbe, sondern geht als diese selbständig ausgeschiedene Koncentrirung der jetzigen Form seiner Schwere schon voraus. Also hat auch diese Schwere nicht jene unselbständig koncentrirende Macht über die Theile, wie die ursprüngliche Schwere; sondern auch alle Theile des neuen Centrums gehen ihrer jetzigen Zusammenfassung durch die Schwere schon selbständig voraus, unterliegen also nicht mehr der rein unselbständigen Zusammenfassung durch sie.

Während in der blossen Ausdehnung selbst jeder Theil nur kraft seiner innern Einheit mit allen andern, also kraft der Schwere, ein Intensives ist, und während ebenso im ursprünglichen Centrum jeder Theil nur kraft der in ihm vorhandenen allgemeinen Zusammenfassung oder Schwere ein Intensives ist, so ist dagegen in dem ausgeschiedenen neuen

Centrum jeder Theil auch schon für sich selbst, vor seiner Schwere und abgesehen von ihr, ein Intensives. Dagegen sind sie im Ursprung des ganzen Weltkörpers noch so unselbständig mit dem Ganzen zusammengefasst, als wären sie gar nichts für sich, sondern wären bloss in der Schwere, in der selbstlosen inneren Einheit mit dem Ganzen, ein Intensives. Gegen diese anfängliche einseitig individualitätslose und glühende Zusammenfassung also müssen sie sich zugleich in ihrer selbständigen Intensität geltend machen. Der Grund zu jener Zusammenfassung ist ja eben mit der Ausscheidung aus der ursprünglichen Schwere weggefallen, und so beginnt jetzt an der Peripherie die selbständig individuelle Theilentwicklung, die an sich eine Erkaltung und Verdunklung ist. — Die selbständige innerliche Koncentrirung wird also, indem sie zunächst der unselbständigen warmen und lichten Einheit mit der äusseren Peripherie sich entgegensetzt, zugleich auch zum Gegensatz gegen die noch individualitätslose Anfangsform der Schwere, d. h. sie wird zum Grund des selbständig Individuellen, das in seiner Schwere zugleich auch schon selbständiger Gegensatz gegen sie ist. Alle planetarischen Weltkörper also (worunter in diesem weitesten Sinne auch die Kometen gehören) sind rein aus der Konsequenz der vollen Koncentrirung entsprungen, sie sind wahrhafte Geburten ihres Urkörpers, analog wie die organischen Wesen, nur dass sie in ihrem Ursprung noch individualitätslose Geburten sind. Widersinnig dagegen ist es, dass sie, wie die jetzige Weltbildungshypothese will, aus äusserlich mechanischer Theilablösung (infolge ungleicher Verdichtung des ursprünglichen Sonnenballs und eintretender Wirkung der Centrifugalkraft) entstanden wären. Denn diess würde ein individuelles Theildasein schon voraussetzen, während es vielmehr erst aus der selbständig innerlichen (planetarischen) Koncentrirung als Folge entspringt, und allein auf diese Weise, von der noch individualitätslosen Koncentrirung und ihrem Entwicklungsstreben aus, auch das Organische und Geistige möglich ist. Die jetzige Hypothese hat vielmehr nur für die Trabantenbildung (Mondbildung)

eine Wahrheit, wie sie auch nur von dieser abstrahirt ist (Saturnsringe).

23. Auch die selbständig innerliche Koncentrirung, die der Grund der planetarisch individuellen Welten ist, beginnt nun aber in ihrer ersten Stufe wieder mit ihrer bloss äusserlichen Seite, d. h. noch mit dem blossen Gegensatz gegen aussen, gegen die warme und lichte Hinausbeziehung, und folglich, da diess auch den Gegensatz gegen die individualitätslose Anfangsform der Schwere in sich schliesst, mit dem blossen und einseitigen Gegensatz gegen diese. Dagegen ist sie, weil sie nur erst auf diesen negativen Gegensatz gegen die unfreie Anfangsform von Wärme und Licht und so auch gegen die Anfangsform der Schwere hingerichtet ist, noch nicht ebenso auf die volle und positive Durchbildung der innerlichen Einheits- und Koncentrirungsform hingerichtet. So hat denn diese erste und unreifste Stufe der selbständig innerlichen Koncentrirung nothwendig die einseitig selbständige Theilentwicklung des neuen Centrums zur Folge, die einseitige Entgegensetzung der Theile gegen ihre ursprüngliche individualitätslose Zusammenfassung, also die einseitig excentrische Zerfahrenheit der Theile, die erst da ihre Grenze findet, wo das immer schwächer werdende Auseinanderstreben mit dem entgegengesetzten Zuge der Schwere in das Gleichgewicht tritt. Diese erste und einseitigste Form der Theilentwicklung, die darum auch in der excentrischen Schweifform und ebenso in der excentrischen Bahnform sich darstellt, sind also die Kometen. Ihr Unterschied von den Planeten aber besteht sonach darin, dass sie es noch nicht auch zu einer selbständig umgebildeten und individuellen Einheits- und Koncentrirungsform der Theile bringen.

Derzeit scheinen nun freilich unter dem Namen der Kometen noch sehr verschiedenartige Körper befasst zu sein, die keineswegs alle dem obigen Begriffe in seiner strengen Konsequenz entsprechen, sondern auch schon niederen und unreifen Stufen des eigentlich Planetarischen angehören. Denn wenn es allmählich unzweifelhaft scheint, dass Körper, die man unter jenem Namen mitbefasst, zu den sogenannten Meteoriten gehören, und wenn man bei einzelnen gewisse gasigte Spektren gefunden haben will, so wären damit schon bestimmtere individuelle

Stoff- und Einheitsformen gegeben, wie sie nach dem Obigen erst dem eigentlich planetarischen Gebiet (mit seinen freilich sehr mannigfachen Stufen) angehören können, wenn auch solche Formen, die noch in recht einseitiger Weise das selbständig äusserliche Theilstreben zeigen. Allein jene oben erörterte Konsequenz, in welcher der Ursprung aller selbständig individuellen Weltkörper und ihrer Ausscheidung aus den Urkörpern liegt, fordert als erste und nächste Stufe eine noch schärfere und einseitigere Form der selbständigen Theilentwicklung, als die jener oben genannten Körper wäre, die bei aller Einseitigkeit ihrer Theilentwicklung doch zugleich schon an individuell umgebildeten Einheitsformen (nach Art unserer irdischen Stoffe) theilhaben. Wenn die erste und nächste Form, in der sich jene obige Konsequenz verwirklicht, nur erst den Gegensatz gegen die selbstlos peripherische (heisse und lichte) Hinausbeziehung der Urkörper enthält, nur erst diese negative Seite der selbständig in sich koncentrirten Ausscheidung, noch nicht auch die schon reifere Form der positiven selbständig innerlichen Einheit (die dann also bei der selbständigen Theilentwicklung sich zu individuellen Einheitsformen umbilden muss), so kann bei jener ersten Stufe die beginnende selbständige Theilentwicklung sich auch nur erst auf das selbständige Auseinandertreten, auf diesen blossen Gegensatz gegen die ursprüngliche selbstlos innerliche Zusammenfassung des Weltkörpers (oder gegen diese Herrschaft der reinen Schwere) beschränken. Die erste, noch unreifste und niederste Form aller selbständigen Theilentwicklung kann noch nichts Weiteres enthalten, als den allgemeinen Grundcharakter aller individuellen Theilentwicklung, den Gegensatz gegen die ursprüngliche reine Herrschaft der Schwere.

Indem nun also die Kometen in diesem ihrem reinen und scharfen Begriffe nur erst das möglichste excentrische Auseinandertreten der Theile vertreten ohne gleichzeitige individuelle Einheitsformen, so bleiben diese selbständigen Theile, soweit sie doch selbst noch ein Minimum von intensiver Zusammenfassung sind, allerdings selbst noch individualitätslose Einheit, so dass jeder der kleinen Theile ebendamit ein entsprechendes kleinstes Centrum ist, wie es der ganze Körper in seiner ursprünglichen individualitätslosen Zusammenfassung war. Jeder Theil ist jetzt also ein innerlich selbständiger Schwerpunkt, nur im kleinsten Massstab, so wie auch jeder noch in demselben relativen Masse an der ursprünglichen individualitätslos warmen und lichten Natur Theil hat, desshalb, weil er ja in sich selbst (wenn auch nur in einem Minimum) noch jene individualitätslose Zusammenfassung ist, nicht aber eine individuell umgebildete Einheitsform. Nur aus der ursprünglichen, noch unmittelbar kosmischen Form von Wärme und Licht ist der ganze Weltkörper ausgeschieden und ist nach dieser Seite selbständig individuell, noch nicht aber ist er es nach seiner eigenen innern Natur, wenn gleich bei der so schwachen Intensität seiner auseinandergetretenen Theile natürlich auch die warme und lichte Natur ihnen nur

in derselben schwachen Form zukommen kann. (Abkühlung durch den Weltraum dagegen hat auch hier noch keinen Sinn, weil diese erst da eintreten kann, wo die eigene innere Natur der Theile schon auf individuelle Form hingeht.)

Diess Alles, so sehr es von der bisherigen Auffassungsweise abweichen mag, wird theils dadurch bestätigt, dass auch der empirischen Beobachtung zufolge den Kometen (d. h. ohne Zweifel nur den im eigentlichen Sinn so zu nennenden) ein schwaches eigenes Licht zukommt, theils die eigenthümlichen Ausströmungen derselben in der Sonnennähe und die bestimmte Form derselben sich von selbst aus dem Obigen erklären. Denn durch diese Anziehung in der Sonnennähe wird ein erneutes Auseinandertreten der Theile hervorgerufen, durch welches der Schweif vermehrt, der vorher noch dichtere Kern dagegen geschwächt wird. Insbesondere aber erscheint so allein diese erste und einseitigste Stufe der Theilentwicklung in ihrer vollen und natürlichen Analogie mit der ersten und einseitigsten Form irdisch-planetarischer Theilentwicklung, nämlich der Luft. Denn auch diese enthält ebenso den einseitigsten blossen Gegensatz gegen die Schwere, das blosse Auseinanderstreben der Theile, wie sie doch ebendesshalb wiederum der ursprünglichen individualitätslosen Zusammenfassung noch am nächsten steht, als unselbständige innerliche Komprimirbarkeit der Theile und (nach ihrem ersten und nächsten Elemente, dem Sauerstoff) als der noch am wenigsten individuelle und darum chemisch öffenste und unselbständigste Stoff, wie davon weiter unten die Rede sein wird. Allein die Luft stellt also dieses Verhältniss der entgegengesetzten Seiten innerhalb der sich behauptenden inneren Einheit der Theile dar, die ebendamit selbst zu einer individuellen Einheitsform sich umgebildet hat. Denn dadurch erst, dass die Theile innerhalb ihrer sich behauptenden Einheit in das selbständig äusserliche Verhältniss zu einander treten, wird dasselbe eine individuell kalte und dunkle Einheitsform. Bei den Kometen dagegen (nach ihrem obigen engeren Begriffe) erscheint das Auseinanderstreben der Theile noch rein für sich, als völliges selbständiges Auseinandertreten (noch nicht als Streben nach einem selbständigeren Verhältniss innerhalb der sich behauptenden Einheit), so dass aber ebendesshalb, weil die selbständige Theilentwicklung nur erst hierin besteht, auch wiederum das in ihnen selbst noch vorhandene Minimum von Zusammenfassung ein noch individualitätsloses ist, gleich dem ursprünglichen Zustand des Ganzen, und ebendesshalb jeder dieser auseinandergetretenen Theile noch ein selbständig innerlicher Schwerpunkt ist, wenn auch unter der Anziehung aller übrigen. So ist denn hier ebenso der einseitigste Gegensatz gegen die ursprünglich zusammenfassende Macht der Schwere vorhanden, wie doch ebendarin diese noch individualitätslose Natur der ursprünglichen Schwere sich forterhalten hat. Diese beiden entgegengesetzten Seiten sind im Wesen der Kometen noch einseitiger vorhanden, als in der Luft, dieser ersten irdisch-planetarischen Theil-

form. Genauere Forschungen als die bisherigen werden denn auch ergeben, dass die Kometen in diesem ihrem engeren und schärferen Begriffe wesentlich zu scheiden sind von solchen, die schon einer (wenn auch niederen) Form der planetarischen Theilentwicklung angehören. Die Bedeutung, welche dieser Unterschied für die Einsicht in die principiellen Grundlagen der Naturentwicklung hat, machte ein solches Eingehen auf denselben nothwendig. Man sieht auch hier wieder, welche völlige Verkehrung es ist, ein selbständig kaltes und dunkles Dasein der Theile (oder Atome) als das Erste zu denken, (so wie es die Konsequenz der jetzigen Naturauffassung ist), und wie vielmehr gerade die erste und einseitigste Form der Theilentwicklung als solche auch noch die individualitätslose lichte und warme Natur des Anfangs in sich hat. Kurz es gilt auch hier die Einsicht, dass nicht vom empirisch Aeusserlichen und Handgreiflichen aus, an das allein diese jetzige Zeit sich halten will, sondern nur von dem konsequenten innern Entwicklungsgesetze aus, auf das all diess Empirische zurückweist, die wahrhafte und volle Natur zu erkennen ist.

24. In den Kometen zeigt sich also noch am schärfsten und einseitigsten, (aber freilich ebendesshalb auch noch am unvollständigsten), wie alles Individuelle im Gegensatz gegen die Schwere (ebenso, wie gegen Wärme und Licht) sein Wesen und seinen Ursprung hat. Allein da das ursprüngliche Verhältniss der Theile ihre innerliche Einheit und Koncentrirung ist, so muss die reifere und schon konsequenter durchgebildete Stufe planetarischer Weltkörper auf eine solche Koncentrirung hingehen, bei welcher sich die innere Einheit der Theile auch in ihrer Verselbständigung zugleich miterhält, und so selbst erst zu individuell kalten und dunkeln Einheitsformen und deren verschiedenen Stufen sich umbildet, obwohl auch hiebei wieder zunächst das selbständig äusserliche und ebendamit unorganische Theilstreben das Herrschende sein wird, und so auch die eigentlichen Planeten wieder verschiedene Stufen darstellen.

Allein auch die zurückbleibende Masse des Urkörpers selbst kann doch nicht ganz ohne jene konsequentere Form des selbständig innerlichen Koncentrirungsstrebens bleiben, so sehr auch dasselbe unter die Herrschaft der entgegengesetzten peripherisch heissen und lichten Beziehung befasst ist. Da nun hier jenes Streben sich nicht als reine Zusammenfassung zu einem selbständigen Ganzen verwirklichen

kann, weil diess ja nur in der planetarischen Ausscheidung geschieht, so muss jenes innerliche und der peripherischen Hinausbeziehung entgegengesetzte Streben sich nothwendig als ein unmittelbares Theilstreben nach selbständig innerlicher individueller Einheitsform geltend machen, im Gegensatz zur selbstlosen Zusammenfassung mit dem übrigen Ganzen, so dass aber dieses innerliche und verdunkelnde Theilstreben mit seinen verschiedenen Formen immer wieder unter die auflösende und expansive Macht der heissen und lichten Hülle befasst bleibt. Daher jene von der Spektralanalyse entdeckten individuellen Entwicklungselemente, die im Spektrum des Sonnen- und Fixsternlichtes als verhältnissmässig dunkle Linien erscheinen. Das verdunkelnde Theil- und Individualstreben bleibt hier ebenso fortwährend unter die offenbarende und selbstlos universelle Macht von Wärme und Licht befasst, wie im geistigen Ziele der ganzen Entwicklung alles individuelle Sein nur zur dienenden und verklärten Erscheinung des sittlich-universellen Wollens werden soll.

25. Ihr konsequentes Ziel aber hat jene selbständig innerliche (planetarische) Koncentrirung erst in derjenigen Stufe erreicht, auf welcher der ganze Weltkörper, unbeschadet seiner selbständigen Entwicklung, doch in derselben zugleich die volle innere Beherrschung der Theile durch die Einheit ihres Ganzen, ihre volle innerliche Koncentrirung erhält und verwirklicht, also, wie die Erde, organischen und geistigen Lebens fähig wird.

Allein auch in der Erdentwicklung ist doch das Nächste und Unmittelbarste das Streben der Theile nach individueller Selbständigkeit gegen einander, so dass jedoch auch die innere Einheit der Theile sich zugleich behauptet und so nicht bloss selbst zur individuellen, sondern auch stufenweise zu einer immer durchgebildeteren werden muss, bis sie am Schlusse dieser unorganischen Theilbildung ihre innerlichste, der Aeusserlichkeit der Theile zugleich entgegengesetzteste Form erreicht hat. Und nun erst beginnt statt der unmittelbaren Theilbildung der Erdperipherie diejenige Entwicklungsthätigkeit des Centrums, in welcher es sich als innerlich beherrschende Einheit der Theile behauptet und so nicht mehr un-

mittelbar in sich selbst, sondern erst mittelbar, durch organisirendes Einwirken auf die schon vorhandenen Stoffe der Peripherie, sich zu individueller Centrumsform umbildet. Während also in der unorganischen Entwicklungsperiode die äusserliche Theilbildung der Erdrinde und andererseits das noch individualitätslose Centrum in einseitigem extremem Gegensatz neben einander verharren, so besteht die organische Erdperiode eben darin, dass nun endlich das Centrum als beseelende Entwicklungsthätigkeit auf die veräusserlichte Erdrinde einwirkt und sie zu seinem organischen Leibe macht. Und zwar kann es seiner eigenen Natur nach erst mit der Centrumsform endigen, die als wahrhaft beherrschende und geschiedene sich über ihr leibliches Theilleben erhebt. So wie der Anfang der Natur und der Erde die reine selbstlos-universelle Zusammenfassung der Theile ist, so endigt sie auch wieder mit dem frei Universellen, dem Geiste. Das obere geistig sittliche Centrum ist nur das vollendete Gegenbild des untern und anfänglichen.

26. Das Erste der ganzen Entwicklung aber ist also das unmittelbare Auseinanderstreben der Theile zur Selbständigkeit, im Gegensatz gegen die anfängliche selbstlos innerliche Zusammenfassung. Diess selbständige Streben der Theile findet jetzt zwar innerhalb ihrer sich fortbehauptenden Einheit statt, so dass diese ebendamit zu einer kalten und dunkeln Form wird. Allein da im Uebrigen diess Streben doch nur erst auf das freie Auseinandertreten der Theile hingeht, noch nicht auf eine individuellere Einheitsform derselben, so muss die innerliche Einheit sich dabei verhältnissmässig noch in der individualitätslosesten und unfreisten Form forterhalten, als Komprimirbarkeit zum unselbständigen Ineinander der Theile. Das innere Auseinanderstreben hat ja das unselbständige Ineinander selbst noch als entgegengesetzte Seite an sich. Diess ist das allgemeine Wesen der Luft.

Aber in diesem sind selbst wieder zwei bestimmtere Seiten enthalten. Die erste nämlich ist also das Streben nach dem bloss räumlichen Auseinander der Theile, so dass aber dieses ebendesshalb seiner innerlichen Natur

nach verhältnissmässig noch jene unselbständige und individualitätslose Offenheit behält, die in ihrer Reinheit freilich nur dem reinen Anfangszustand der Erde zukommt. Dieses Element der Luft ist also auch chemisch der noch offenste und individualitätsloseste, am meisten der Verbindung mit allen andern fähige der irdischen Stoffe, — Sauerstoff, bei welchem eben diese unselbständige innere Offenheit auch seine Komprimirbarkeit durch die Schwere noch etwas fördert, so dass er etwas dichter und schwerer ist als das andere Element der Luft. Erst dieses nämlich geht nun in vollem Sinn (soweit es in der Luft sein kann) auf das selbständige Fürsichsein der Theile, nämlich im Gegensatz gegen ihre ursprüngliche unselbständige Offenheit auch auf ihr innerlich geschlossenes und gegen aussen selbständig gleichgiltiges Fürsichsein. Und so ist diess Element, in welchem die andre Seite der Luft, die Schärfe ihres Theilstrebens, zur vollen Konsequenz kommt, nun umgekehrt der chemisch in besondrem Mass gleichgiltige und für sich beharrende Stoff — Stickstoff. Schon die erste Grundform der irdischen Entwicklung enthält so die entgegengesetzten Grundbedingungen alles Lebens, einerseits das unselbständig offene und erregende Element, das für den fortwährenden Athmungs- und Erneurungsprocess und so für die engere Einheit der organischen Stofftheile nöthig ist (Sauerstoff), und wiederum das selbständig gleichgiltige, das nicht bloss als äusseres Element das selbständige Fürsichbestehen der organischen Wesen sichert (gegen die einseitig angreifende und erregende Macht des Sauerstoffs), sondern das auch den innerlich selbständigsten chemischen Halt der Leiblichkeit gegenüber vom Sauerstoff abgibt (Stickstoff).

27. Allein das Streben der Theile muss auf eine noch vollkommenere räumliche Selbständigkeit derselben gegen einander gehen, als in der Luft, also auf ihre gegenseitige Undurchdringlichkeit und Geschlossenheit gegen einander, so dass ebendamit auch ihre innere Einheitsform eine individuell feste wird. Aber da auch diess Streben wieder nur erst auf jene räumliche Selbständigkeit der Theile gegen einander hingeht, analog wie oben bei'm Sauerstoff, also

nur erst auf jenen Gegensatz gegen die Schwere, so bleibt es nicht bloss gegen die andre, der Schwere entgegengesetzte und ausdehnende Macht, die der Wärme, verhältnissmässig noch unselbständig auflöslich, sondern wird auch mit dem Verlust seiner selbständig festen Form, als Wasser, wieder relativ komprimirbarer, behält nicht mehr seinen vollen selbständigen Gegensatz gegen die Schwere. Und indem es dem Sauerstoff analog nach bloss räumlicher Selbständigkeit der Theile strebt, so bleibt es auch in innerlich chemischer Hinsicht gleichfalls noch unselbständig offen und empfänglich, hat selbst die Sauerstoffnatur noch als Element in sich, so dass es demgemäss zersetzt werden kann. Damit verliert es nun freilich seine ursprüngliche Eigenform, sinkt in die Luftform zurück; allein es muss doch auch so nach seiner eigenthümlichen, vom Sauerstoff ganz verschiedenen Seite sich als diesen noch weit entwickelteren Gegensatz gegen die Schwere, als das im Vergleich mit der Luft noch weit entschiedener auseinandergetretene Theilstreben zeigen, als der specifisch leichteste irdische Stoff, Wasserstoff, der aber in der erneuten Verbindung mit Sauerstoff diesen seinen entwickelteren Gegensatz gegen die Schwere wieder in der ursprünglichen höheren Form zeigt, als Wasser und dessen Hinstreben nach der undurchdringlich festen Theilform (Eis).

28. Im Wasser, als diesem noch specifisch wandelbaren und unselbständigen Uebergangselement zur selbständig festen Aeusserlichkeit der Theile, ist wieder eine natürliche Grundlage alles Lebens gegeben, für das ja eben jene Wandelbarkeit zwischen dem festen, tropfbaren und luftartigen Zustande eine wesentliche Bedingung ist. Diess Uebergangselement hat eben in der Entwicklung aus der ursprünglichen noch rein selbstlosen Zusammenfassung aller Theile seinen Grund. Zugleich ist das eigenthümliche Formgesetz des Wassers, durch das es sich von fast allen andern Körpern unterscheidet, dass es nämlich in seinem selbständig festen Zustand ausgedehnter und leichter ist, als in seinem unselbständig wärmeren und dadurch wieder mehr komprimirbaren, flüssigen, — wiederum ein unmittelbarer Beweis,

dass es noch ganz in jenem Gegensatz gegen die Schwere, im Streben nach räumlicher Geschlossenheit der Theile gegen einander, sein Wesen hat. Denn nur darum wird es bei dem Verlust seiner selbständig festen Form wieder etwas komprimirbarer. Andre schon entwickeltere Körper, die nicht mehr bloss in jenem Streben nach Undurchdringlichkeit der Theile ihr Wesen haben, sondern schon bestimmtere Einheitsformen darstellen, erleiden ebendesshalb auch in ihrem geschmolzenen Zustand keine solche Verminderung ihrer Undurchdringlichkeit, sondern werden gemäss der reinen Wärmewirkung ausgedehnter und leichter.

29. Allein eben wegen dieser Unselbständigkeit, die im Streben des Wassers noch liegt, muss die weitere Entwicklung auf eine vollere Selbständigkeit der Theile und ihrer individuellen Einheitsform hingehen, nicht mehr bloss auf die räumliche Geschlossenheit und Undurchdringlichkeit, sondern überhaupt auf den selbständigen Gegensatz gegen die individualitätslos offene Einheitsform, also auch gegen die auflösende Macht der Wärme, wie überhaupt gegen alle unselbständige Modificirbarkeit. Und so ist nun diese Form die starre, spröde und gegenüber von der Wärme höchst strengflüssige Form, der massenhafte Grundbestandtheil der festen Erdrinde, — Silicium, der zwar in seinem ersten noch nicht selbständig ausgebildeten Ursprung der Verbindung mit dem noch individualitätslosesten Elemente, dem Sauerstoff, anheimfällt, aber zufolge seines Strebens auch diesen in die starre Aeusserlichkeit mit hineinzieht, als Kieselerde.

Indem nun in Silicium und Kieselerde, sowie schon der festen Form des Wassers, die Theile von ihrer noch unselbständigen inneren Einheit aus in diese selbständig äusserliche und spröde Einheitsform treten, so sind sie damit in ihrer selbständig festen Ausbildung doch zugleich stetig durch ihre innere Einheit bedingt, so dass diese als ein bedingendes Gesetz durch ihren ganzen Zusammenhang hindurchgeht, und zugleich je nach der eigenthümlichen Natur und Bestimmtheit dieses sich verfestigenden Ganzen demselben seine bestimmte Form gibt. So ist nun mit der Lage und Richtung jedes Theils zu-

gleich die aller andern nach einem hindurchgehenden Gesetze bestimmt. Diess Wesen der Kristallisation erklärt sich also gleichfalls nur durch die Entwicklung aller Selbständigkeit der Theile aus ihrer ursprünglichen innerlich selbstlosen Zusammenfassung, so dass aber in der geraden Fläche, Kante und Ecke dieser Formen zugleich der volle Gegensatz dieses starren und selbständigen Theildaseins gegen die Kugelform der selbstlosen Koncentrirung (oder Schwere), sowie gegen die organische Einheit, sich darstellt. Alle Stofflichkeit, die sich ungestört nach ihrem eigenen inneren Gesetze zur festen Form ausbildet, muss also kristallinisch werden.

30. Im Silicium ist nun aber die spröde Aeusserlichkeit der Theile gegen einander das Herrschende. Allein da der Ausgangspunkt der Entwicklung vielmehr ihre ganz unselbständige innerliche Einheit ist, so muss diese auch in jener festen Veräusserlichung der Theile sich auf vollständigere und innerlichere Weise mitzuerhalten streben, so dass sie nicht mehr von der spröden Aeusserlichkeit der Theile abhängig und rein auf diese starre und feste Kohäsionsform beschränkt ist, sondern als innerliche Modificirbarkeit derselben die Theile auch bei Veränderung ihrer Form in der Einheit festhält, und so ist sie metallisch. Aber auch diese metallische Einheitsform ist zunächst wieder auf die blosse Kohäsionsform der Theile gerichtet und ist so in dieser Form noch leichtes Metall, das ebendesshalb, wenn es durch die Verbindung mit dem Sauerstoff wieder jene specifische Einheitsform verliert, in die äusserlichere spröde Form zurücksinkt, blosses Erdmetall ist (wie vor allem das Radikal der Thonerde und andere).

Allein ebendesshalb bildet sich auch die metallische Form in ihrer höheren und konsequenteren Stufe zu innigerer Einheit aus, indem sie zugleich individuelle Koncentrirung wird, schweres Metall, das auch in der Oxydirung den halb metallischen Charakter behält. Jedoch auch in den schweren Metallen wirkt zuerst noch das mehr äusserliche und spröde Theilstreben nach, sei es nun in mehr starrer und harter oder umgekehrt in mehr einseitig weicher Form. Und so erreicht die gediegen metallische Einheitsform ihre konsequente Vollendung

erst darin, dass sie alle spröde Aeusserlichkeit der Theile vollends tilgend zur reinen und die innige Einheit vollkommen durchführenden Geschmeidigkeit wird, die nicht bloss gegenüber von der mechanischen Einwirkung sich als die vollkommenste Modificirbarkeit zeigt, sondern auch gegenüber vom chemischen Einflusse ihre specifische innere Einheitsform am meisten behauptet, — das edle Metall. Das Gold vor Allem, als diese vollendetste Geschmeidigkeit und ebendamit als diese glänzendste (das Licht am stärksten reflektirende) und chemisch geschlossenste Koncentrirung und Einheitsform, ist hierin nicht bloss das rechte Gegenbild der Luft, dieser ersten Theilform, sondern auch das vollste unorganisch irdische Gegenbild gegen die ursprüngliche noch individualitätslose und himmlische Koncentrirung.

31. Auch im edlen Metall dient nun aber die durchgebildete innere Einheitsform nur um so mehr der festen Aeusserlichkeit und chemisch selbständigen Geschlossenheit der Theile. Folglich muss, da ihr ursprüngliches Grundverhältniss vielmehr die selbstlos innerliche Zusammenfassung ist, auch die weitere Entwicklung der Einheitsformen vielmehr wieder auf Unterordnung der Theile zu unselbständigerer Einheit hingehn. Während sie bis jetzt nur in voller Durchbildung der festen Formbestimmtheit bestand, wie sie im edlen Metall erreicht ist, so muss sie jetzt umgekehrt immer mehr zur innerlich auflösenden Macht über die feste Aeusserlichkeit der Theile hinstreben, so dass sich diess naturgemäss als eine immer stärker hervortretende chemische Beziehung zu den unselbständigen Anfangsformen, zunächst zum Wasser und dann zur Luft äussert.

Zunächst nimmt in den Metallen selbst die innerlich bedingende Einheit der Theile nun diese ganz entgegengesetzte Wendung, dass sie wieder zu einer noch unselbständigeren und die Theile auflösenden Form hinneigt, nämlich zu einer durch die Oxydirung vermittelten Löslichkeit im Wasser, wie diess das Wesen der (ebendesshalb leichten) alkalischen Metalle ist, zu welchen die schwereren alkalischen Erdmetalle einen Uebergang bilden. Aber noch entschiedener entwickelt sich diese wieder auflösende

Macht der innern Einheit der Theile, indem sie zur unmittelbaren eigenen Löslichkeit wird ohne die Vermittlung des Sauerstoffs, in den Haloidsalzen (vor allem dem Kochsalz, Chlornatrium), welche die lösende Macht, diesen Gegensatz gegen das Feste, unmittelbar in sich selbst tragen und sie daher auch durch chemische Zersetzung für sich hervortreten lassen können (als Chlor, Brom, Jod, während die Fluormetalle nur erst einen unvollkommenen Uebergang zur Löslichkeit der reinen Haloidsalze darstellen). Das Wasser in seiner Gesammtheit als Meer ist also naturgemäss gesalzen, weil die feste Aeusserlichkeit der Theile zufolge ihres Ursprungs aus der rein selbstlosen inneren Zusammenfassung auch wieder diese innerlich auflösende Macht ihrer Einheit in sich tragen muss.

32. Allein während in der Löslichkeit das selbständigere äusserliche Theilverhältniss verhältnissmässig noch bleibt, so muss dagegen die innerlich auflösende Macht der Einheit über die Aeusserlichkeit ihrer Theile sich noch entschiedener verwirklichen als specifische chemische Luftbeziehung oder Verbrennlichkeit im Sauerstoff und demgemässe Säurebildung. Indessen je mehr die feste Aeusserlichkeit unmittelbar in sich selbst hiezu hinneigt, wie vor allem im Phosphor, desto weniger tritt sie hierin verhältnissmässig aus ihrer Eigenheit heraus und in die ihr entgegengesetzte Luftform ein, daher gerade der am meisten verbrennliche Phosphor doch eben darin noch gar nicht vergast. Die Entwicklung geht desshalb vielmehr dahin, dass gerade in der verhältnissmässig festeren und selbständigeren Aeusserlichkeit auch andererseits in um so gegensätzlicherer Macht die innerlich auflösende reine Luftbeziehung sich verwirklicht. Den Uebergang hiezu macht der Schwefel, der an der Luft schon zu Gas verbrennt, aber doch gerade in seiner vollsten Oxydirung noch nicht gasigt ist. Der Kohlenstoff erst, als der in seiner festen Aeusserlichkeit selbständigste (am wenigsten unmittelbar zur Verbrennung hinneigende) dieser Körper, enthält auch andererseits die chemisch auflösende Macht in ihrer ganzen Reinheit und Gegensätzlichkeit; er ist der einzige feste Körper, der in der Oxydirung immer vergast, und der eben-

darum, weil die auflösende Macht nur in dieser gegensätzlichsten chemischen Form in ihm wirksam ist, auch wiederum allein unschmelzbar ist. Er ist also der Körper, der gemäss dem Ursprung aller individuellen Stofflichkeit die grössten Gegensätze, die feste Aeusserlichkeit und die rein auflösende innerlich chemische Einheit in sich vereint. Er durchdringt sich also in der chemischen Verbindung am meisten mit dem ihm entgegengesetzten Fremden (hat unter allen festen Stoffen das kleinste Aequivalent, sowie umgekehrt das Gold, dieser chemisch geschlossenste Körper, seiner Natur nach das grösste), und ist durch alles diess die unmittelbarste specifische Vorbedingung des Organischen, der Athmung u. s. w.

33. Indem nun also in der festen Form selbst sich schliesslich immer vollständiger die innerlich chemische Einheit und deren gegensätzlich auflösende Macht über die feste Aeusserlichkeit der Theile verwirklicht, so ist dieser ganze Entwicklungsgang der unorganischen Stoffe wieder der durchgreifendste Beweis, dass alles individuelle Theildasein der Stoffe erst aus der ursprünglichen innerlich selbstlosen Zusammenfassung und Koncentrirung entsprungen ist. So wie alle Stufen des Organischen in dieser bestimmten innern Einheitsform der Theile, in der mehr oder weniger vollendeten Beherrschung derselben durch ihre innere Einheit ihr Wesen haben, so sind auch schon alle Stoffe nur die aus der ursprünglichen selbstlosen Einheit entsprungenen natürlichen Entwicklungsstufen, welche das individuelle Verhältniss der Theile zu ihrer inneren Einheit (oder zu ihrem Ganzen) durchläuft. Die chemische Verbindung der Stoffe aber ist nichts als eine relative Erneuerung ihrer ursprünglichen selbstlos offenen Zusammenfassung, indem sie ihre undurchdringliche Eigenheit gegen einander aufgeben und hierin zu einem wesentlich neuen Stoffe sich durchdringen. Nur von diesem Begriffe des innerlichen sich Oeffnens der Stoffe aus, wie er dem ersten Ursprung aller Stofflichkeit entspricht und zugleich durch die mannigfachen Wärme- und Feuererscheinungen bei der chemischen Verbindung bestätigt wird, ist es dann auch möglich, das psychisch-organische Verhältniss als diese

innerlich offene und empfängliche Beziehung zu begreifen, während für die mechanisch äusserliche Auffassung, für welche die chemische Verbindung bloss eine gegenseitige Umlagerung der Atome oder Moleküle ist, und welche ebenso die Wärme und alles Andere nur als äusserliche Bewegung auffasst, das Psychische ebenso unbegreiflich und ein Widerspruch bleiben muss, wie ihr schon die Stoffe selbst und deren Gesetze unerklärlich sind. — Zugleich hat jener rein erscheinungsgemässe Begriff der chemischen Verbindung, sowie des mit ihm zusammen hängenden Entwicklungsgesetzes der Stoffe überhaupt, auch darin seine Bestätigung, dass alles eigenthümlich chemische Verhalten der Stoffe sich von selbst aus jener Natur ihrer bestimmten Entwicklungsstufe, also theils aus ihrer Formbestimmtheit, theils überhaupt aus dem eigenthümlichen Verhältniss ihrer innern Einheit zur Aeusserlichkeit ihrer Theile erklärt, und dass insbesondere auch die sogenannten Aequivalente, d. h. die eigenthümlich gesetzmässigen Proportionen, in welchen jeder Stoff seiner Natur nach sich mit den andern verbindet, so ganz von selbst aus dieser seiner Natur sich erklären.

34. Hat nun aber die selbstlose chemische Verbindung (oder Zusammenfassung) der Stoffe ihren Grund in dem Ursprung alles Individuellen aus der selbstlos universellen Zusammenfassung, so wird die Nachwirkung dieser letzteren auch nicht bloss auf die chemische Verbindung selbst beschränkt sein, in welcher die Stoffe ihre individuelle Eigenheit gegen einander ganz aufgeben, sondern auch schon innerhalb der trennenden Schranken dieser ihrer individuellen und äusserlichen Eigenform werden die Stoffe, infolge gegenseitiger Einwirkung auf einander, durch Reibung, durch gegenseitigen Wärme- und Kälteeinfluss, enge Berührung u. s. w. wieder in ein erregtes und ihrer Eigenheit entgegenwirkendes Verhältniss relativer innerer Offenheit und zusammenfassender Wechselwirkung treten, das dann selbst wieder auf andre Körper erregend wirken kann, das aber freilich, weil es also nicht zur chemischen Verbindung fortgeht, zunächst nur in einem Verhältniss der Anziehung (wo diese nicht zu grosse Hemmungen, durch die Schwere u. s. w., gegen sich hat) sich äussern kann. Steigert sich aber diese erregte innerliche Be-

ziehung zu einem Grade, der mit der sich fortbehauptenden Eigenform nicht mehr verträglich ist, so wird sie ebendesshalb von derselben hinausgeworfen in einer vorübergehend momentanen selbstlos offenen und darum feurigen Koncentrirung gegen den betreffenden andern Körper hin, so dass diese Entladung zufolge ihres Gegensatzes gegen die Eigenform als ein erschütternder Schlag, der durch dieselbe geht, und zugleich (wenn sie stark genug ist) als eine zerschmetternde Zerstörung des Körpers sich äussert, nach dem sie hingeht, — als elektrischer Funke, oder im Grossen, bei dem specifisch wandelbaren und desshalb besonders hiezu geeigneten atmosphärischen Elemente (dem Wasser), als Donner und Blitz.

Da aber bei diesem elektrischen Verhältniss die Körper ihre trennende Eigenform nicht ganz gegen einander aufgeben, wie in der chemischen Verbindung, so können sie zufolge der Verschiedenheit ihrer Natur auch nicht ganz in derselben Weise sich für einander öffnen und so zu sagen zusammenstreben, sondern je nach seiner Natur wird der eine gegenüber vom andern das innerlich offene Centrum, der andre die nach ihm hingerichtete Peripherie vertreten, letzteres die sogenannte positive, ersteres die negative Elektricität, obwohl natürlich auch die letztere, wenn sie in allzu starke Spannung versetzt wird, sich nach dem andern Körper hin entladet. Sofern aber ein solches Verhältniss elektrischer Erregung durch einen stetigen und gegenseitig in sich zurückkehrenden Zusammenhang seiner entgegengesetzten Seiten über diesen Gegensatz zugleich hinausgehoben und kreisförmig in sich geschlossen ist (wie z. B. in der geschlossenen galvanischen Kette), so ist es als diess in sich selbst zurückkehrende Verhältniss einheitlicher Erregung magnetisch, wie diess zufolge der stetig und gegenseitig auf einander wirkenden Einflüsse auch von der Erdperipherie im Grossen gilt.

Wie die chemische Verbindung, so muss natürlich auch das elektrische Verhältniss in dem organischen Processe eine vielfache Rolle spielen, obwohl es als eine äusserlichere blosse Vorstufe der chemischen Offenheit und Verbindung keine so grosse Bedeutung wie diese letztere haben kann. Um so mehr

dagegen ist es geeignet, eben innerhalb der festen Aeusserlichkeit selbst, und besonders mittelst ihrer durchgebildetsten Einheitsform, der metallischen, wieder einen universelleren innerlichen Zusammenhang herzustellen (Erdmagnetismus und Telegraphie), was aber nur ebendarum möglich ist, weil diese ganze Aeusserlichkeit der Erdperipherie erst aus der selbstlos universellen Zusammenfassung entsprungen ist.

3. Die organische Erdentwicklung.

35. Nachdem sich im Kohlenstoffe die Macht der innerlichen Einheit über die feste Aeusserlichkeit ihrer Theile soweit ausgebildet hat, als es innerhalb des Unorganischen überhaupt möglich ist, kann die weitere Entwicklung nur dahin gehen, dass sich endlich in der selbständig individuellen Umbildung, die aus der ursprünglichen selbstlos universellen Zusammenfassung hervorgeht, die innerlich beherrschende Koncentrirung der Theile behauptet und also selbst zu einem individuellen inneren Centrum sich umbildet. Allein dieses Entwicklungsstreben des anfänglichen Centrums kann eben als solches nicht unmittelbar für sich selbst in individuelle Theilform übergehen; denn hierin würde es in irgend einer der früher erörterten unorganischen Theilformen erlöschen. Indem also jenes Streben die Theile in der beherrschenden Centrumseinheit festhält, so ist es überhaupt nicht mehr, wie der Ursprung der unorganischen Stoffe, eine unmittelbare Theilabscheidung, sondern es ist nun erst ein Entwicklungsstreben des allgemeinen Centrums selbst, des Erdganzen. Da es aber ebendesshalb für sich allein innerhalb dieses ursprünglichen individualitätslosen Centrums bleiben würde, so kann es sein individuelles Umbildungsstreben nur dadurch verwirklichen, dass es organisirend der schon vorhandenen individuellen Stoffe sich bemächtigt, sich erst mittelbar, mittelst dieser ergänzenden Unterlage, zu individueller Centrumsform umbildet.

36. Indem also das ursprüngliche Erdganze erst in dieser organisirenden Entwicklung als koncentrirte Gesammtthätigkeit wirkt und ebendesshalb an den vorhandenen indi-

viduellen Stoffen die ergänzende Unterlage seines Einwirkens haben muss, so dass es hierin erst sich selbst zu individuellem Centrum umbildet, so verhält es sich hierin ganz analog, wie innerhalb des Organischen selbst die geschlechtlich hervorbringende Thätigkeit. Von den unmittelbaren blossen Theilabscheidungen der unorganischen Erdperiode aber unterscheidet sich diese zeugende Entwicklung analog, wie innerhalb des Organischen die geschlechtliche Fortpflanzung von der durch blosse Zertheilung und Theilabscheidung.

Jedes Organische nämlich ist ja ein schaffendes Umwandeln unorganischer Stoffe in Organisches, und wird daher, sobald es sich selbst subjektiv ausgebildet hat, auch ein objektives Schaffen von neuem Organischen, ist fortpflanzende oder producirende Thätigkeit im Gegensatz gegen die bloss ernährende und receptive. Die nächste und unmittelbarste Form dieser Fortpflanzung ist die unmittelbare Abscheidung organischer Theile als selbständig neuer Ganzen, eine Form der Fortpflanzung, die selbst wieder in verschiedenen Stufen sich darstellt. Allein da das Wesen des Organischen in der innerlich beherrschenden und bildenden Thätigkeit des Ganzen oder Centrums besteht, so ist die wahrhaft durchgeführte organische Form der Fortpflanzung erst in einer koncentrirten Gesammtthätigkeit des Ganzen erreicht, nicht aber in jener unmittelbaren Verselbständigung von Theilen, welche vielmehr noch den niedreren Stufen des Organischen angehört. Jedoch eben weil jene höhere und konsequentere Form der Hervorbringung eine specifische innere Gesammtwirkung des eigenen Organismus ist, nicht aber eine Verselbständigung eines Theiles, so ist ihr Erzeugniss für sich selbst noch etwas bloss Subjektives, noch ihr selbst Angehöriges, nicht selbständig Lebensfähiges. Es bedarf vielmehr hiezu je der entgegengesetzten objektiven Ergänzung. Denn gemäss den entgegengesetzen Seiten, die in allem Organischen enthalten sind, hat jene Hervorbringung entweder nur die Seite der aktiven organisch Form gebenden Thätigkeit zu ihrem Inhalt, oder umgekehrt die organisch stoffliche Unterlage einer neuen Leiblichkeit. Jenes ist

die männliche, dieses die weibliche Hervorbringung. Dieser Gegensatz der Geschlechter hat also darin seine Nothwendigkeit, dass die hervorbringende Gesammtthätigkeit, als diese noch subjektiv in sich selbst bleibende Koncentrirung, immer nur eine jener entgegengesetzten Seiten alles Organischen vertreten kann, entweder nur die aktiv organisirende oder nur die bildsam stoffliche Seite eines neuen Centrums, so dass Beides auf einander wirkend sich ergänzen muss und erst durch diese objektive Ergänzung selbständig lebensfähig wird.

Ganz analog nun ist auch das organisirende Entwicklungsstreben des Erdganzen, weil es sich als innerlich beherrschende Koncentrirung behauptet, für sich gedacht noch einseitig subjektiv, würde noch unselbständig innerhalb des ursprünglichen Centrums bleiben; und nur mittelst der organisirenden Einwirkung auf die individuellen Stoffe wurde es zeugende Thätigkeit, die selbst in individuelle Stofflichkeit sich umbildete. Hier also haben wir jene entgegengesetzten Seiten alles Organischen in ihrer ganzen Reinheit, einerseits das rein organisirende, organisch formgebende Element, andererseits die rein stoffliche Unterlage. Im Organischen dagegen hat jedes der beiden Elemente zugleich auch schon das andere als untergeordnetes in sich, das männlich organisirende hat auch schon die Seite der geformten Stofflichkeit, und das weibliche auch schon die des organisch Bildenden in sich, obgleich in jedem diese andere Seite nur als das untergeordnete Element ist. Dagegen muss in dem allgemeinen Lebensgrund selbst die organisirende Thätigkeit nothwendig in ihrer ganzen Reinheit gesetzt sein.

Wie also schon in anderer Hinsicht die selbstlos universelle und individualitätslose Macht der Wärme und des Lichts nothwendig ist, damit in der für sich selbst kalten und starren individuellen Stoffwelt Leben möglich werde, so ist vollends der Ursprung alles Lebens nur von dem innern Entwicklungsakte des ursprünglichen, noch selbstlos universellen und individualitätslos zusammengefassten Erdganzen (oder Centrums) aus möglich, da nur von seinem Umbildungsstreben aus die innerlich bildende und beherrschende Einheit in die veräusser-

lichten Stofftheile der Peripherie kommen kann. Das Verhältniss von Centrum und Peripherie innerhalb des Organischen, und vor Allem im Menschen selbst, ist nur das Abbild und Gegenbild desjenigen Verhältnisses, das im Grossen, in der Erdentwicklung stattgefunden hat.

37. Auch im organisirenden Entwicklungsstreben des Erdganzen wird nun aber doch wieder analog, wie in der unorganisehen Entwicklung, zunächst das Streben nach individuellem Theildasein, also nach der Besonderheit des Theillebens herrschen, so dass das beherrschende innere Centrum selbst in diess Theilleben oder äusserliehe Peripherieleben versenkt bleibt. Und stufenweise erst wird auch innerhalb der organisirenden Erdentwicklung das Streben naeh innerer Beherrschung des Theillebens durch sein Centrum, also nach innerer Scheidung des Centrums von dem Peripherieleben, immer vollständiger sich geltend machen und sieh verwirkliehen. Ihr Ziel aber kann also diese Entwieklung zufolge ihres eigenen Ausgangspunktes nur darin haben, dass auch das sich ausbildende individuelle Centrum doch zugleieh gesehieden bleibt von aller unmittelbar individuellen Theilbestimmtheit, d. h. von aller unmittelbaren Beziehung auf die Theilzustände des Nervenlebens, dass es also, wenn auch nicht physisch, so doch psychiseh reine und von aller unmittelbaren Theilbestimmtheit freie, unsinnlich universelle Unterseheidungsform ist, sowie der Ausgangspunkt, von welchem aus dieser höehste Entwieklungsakt erfolgt ist, das selbstlos universelle Centrum ist. Der Menseh also, diese über das selbstisehe blosse Theilleben erhabene und universelle Centrumsform, ist das nothwendige Ziel der Entwicklung, und indem diese in ihrer organisirenden Thätigkeit immer vollständiger nach diesem Ziel hingeht, so verwirklieht sie sich ebendarin als wahrhafte Zweckmässigkeit, als volle innere Beherrschung und Formung der Theile durch ihre freie, von ihnen gesehiedene Einheit. Aber nur ebendarum, weil schon der Ausgangspunkt der Natur- und Erdentwicklung die innere Beherrschung der Theile durch ihre Einheit ist, kann sie auch zu einem Reiche des Lebens und des Guten werden.

Zugleich ist diese Entwieklung, eben weil sie im Unter-

schied von der unorganischen koncentrirte Gesammtthätigkeit des allgemeinen Centrums ist, in ihrer Vollendung auch ein für allemal abgeschlossen. Denn zwar wird auch im weiteren Verlaufe das nothwendige Streben nach individueller Theilentwicklung sich fortsetzen; allein da es in der Form der Gesammtthätigkeit des Centrums sich erschöpft hat, so kann also jene Umbildung nur noch in der Form unmittelbarer Theilabscheidung geschehen, sie sinkt wieder in diese unorganische Form zurück. Die organisirende Entwicklung hat also desshalb ein nothwendiges Ende, weil sie überhaupt durch die selbstlose Naturgrundlage als ihre Voraussetzung bedingt und beschränkt ist, diese letztere also ihrer weitaus überwiegenden Masse nach nicht in das Organische eingehen kann.

D. Wesen der psychischen und geistigen Organisation.

38. Wir gehen jetzt, ohne die organische Entwicklungsgeschichte der Erde vorerst näher zu verfolgen, gleich zu der Hauptfrage über, wie denn mittelst der stofflichen Organisation selbst jene innerlich beherrschende Einheit des Centrums möglich werde, welche wir psychisches und geistiges Leben heissen? Denn erst von der Beantwortung dieser Frage aus kann auch die Natur des ganzen Stufengangs des Organischen und seiner geschichtlichen Entwicklung vollkommen gewürdigt werden.

Damit das innere Centrum sich als jene beherrschende Macht über das blosse stoffliche Theilleben erhebe, muss es einerseits die Stofftheile der leiblichen Peripherie in die innerlichste und unselbständigste Einheit mit ihm selbst bringen, muss aber ebensosehr umgekehrt in dieser Einheit sich als die von dieser Peripherie geschiedene und über sie hinausgestellte Zusammenfassung derselben setzen. Die innigste und unselbständigste Einheit nun, in welche die individuellen Stofftheile zu einander treten können, ist nach dem Früheren ihre chemische Verbindung und Offenheit für einander. Indem also in den psychischen Organen, d. h. den Nerven und dem Centralorgan, die Theile in stetig hin-

durchgehender Weise in diesen Zustand unselbständig innerlicher Offenheit gegen einander treten und so ihre ausschliessende Eigenheit gegen einander relativ aufgegeben haben, so sind sie insoweit wieder ein unmittelbares Ganzes, so dass jeder besondere Theilzustand dieses Offenheitsverhältnisses, jede Störung oder Förderung oder eigenthümlich modificirte Bestimmtheit desselben, ein innerer Zustand des Ganzen, auch des Centralorganes wird, das in diesem innern Offenheitsverhältniss zu den peripherischen Nervenzweigen steht. Dafür, dass gerade in den psychischen Organen ein solches specifisches inneres Offenheits- und Einheitsverhältniss der Theile eintreten kann, ist natürlich eine eigenthümliche stoffliche Beschaffenheit derselben vorausgesetzt, jene halbflüssige und breiartige Stofflichkeit, die das Innere der Nerven etc. bildet, worüber aber das Nähere nicht hieher gehört.

Allein damit wäre immer noch ein bloss physisches Verhältniss gesetzt. Es muss also nun ebenso jene entgegengesetzte Seite hinzukommen, dass das innerlich offene Centrum zugleich ein von den Nerven geschiedenes, relativ für sich bestehendes und zunächst in sich selbst zu einer Einheit der Theile zusammengefasstes Ganzes ist. Indem es nun als solches zugleich in jener unmittelbar empfänglichen Einheit mit den Nerven steht, so erhält es die inneren Theilzustände ihres Offenheitsverhältnisses, indem sie seine werden, doch zugleich in der Form eines von ihm unterschiedenen und ausser ihm liegenden Theilzustandes, und eben so als einen von andern derartigen Theilzuständen der Nervenzweige verschiedenen. Und so ist es nun innere Selbstunterscheidung seiner Nervenzustände oder Empfindung derselben, ist also psychische Einheit seines Nervenlebens.

Die psychische Verinnerlichung der leiblichen Nervenzustände beruht also gerade auf der relativen Scheidung des Centrums von ihnen. Und diese scheinbare Paradoxie ist nicht etwa ein Widerspruch, sondern sie liegt im Wesen der Sache. Für sich selbst ist ja der stoffliche Nervenzustand gegenüber vom Centrum ein von aussen her kommender und bloss objektiver. Wäre nun das Centrum in blosser unselb-

ständiger Einheit mit demselben, so wie die Theile des betreffenden Nervenzweiges selbst, so wäre zwar diese Einheit im allgemeinsten bloss physischen Sinne auch eine innerliche, aber der Zustand selbst bliebe doch darin (gleich allen bloss physischen) ein nur äusserlicher und objektiver, gerade desshalb, weil der Zustand des Centrums darin noch unmittelbar und einseitig mit den peripherischen zusammenfiele. Nur dadurch also, dass vielmehr in dieser Einheit zugleich jene organische Scheidung stattfindet, wird der Zustand ein innerlich subjektiver, eine Unterscheidung des eigenen peripherischen Theilzustandes. Nur kraft dieser innerlichen Entgegensetzung wird ein subjektives Innewerden und Unterscheiden des eigenen Zustandes, Schmerz und Lust u. s. w., möglich. Und so findet, wie sich auch in den folgenden Bewusstseinsstufen zeigen wird, gerade erst mit der fortschreitenden Abscheidung und Verselbständigung des Centrums gegenüber vom blossen Nervenleben auch die fortschreitende subjektive Verinnerlichung desselben statt. Erst mit der vollen inneren Selbständigkeit des Lebens, wie sie im Menschen erreicht ist, dringt auch zugleich die empfängliche Bedingtheit desselben, Lust und Schmerz u. s. w., in das innerste Mark des Daseins ein, während eben das Selbstloseste, Stein, Metall u. s. w., auch noch das Unempfindlichste ist.

Das Wesen des Psychischen als innerer Selbstunterscheidung der eigenen Zustände beruht also auf der inneren Abgliederung des unselbständigen Offenheitsverhältnisses der psychischen Organe, darauf, dass das Centralorgan in seiner innerlichen Offenheit für die Peripheriezweige doch zugleich seiner Organisation nach von ihnen geschieden ist als ihr selbständig zusammenfassendes Centrum. So werden denn die für sich selbst noch bloss physischen Nervenzustände im Centralorgan erst zu psychischen, zur Form innerer Selbstunterscheidung erhoben. Ihren ersten Ursprung aber kann diese Art der Organisation nur in jenem Streben der organisirenden Erdentwicklung haben, sich als ein von dem Theilleben der leiblichen Peripherie zugleich geschiedenes und dasselbe beherrschendes Centrum zu behaupten. Im Uebrigen wiederholt sich damit innerhalb der psychischen Organe

nur eine analoge Scheidung, wie die der psychischen Organe überhaupt von der übrigen vegetativen Leiblichkeit. Denn diese, mit der vegetativen Besonderheit ihrer Ernährungsprocesse und ihren sonstigen äusserlicheren Organen, muss natürlich ein von den psychischen Organen verschiedenes peripherisches Gebiet bleiben.

Wie schon innerhalb des thierischen Lebens selbst die Natur und Bestimmung derjenigen Theile, die bloss dem vegetativen Lebensprocesse dienen, mit einer solchen Anlage, wie der der psychischen Organe, nicht vereinbar ist, so schliesst auch das einseitige Theilleben der Pflanze und ihre unmittelbare Ernährung aus den elementarischen Stoffen eine solche engere und unselbständigere Einheit der Theile, wie sie in den psychischen Organen stattfindet, aus. Schon die verhältnissmässige Selbständigkeit und Aeusserlichkeit jener unmittelbaren Theilernährung ist damit unverträglich. Allerdings aber ist, besonders bei den nervenlosen Thieren, eine solche Einheit der Theile denkbar, welche ohne jene Abscheidung psychischer Organe, und ohne deren Abgliederung in einen centralen und einen peripherischen Theil, doch an jenem unselbständigen chemischen Offenheitsverhältniss der Stofftheile gegen einander in einem stärkeren oder schwächeren Masse Theil hat. Dabei findet also zwar keine Empfindung im subjektiven Sinne statt, aber da doch in einem bloss objektiven physisch organischen Sinne, mittelst jenes stetig hindurchgehenden Offenheitsverhältnisses, die einzelnen Theilzustände in einer unmittelbareren Weise zu Zuständen des Ganzen werden, so erklärt sich daraus (auch ohne subjektive Empfindung), dass die leiberhaltende organische Thätigkeit auf derartig empfangene Anregungen hin motorisch (d. h. mittelst entsprechender Bewegungen) reagiren kann. Denn dass auch die Selbstbewegung, in einem bloss physischen (nicht durch subjektive Empfindung hervorgerufenen) Sinne, durch jenes Offenheitsverhältniss vermittelt sei, wird sich gleich im Folgenden ergeben. So wären also die Empfindungs- und Bewegungserscheinungen nervenloser Thiere zu erklären. Ob die Bewegungserscheinungen, die sich bei einzelnen Pflanzenarten finden, auch aus einem derartigen inneren Verhältniss der Theile in den betreffenden Organen, oder aus anderweitigen mit ihrer specifischen Organisation zusammenhängenden Processen zu erklären seien, steht noch dahin. Im Ganzen ist schon jene obige noch bewusstlos objektive Art von Empfindung und Selbstbewegung, wie sie bei nervenlosen Thieren stattfindet, mit der Pflanzenernährung und deren äusserlicherem Theilverhältniss nicht vereinbar. Aber allerdings ist hier die Grenze zwischen Thier und Pflanze namentlich insofern unsicher, als es Arten gibt, die von anfänglicher scheinbar thierischer Selbstbewegung aus im Laufe der Entwicklung in die Pflanzenform übergehen. Genauere Untersuchungen, insbesondere über die Ernährungsverhältnisse, sind hier

noch nöthig. Als einseitig aber erscheint es nach dem Obigen jedenfalls, bei jenen niedersten Stufen (den sogenannten Protozoen) die blosse Differenzirung von besonderen Organen zum Massstab für die niedrere oder höhere Stufe zu machen, da diese Differenzirung (z. B. die Zellenbildung mit Zellenkern, Membran u. s. w.) hier auch mit dem äusserlicheren und selbständigeren Theilverhältniss des Pflanzenlebens, und umgekehrt die undifferenzirte Gleichförmigkeit mit jener relativ engeren Einheit thierischen (wenn auch noch nervenlosen) Lebens zusammenhängen kann. Erst da, wo die Differenzirung ersichtlich im Dienste der ausgebildeten höheren Einheit und Koncentrirung steht, bildet sie auch einen richtigen Massstab für die Abstufung. Derzeit herrscht auch für diese niedersten Anfänge des Lebens (namentlich bei den Darwinisten) eine zu äusserlich mechanische Auffassungsweise.

39. Jene psychisch sinnliche Selbstunterscheidung gehört nun aber nach dem Obigen nur erst der sensibeln Seite an, nicht der bewegenden Rückwirkung des Centrums auf die Peripherie. Denn diese setzt also ein abhängigeres Verhältniss der Bewegungsnerven zu dem Centrum voraus, als es in dessen leidentlichem Verhältniss zu den sensiblen Nerven stattfindet. Die motorischen Nerven sind sonach in einer noch unselbständigeren Einheit mit dem Centrum, sind unmittelbare peripherische Auszweigungen dieses letzteren selbst, so dass dieses in dem betreffenden motorischen Nerven als einer besondern Seite seiner selbst wirkt. Aber ebendesshalb kann also diese sinnliche Selbstbewegung für sich selbst nicht auch zugleich innere Selbstunterscheidung sein, wie die Empfindung, sondern sie ist für sich bewusstlos, daher wir auch mit Recht den blossen Trieb blind nennen im Gegensatz gegen die Empfindung und Sinnesauffassung, analog wie auch noch geistig der blosse Wille (vor Allem als Affekt und Begierde) verhältnissmässig blind ist gegenüber vom Denken. Und nur durch seine Einheit mit der leidentlich sensibeln Seite des Centrums ist also auch das bewegende bewusst, ist ihm so zu sagen das Auge eingesetzt, während gerade jene aktive Unbedingtheit, mit der es auf seine motorischen Nerven wirkt, für sich die innere Selbstunterscheidung ausschlösse. Dem Allem gemäss ist auch physiologisch festgestellt, dass die vorderen Nervenwurzeln, die von den beiden Seiten des Rückenmarks ausgehen, motorische sind, die hinteren dagegen sensible, und dass also bei Durchschneidung jener

Wurzeln nur die Bewegungsfähigkeit in den Theilen, nach denen sie hingehn, gelähmt, dagegen keine Empfindung hervorgerufen wird, während das Umgekehrte bei Durchschneidung einer sensibeln Wurzel stattfindet, nämlich Schmerzempfindung, sowie eintretende Empfindungslosigkeit des Theiles, nach welchem diese sensible Wurzel sich hinverzweigt, dagegen keine Lähmung der Bewegungsfähigkeit. Ebenso ist es natürlich, dass bei der motorischen Wurzel nur ein Reiz auf das abgeschiedene untere Ende eine (nach der betreffenden Peripherieseite gehende) Wirkung haben kann, weil ja hier der organischen Anlage nach der wirkende Reiz vom Centrum nach der Peripherie geht, während bei der sensibeln Wurzel nur ein Reiz auf das obere Ende eine Wirkung hat, nämlich eine nach dem Centrum hingehende sensible.

Die Bewegung selbst aber muss nothwendig sich an eben das anknüpfen, auf was die specifische innerliche Einheit in den psychischen Organen überhaupt beruht, d. h. ihren chemischen Offenheitszustand. Die Bewegung kann also nur durch einen chemischen Process vor sich gehen, der in dem betreffenden Nerven und von hier aus in dem zu ihm gehörigen Muskel stattfindet, so dass zufolge desselben die Theile auch im Muskel unselbständiger zusammengefasst und dadurch kontrahirt werden, wodurch die mechanisch äusserliche Seite der Bewegung zu Stande kommt. Demgemäss ist auch physiologisch beobachtet worden, dass in diesem Processe statt des basischen Charakters, der im Ruhezustand herrscht, der saure eintritt, da ja dieser nach dem Früheren eben dem Zustande der unselbständigeren Auflösung der Eigenform entspricht, während dieselbe als basische verhältnissmässig noch mehr in sich bleibt. Ebenso ist es natürlich, dass der im Nerven und Muskel beobachtete elektrische Strom mit dem Akt der Selbstbewegung schwächer wird, weil anstatt des verhältnissmässig noch selbständigeren und äusserlicheren elektrischen Verhältnisses das innerlichere und unselbständigere chemischer Verbindung tritt.

40. Sowohl jener chemische Offenheitszustand der psychischen Organe überhaupt, welcher die Bedingung ihres psychischen Lebens bildet, als insbesondere auch die Selbstbewegung,

sind nun aber an stoffliche Processe geknüpft, welche durch die Natur und Gesetze der individuellen Stoffe bedingt und beschränkt sind. Die Möglichkeit derselben und mit ihr die des wachen psychischen Lebens muss sich also nach einiger Zeit erschöpfen, und es muss erst wieder durch den vegetativen Stoffwechsel in den betreffenden Organen eine Erneuerung stattfinden, damit der psychische Offenheitszustand und die Processe, durch die er bedingt ist, wieder möglich werden. Dieser bloss vegetative Lebensprocess in den psychischen Organen, in welchem also die Theile wieder in ein selbständigeres äusserlicheres Verhältniss zu einander treten und jeder sein eigenthümlich besondres Leben führt, ist der Schlaf, in welchem daher auch manche vegetative Processe (wie Heilung von Wunden) kräftiger vor sich gehen. Analog erschöpft sich ja auch durch den wiederholten Process der Selbstbewegung in den betreffenden Organen allmählich die Möglichkeit dieses innern Processes, und sie müssen im Ruhezustand sich stofflich erneuen, damit jener Process von neuem möglich werde. Im Schlafe also macht sich die stoffliche Naturbedingtheit des psychischen und geistigen Lebens gegen dieses geltend, da es nur durch chemisches Verbrauchen der Stoffe und durch den hieran geknüpften Offenheitszustand seiner Organe sich verwirklichen kann. Da im Schlaf diese durch das psychische Leben bewirkte Verzehrung aufhört, so ist es natürlich, dass der Beobachtung zufolge im Schlafe vor Allem die Bildung von Kohlensäure ungleich geringer ist, und dagegen verhältnissmässig ungleich mehr neuer Sauerstoff aufgenommen wird, um dann im Wachen wieder verbraucht zu werden. Da ferner in der Kindheit die vegetative Ausbildung der Theile noch überwiegt, so muss hier auch der Schlaf stärker vorherrschen, während im Greisenalter, wo der vegetative Lebensprocess schwächer wird, auch ebendamit der Schlaf abnimmt, und so Beides, das Wachen wie der Schlaf, physisch unkräftiger wird.

An den Schlaf, als den naturgemässen, durch den organischen Process selbst begründeten Ruhezustand reihen sich dann solche Zustände der Ruhe und Erstarrung an, die durch äussere Störungen hevor-

gebracht sind und so nicht bloss eine Pause im psychischen Leben, sondern mehr oder weniger auch eine Unterbrechung des vegetativen Lebensprocesses mit sich führen. Wir haben schon früher gesehen, wie weit dieser Zustand der Erstarrung bei niederer organisirten Thieren, insbesondere den in ihrer Körperwärme wechselnden verschiedenen Amphibien u. s. w. gehen kann. Allein obgleich diess also bei Fröschen, Kröten u. dgl. bis zu einem Gefrieren, einem völligen Stillstand des Lebensprocesses sich erstrecken kann, nach welchem dann dennoch bei vorsichtiger Behandlung eine Neubelebung möglich ist, so beweist diess doch im Geringsten nichts für eine mechanische Erklärung des Lebensprocesses, wie man sie daraus hat folgern wollen.

Auch jene Erstarrung nämlich ist ja doch nichts als eine gesteigerte Ruhe und Pause des organischen Processes, gleich dem Schlafe. Ist sie auch noch weit durchgreifender als dieser, so setzt sie doch, wenn ein erneutes Erwachen möglich sein soll, immer voraus, dass durch die Erstarrung der stoffliche Zustand der organischen Theile nicht soweit geändert wird, dass nicht nach Wiedereintritt des normaleren Wärmezustandes das erneute Eintreten des organischen Processes möglich würde. Die Erstarrung lässt also nach jener Seite die organischen Verhältnisse unverändert, während ein Zerreissen, eine Zersetzung, Auflösung u. s. w. von organischen Theilen das Wiederaufleben unmöglich machen würde. Die Erstarrung hebt bloss infolge dieses gegenwärtigen Temperaturzustandes und der hiedurch bedingten Modificirung des Formzustandes der organischen Theile den organischen Process selbst auf, während bei einer die sonstige Beschaffenheit der organischen Theile nicht verändernden Umwandlung jenes Temperatur- und Formzustandes auch wiederum die vegetativen Processe beginnen können. Diess Alles ist auf der Grundlage des Früheren eben so vollkommen denkbar, wie von der äusserlich mechanischen Auffassung des Lebensprocesses aus, nur dass diese, wie wir sahen, hinsichtlich des Ursprungs des Organischen und vollends hinsichtlich des psychischen Lebens in unlösliche Widersprüche hineinführt.

Indessen ist klar, dass Erstarrungszustände solcher Art, wie die oben angeführten, doch nur bei solchen Thieren möglich sind, die einer verhältnissmässig immer noch niederen Stufe angehören, und dass Zustände der Ohnmacht und des Scheintodes, wie sie bei dem Menschen und höheren Thieren stattfinden können, von jenen obigen immer noch durch eine grosse Kluft geschieden sind.

41. Indessen in seiner ganzen Reinheit tritt der Gegensatz des Schlafes zum Wachen nicht leicht ein, ausser bei grösster Erschöpfung und ihrem todähnlichen Schlafe. Meistens dagegen wirkt der psychische Offenheitszustand in einem wenn auch nur schwachen Masse innerhalb des Schlafes noch. Allein da das beherrschende Grundverhältniss in den

Organen nun der vegetative Process ist, so steht jetzt jener relative Offenheitszustand, auch indem er eine Nachwirkung des Wachens und seiner Zustände ist, doch unter der unfreien Herrschaft der vegetativen Processe, er wirkt nicht, wie im Wachen, selbständig, sondern ist ein unfreies Spiel jener ersteren, und daher das Unfreie und Verworrene des Traumes. Dieser wird dem naturgemässen Verlaufe nach dann am lebhaftesten, wenn infolge der vegetativen Erneuerung die psychischen Organe sich dem Wiedererwachen ihres selbständig vollen Offenheitszustandes nähern. Auch sonst aber kann entweder ein stärkerer äusserlicher Reiz, indem er in das relativ noch vorhandene Offenheitsverhältniss stärker hineingreift, dieses zum Erwachen bringen, oder kann dasselbe ebenso durch stärkere innerlich psychische Erregungen des Traumes hervorgerufen werden.

Die abnormen Erscheinungen des sogenannten Schlafwachens, Schlafwandelns u. s. w., sind immer an eine ungewöhnliche und krankhafte Erregtheit des Nervensystems während des Schlafens des Centralorganes geknüpft, so dass dieses dabei nur von den Nerven her momentan zu instinktartiger Thätigkeit angeregt, nicht aber in sich selbst thätig ist. Daher der Mangel einer Erinnerung an diese Zustände, während wir von jedem lebhafteren Traume eine solche haben. Wegen des Mangels an zuverlässig genauer Feststellung der Thatsachen aber, insbesondre auf dem Gebiet des Somnambulismus (ganz abgesehen vollends von dem des sogenannten „Hellsehens") können wir nicht näher hierauf eingehen (vgl. dazu „Seele u. Geist", S. 299 f.).

42. Die erste Stufe des psychischen Lebens ist nun also die, in welcher die innere Selbstunterscheidung noch bloss als Innewerden der Nervenzustände selbst, als unmittelbar besondere Nervenbeziehung des Centralorgans vorhanden ist, und von dieser also durchaus unabtrennbar ist, da ja das Centralorgan nur erst eben in dieser Beziehung auf die von ihm unterschiedenen Nerven Selbstunterscheidung ist. Desshalb ist auch das Centralorgan für sich selbst nicht sensibel, da es ja für sich noch gar nicht jenen abgegliederten Gegensatz innerhalb des Offenheitsverhältnisses selbst in sich schliesst, durch welchen erst Empfindung wird. Verletzung

des Centralorgans kann daher wohl die Empfindung aufheben oder schwächen, nicht aber selbst Inhalt der Empfindung sein.

Allein da nun das Centralorgan auf dieser seiner ersten Stufe ungeachtet seiner Scheidung von den Nerven doch psychisch noch ganz in die besondern Nervenbeziehungen, also in diese blossen Theilzustände versenkt ist, so kann die innere Beherrschung des Theillebens durch das Centrum, diess Ziel der organisirenden Entwicklung, nur dadurch sich verwirklichen, dass innerhalb des Centralorganes selbst eine analoge Scheidung stattfindet, wie zwischen diesem und den Nerven.

Indem so zunächst eine zweite Stufe sich innerhalb des Centrums abgliedert, die in gleicher innerlich offener Weise sich zur ersten verhält, wie diese zu den Nerven, so hat diese zweite Stufe zum Inhalt ihrer Unterscheidung die Empfindungen (oder Nervenbeziehungen) der ersten, hat also von vornherein schon diese psychischen Zustände zu ihrem Objekt, während die erste nur erst physische Nervenzustände zu psychischen erhebt. Diese zweite Stufe heissen wir daher im Unterschied von der ersten noch unmittelbar sinnlichen die des sinnlichen Bewusstseins.

Da dieses nicht mehr, wie die erste Stufe, in einer unmittelbaren Unterscheidung der Theilzustände der Nerven besteht, so ist es also seiner eigenen subjektiven Form nach schon ein allgemeiner psychischer Akt, dessen Objekt gleichfalls schon ein Allgemeines, nämlich die in den einzelnen Nervenbeziehungen stattfindende Selbstunterscheidung, in sich schliesst. Auch kann das sinnliche Bewusstsein, weil es nicht mehr, wie die erste Stufe, in der unmittelbaren Beziehung auf die Nervenzustände selbst besteht, sondern die Empfindungen der ersten Stufe zu seiner hievon unterschiedenen und selbständig innerlichen Bewusstseinsform erhebt, dieselben auch auf selbständig innerliche Weise wieder für sich hervorrufen, ohne an die Auffassung gegenwärtig stattfindender Sinnesempfindungen gebunden zu sein, und so ist es selbständige Erinnerung und Einbildungskraft. Allein seinen Inhalt empfängt das sinnliche Bewusstsein doch nur kraft seiner unmittelbaren Offenheit für die Empfindungen der ersten Stufe,

also aus diesen zur Selbstunterscheidung erhobenen Theilzuständen der Nerven. Das sinnliche Bewusstsein vollzieht den Unterscheidungsakt, in welchem es besteht, nur eben im Verhältniss zu jenen passiv angeregten Nervenbeziehungen der ersten Stufe. Es bleibt also an diese, an diess sinnlich Einzelne, auch in seiner selbständigen Erinnerung und Einbildungskraft gebunden. Denn auch diese ist nur eine selbständige Erneuerung und Verbindung früherer auf die Sinnesempfindungen bezogener Auffassungsakte. Auch das sinnliche Bewusstsein kann also nie über diese sinnlichen Einzelbilder sich erheben, es bleibt in der unmittelbaren Beziehung auf die sinnlichen Theilzustände gefangen. (Auf diese zweite Stufe erhebt sich ohne Zweifel schon die Organisation der höheren Säugethiere.)

43. Die volle und geschiedene Erhebung des Centrums über das besondere Theilleben wird also nur möglich, indem endlich eine dritte Stufe im Centralorgane sich abscheidet, die zu der des sinnlichen Bewusstseins in entsprechendem Verhältniss steht, wie diese zur ersten. Da nämlich das sinnliche Bewusstsein nach dem Früheren seiner subjektiven Form nach schon ein allgemeiner Unterscheidungsakt ist, nicht wie die Empfindungen der ersten Stufe blosses Innewerden eines unmittelbaren Theilzustands der Nerven, so kann das sinnliche Bewusstsein selbst nicht mehr in jener unmittelbar passiven Weise, wie die Sinnesempfindungen, Inhalt und Objekt der über ihm stehenden dritten Stufe werden. Obgleich also diese im innern Offenheitsverhältniss zur zweiten steht und eben hierin Selbstunterscheidung ist, so ist ihr doch hierin kein unmittelbarer (oder passiver) besonderer Inhalt mehr gegeben, sondern sie kann die Unterscheidungsakte des sinnlichen Bewusstseins, weil diese ihrer subjektiven Form nach selbst schon allgemeine Akte sind, nur noch kraft ihres eigenen selbstthätigen Aktes, in dieser mittelbaren Weise, zu ihrem Objekt und Inhalt machen (durch eine Thätigkeit des auffassenden Denkens). Sie ist also in ihrem innerlich offenen Verhältniss zur zweiten Stufe doch nur noch reine Unterscheidungsform ohne unmittelbar gegebenen Inhalt. Nur das allgemeine Verhältniss der gegen die niedrere Bewusstseinsstufe geöffneten Unterscheidung ist geblieben, die

blosse Form dieser innerlich offenen Unterscheidung ohne unmittelbaren Inhalt. Und so ist sie für sich selbst unsinnliches reines Selbstbewusstsein. Ebendesshalb ist dieses auch, so lange es nicht in selbstthätigem Akt das sinnliche Bewusstsein zu seinem Objekte macht, sondern nur in seiner nächsten und unmittelbarsten Empfänglichkeitsform verharrt, blosse inhaltslose Unterscheidungsform des eigenen subjektiven Zustands, blosses innerliches Gefühl (der Freude, Trauer u. dgl.) ohne allen objektiven Inhalt.

So ist nun also erst diese dritte Stufe des Centralorgans, der Geist oder das Selbstbewusstsein, in seinem psychischen Offenheitsverhältniss reine, von aller unmittelbar besonderen Theilbestimmtheit freie Einheit seines Ganzen, ist erhaben über sein sinnliches Einzelleben, und ist frei universelle Unterscheidungsform. Das Geistige besteht eben darin, dass durch die vollendete innere Abstufung und Abgliederung des psychischen Offenheitsverhältnisses dieses auf seine reine Form zurückgeführt ist, ohne auf seine unmittelbaren Theilzustände bezogen zu sein. Demgemäss ist auch der ganzen menschlichen Gestalt schon dieser Charakter aufgedrückt, dass nämlich ihre Organe nicht mehr der blossen sinnlich thierischen Theilfunktion dienen, sondern durch eine von aller unmittelbar besonderen Theilbestimmtheit freie Einheit des Ganzen gestaltet erscheinen, und so in jedem Glied zugleich dieser über das bloss Sinnliche erhabene Zweck desselben sich ausprägt. In dieser Durchdringung der menschlichen Gestalt durch die reine, von aller unmittelbaren Theilbestimmtheit freie Einheit des Ganzen liegt ihre Schönheit gegenüber von der bloss thierischen (so wie hierin zugleich das allgemeine Wesen der Schönheit überhaupt ausgesprochen ist). —

44. Hiemit ist nun also das volle Gegenbild jener anfänglichen noch rein beherrschenden und individualitätslosen Zusammenfassung der Theile erreicht. Der Geist als das obere Centrum ist das Gegenbild des ursprünglichen unteren, sowie des himmlischen, noch individualitätslos kosmischen. Auch diess letztere ist zwar als Centrum von der allgemeinen Peripherie, in die es als Wärme und Licht hinaus-

bezogen ist, geschieden. Allein es ist ebenso, wie diese selbst, noch nicht individuelle, sondern selbstlos universelle Beziehung in das kosmische Ganze hinaus. Erst der psychische Offenheitszustand stellt innerhalb des individuellen Theildaseins das analoge innerlich offene und unselbständig zusammengefasste Verhältniss der Theile zum Ganzen (oder der der Peripherie zum Centrum) dar. Aber eben weil diess Verhältniss nun ein individuelles ist, ist es auch an die Bedingungen und Gesetze der ihm entgegengesetzten individuellen Stofflichkeit gebunden, an den Wechsel von Schlaf und Wachen etc. Zugleich ist das psychische Centrum auf jenen beiden ersten Stufen seiner psychischen Beziehung nach noch in das sinnliche Theilleben versenkt; erst im Geiste ist innerhalb des Individuellen zugleich die volle Beherrschung des Theillebens durch die von ihm freie Einheit des Ganzen erreicht.

So ist denn mit dem Allem erst vollkommen klar, in welchem Sinne der Mensch der Mikrokosmos ist. Er ist es nicht bloss deshalb, weil in ihm die Stoffe und Kräfte der individuellen Welt am vollkommensten vereinigt sind, sondern vor Allem desshalb, weil er zugleich das Gegenbild des individualitätslosen Anfanges oder allgemeinen Centrums (dieses Makrokosmos) ist, und weil er als dieser frei universelle Mittelpunkt nur aus dem vollendetsten und konsequentesten Entwicklungsstreben jenes selbstlos universellen (von aller selbstisch äusserlichen Theilbestimmtheit noch freien) Grundes entsprungen sein kann. Auch ist es wegen jener natürlichen innern Analogie des Geistes mit dem anfänglichen Centrum nothwendig, dass die drei Grundformen desselben, Schwere, Wärme und Licht, gleichfalls in ihm ihre volle Analogie haben in den drei Grundformen des Gefühls, des Wollens und des Denkens (Vorstellens), wie diess im Späteren deutlich werden wird.

45. Daraus, dass der Geist seinem psychischen Offenheitsverhältnisse nach von aller unmittelbaren und individuellen Theilbestimmtheit frei ist, ist der Irrthum der älteren idealistischen Auffassung der Seele entstanden, als wäre dieselbe ein theillos einfaches, aller Ausdehnung entgegengesetztes Wesen. Die negative Wahrheit dagegen, dass aus der geistigen

Form unseres Selbstbewusstseins noch nicht jene Folgerungen der älteren rationalen Psychologie zu ziehen seien, hat schon Kant in seiner Kritik derselben ausgesprochen. Allein das Wesen des Geistes positiv auf seine wirkliche Grundlage zurückzuführen war für die Kantische Kritik mit ihrer noch ebenso idealistischen, als wiederum einseitig empiristischen Auffassungsweise unmöglich. Das Ziel der Neuzeit dagegen geht eben dahin, den Geist unbeschadet seines specifischen Wesens und seiner sittlichen Bestimmung zugleich nach der natürlichen, organisch stofflichen Bedingtheit seines Daseins zu erkennen, wonach auch alle psychische und geistige Thätigkeit durch ein innerlich stoffliches Verhältniss, nämlich jene abgestufte Gliederung innerhalb des chemischen Offenheitsverhältnisses der psychischen Organe, bedingt ist. Seinem allgemeinen und ihm selbst schon vorausgesetzten Wesen nach ist also auch der Geist erst kraft seiner stofflichen Organisation. Allein desshalb sind doch seine bestimmten Thätigkeiten nichts weniger als ein blosses Produkt derselben (wie der Materialismus behauptet), sondern sie sind auf der Grundlage seiner Organisation sein eigener selbständiger Akt, indem der Geist eben durch seine Organisation zugleich gegen dieselbe in Freiheit gesetzt ist. Von Natur ist nur das allgemeine Wesen des Geistes, und zwar als dieses von aller unmittelbaren Theilbeziehung psychisch freien Centrums. Die bestimmten Thätigkeitsformen hingegen, in welchen der Geist diess sein allgemeines Wesen verwirklicht, sind also, wie die Psychologie näher zu zeigen hat, nicht ein unmittelbares Produkt des organischen Processes, sondern sie vollziehen sich nur mittelst desselben. Schon für das psychische Leben überhaupt kommt ja nur das allgemeine Offenheitsverhältniss in den psychischen Organen, nicht das speciell Stoffliche der besonderen Processe in Betracht, durch die es bedingt ist. Im sinnlichen Seelenleben nun sind zwar die einzelnen Nervenzustände das Bestimmende, aber so, dass doch auch hier die thätige Gegenwirkung durch die psychischen Motive hervorgerufen ist. Das Geistesleben aber ist ohnehin zur Freiheit von den bloss sinnlichen Antrieben angelegt. Die einzelnen Geistesthätigkeiten stehen zwar

(wie wir namentlich noch bei der Willensfreiheit sehen werden), in einem innerlich nothwendigen Causalzusammenhang, aber auch diess also nicht im Sinn eines unmittelbaren Produktes aus stofflichen Processen, sondern nur in dem einer psychologischen und moralischen Causalordnung. Und dass diese auch nicht ein thierähnliches Beherrschtwerden durch unfrei sinnliche Motive sein muss, dazu ist eben durch die geistige Organisation selbst die Möglichkeit gegeben, indem diese als eine universelle und von aller unmittelbaren (sinnlichen) Theilbestimmtheit freie in sich selbst die Bestimmung zum sittlichen Wollen (d. h. zu dem als geistiger Selbstzweck gesetzten ächt menschlichen Willensinhalt) hat, und hierin also ein allen sinnlichen und selbstischen Antrieben an sich unendlich überlegener Bestimmungsgrund der eigenen Thätigkeit liegt.

So sehr aber mit dem allem die volle Geistigkeit und Freiheit des Menschen gewahrt beibt, so gewiss ist andererseits nach allem Früheren, dass Geist und Natur (oder nach der Bezeichnungsweise älterer Philosophieen „Denken und Ausdehnung“) nichts weniger als verschiedene Substanzen sind, sondern dass nur eben unter Voraussetzung der Ausdehnung auch der Geist ist, sofern sie ja ihre eigene Realität stetig nur im unmittelbaren Zusammen und folglich in der intensiven Zusammenfassung und Einheit hat, diese aber ihre vollendete und selbständig innerliche Koncentrirungsform erst im Menschen erreicht.

E. Die bestimmtere Anlage des Nervensystems und des Centralorgans.

47. Was nun im Obigen zunächst nur nach seiner organisch-psychischen Seite betrachtet wurde, nämlich jene Abgliederung zwischen dem Centralorgan (Gehirn) und dem Nervensystem, und wiederum die Abstufung des ersteren in sich selbst, das ist nun auch nach der rein organischen Seite noch näher zu erörtern, wenn auch die volle Genauigkeit hierin nur der Anatomie und Physiologie angehören kann.

Der allgemeine Grundgegensatz des Centralorgans und der peripherischen Zweige wiederholt sich vorerst der Natur des organischen Lebens zufolge auch schon innerhalb des Nervensystems selbst, indem auch dieses (also die peripherische Seite) in sich selbst schon seine relative Zusammenfassung (oder centrale Einheit) hat im Rückenmark. Diess nicht nur in dem Sinne, dass in demselben die verschiedenen Zweige von den beiden Körperseiten her zusammenlaufen und das Rückenmark schon nach dieser Seite einen vermittelnden Uebergang zum Gehirne bildet, sondern noch mehr dadurch, dass im Rückenmark selbst dessen grauer centraler Theil zum peripherischen (weissen) ein analoges geschiedenes Verhältniss einnimmt, wie das Gehirn zu den Nerven. Dieser centrale Theil ist nämlich nicht sensibel, aus demselben Grunde, wie es das Gehirn selbst nicht ist, sondern ist eine centrale Mitte zwischen der sensibeln und motorischen Seite, welche als solche die aus sensiblen Reizen hervorgehenden unmittelbaren Reflexbewegungen vermittelt. Unter diesen sind solche zu verstehen, die der wissenschaftlichen Beobachtung zufolge auch ohne Mitwirkung des Gehirns, also in einer noch bewusstlosen Weise durch die leiberhaltende organische Thätigkeit als Gegenwirkungen auf sensible Reize erfolgen. Gegenüber von den sensibeln und motorischen Nervenzweigen, die im weissen Theile des Rückenmarks zusammenlaufen, verhält sich also jener graue centrale Theil schon in analog geschiedener Weise als ein zusammenfassendes Organ, wie in höherer Weise das Gehirn selbst. Jene Reflexbewegungen sind nun zwar noch nicht psychische Thätigkeiten, da sie noch nicht dem allgemeinen Centralorgan angehören, sondern einem noch bloss relativen und partiellen, noch innerhalb des peripherischen Nervensystems stehenden Centralorgane. Aber sie sind doch schon ein Mittleres zwischen den bloss vegetativen und andererseits den wirklich psychischen Thätigkeiten; sie beruhen schon wie diese auf dem inneren Offenheitszustande der Nerven und des Centraltheiles als dieser specifischen Organe, und auf dem zugleich stattfindenden abgegliederten Verhältniss beider.

48. Im Obigen ist zugleich schon ein weiterer und noch allgemeinerer Gegensatz mitberührt, nämlich der der peripherischen weissen Nervenmasse und der centralen grauen. Die erstere, welcher insbesondere die motorischen und sensibeln Nerven angehören, besteht dieser peripherisch hinausgerichteten Natur gemäss aus Nervenröhren (Nervenfasern), die andre gemäss ihrer centralen Bedeutung aus gerundeten (koncentrischen) Nervenzellen. Allein dieser allgemeine Formgegensatz ist freilich insofern ein ganz relativer, als er wiederum schon in ganz partieller Form, innerhalb der einzelnen Theile des Nervensystemes und seiner besondern Zweige sich findet, wie dann ebenso innerhalb des allgemeinen Centralorganes selbst, des Gehirnes. Daher kann denn auch, wie wir sogleich sehen werden, jene centrale graue Form ebensosehr noch die niederste und dumpfste Seite des Seelenlebens, wie andererseits die höchste geistige vertreten.

Der Gegensatz der innerlich centralen und der peripherisch äusserlichen Lebensseite ist nämlich auch noch in einem ganz anderen Sinne innerhalb des Nervensystems selbst vorhanden, als Gegensatz desjenigen Nervenlebens, welches der eigenen innerlich vegetativen Lebensseite, ihren ernährenden und produktiven Processen angehört, und wiederum desjenigen, welches die nach aussen gerichtete (objektive) sensible und motorische Thätigkeit vertritt. Das erstere ist die vegetative Seite des Nervensystems (auch sympathischer Nerv oder Gangliensystem genannt), das letztere die sogenannte animale, die der sensiblen und motorischen Selbstthätigkeit dient. Jene erstere nun, als die subjektiv innerliche, nicht nach aussen gerichtete, sondern innerhalb der eigenen vegetativen Lebensprocesse verharrende, ist also in diesem Sinne die innerlich centrale, und es erscheint daher natürlich, dass in ihr die graue Masse, die der Nervenzellen, die überwiegende ist. Aber andererseits ist ja gerade diese subjektiv innerliche Lebensseite die, welche sich innerhalb der vegetativen Theilfunktionen bewegt und an ihnen den Inhalt ihrer Beziehung hat, und so ist sie also die niedrere noch dumpf

in das vegetative Theilleben versenkte Seite des Nervensystems. Es ist daher kein Widerspruch, wenn gerade diese Seite, in welcher einerseits die innerlich centrale graue Masse überwiegt, doch am meisten in eine Reihe bloss partieller, wenn auch unter sich zusammenhängender Centralknoten zerfällt, eben der sogenannten Ganglien, die als centrale Mittelglieder sensibler und motorischer Nervenfäden von psychischer Seite her jenen vegetativen Lebensorganen und Processen, der Ernährung, Blutbildung, geschlechtlichen Produktion u. s. w. vorstehen. Ihren sensibeln Reizungen entsprechend nämlich rufen sie Reflexbewegungen hervor, die fördernd auf jene vegetativen Thätigkeiten hinwirken, wie wir Analoges schon bei dem centralen Theil des Rückenmarks fanden. Gemäss dieser ihrer specifischen Bestimmung für diesen Lebenskreis ist auch ihre Sensibilität und ihre motorische Thätigkeit eine specifische; sie sind nicht in der Weise sensibel, wie die animale Nervenseite, und vermitteln im Allgemeinen mehr innerlich dumpfe, nicht zu solcher Objektivität ausgebildete, wenn auch in manchen Fällen lebhaft intensive Empfindungen. Natürlich muss diese vegetative Nervenseite mit dem übrigen Systeme, also dem Rückenmark, in innerem Zusammenhang stehen, aber zufolge ihrer eigenthümlichen Bedeutung ist sie doch eine relativ selbständige, die nicht so, wie die animale, unmittelbar vom Rückenmark ausgeht, sondern nur durch ein Netz von Nervenfäden mit ihm zusammenhängt.

Im Gegensatz zu dieser vegetativen Seite des Nervensystems hat nun das animale mehr die nach aussen gerichtete, zu voller Gegenständlichkeit entwickelte Sinnesempfänglichkeit und Bewegungsthätigkeit zum Inhalt, ist aber ebendarin auch wieder die mehr unmittelbar psychische, nicht durch die Beziehung auf die vegetativen Lebensprocesse bestimmte Selbstthätigkeit. Desshalb muss sie, zugleich mit der weit grösseren peripherischen Verzweigung, doch auch die weit schärfere centrale Zusammenfassung und Einheit haben, wie sich diess in ihrem unmittelbaren und gemeinsamen Ausgehen vom Rückenmark ausdrückt. Während daher die vegetative Seite des Nervensystems, eben weil sie dem vegetativen Theilleben näher steht, noch die un-

geschiedenere Einheit des Centralen und des partiell Verzweigten zeigt, so dass sie zu gleicher Zeit mehr centraler und wieder mehr partiell verzweigter Art ist, so ist dagegen im animalen Nervensystem die ungleich schärfere Scheidung der entwickelt peripherischen und objektiven und wiederum der subjektiv centralen Seite vorhanden. Ebendarum gehört aber auch jene ausgebildete Abscheidung des animalen Nervensystems von dem vegetativen erst den höheren Lebensstufen, den schon höher stehenden Klassen der Wirbelthiere an, während in niedreren Wirbelthierarten (Fischen u. s. w.) auch die Thätigkeit, die später dem sympathischen Nerv zufällt, noch ganz durch das animale (vom Rückenmark ausgehende) Nervensystem vertreten ist, und so beide Lebensseiten noch unfreier und unmittelbarer zusammengeschlungen sind. In den wirbellosen Thieren, mit ihren als partielle Centralorgane dienenden Ganglienknoten, ist ohnehin noch die ganze Form der psychischen Organe jener obigen des vegetativen Nervensystems ähnlicher.

49. Dem Gegensatz der sensibeln und motorischen Seite gemäss enthält dann das Centralorgan selbst, das Gehirn (und zwar zunächst nach seiner ersten, unmittelbar sinnlichen Stufe), einen entsprechenden Gegensatz, indem das nach der Hinterseite liegende sogenannte kleine Gehirn allen Beobachtungen zufolge ein motorisches (dem Triebe dienendes) Organ ist, wenn auch über das Genauere noch keine volle Uebereinstimmung herrscht, während die sensible Seite dem grossen Gehirne zufällt, von dem ja auch die höheren unmittelbaren Kopfsinne (Gesicht, Gehör u. s. w.) ausgehen. Es ist natürlich, dass so die motorische Seite, diese, wie wir früher sahen, für sich selbst gedacht noch specifisch blinde und bewusstlose, auch ebendarum nach der blinden hinteren Seite des Kopfes hin liegt, während dem grossen Gehirne als dieser bewussten und sehenden Seite dann auch naturgemäss die höheren Organisationsstufen, die des sinnlichen Bewusstseins und des Geistes selbst angehören Allein ebenso bringt es die Natur der Sache mit sich, dass jene motorische und jene sensible Seite doch nur eben verschiedene Seiten einer Stufe sein können, nicht aber in solcher Weise von einander

geschieden sind, wie die verschiedenen Stufen des Centralorgans. Mag auch äusserlich dieser Unterschied des kleinen und grossen Gehirns augenfälliger sein, als der jener Organisationsstufen, so hängt diess doch ganz natürlich damit zusammen, dass sich jene beiden auf peripherisch verschiedene Seiten beziehen, während die Bedeutung jener verschiedenen Organisationsstufen des Gehirnes vielmehr eine rein innerlich-psychische ist, so dass sie ihrer Natur nach nicht so augenfällig sein können. So wie nach dem Früheren der Grund, aus dem das organische und geistige Leben entsprungen ist, seiner Natur nach nicht empirisch, sondern der empirischen und äusserlichen Stoffwelt entgegengesetzt ist, so muss analog auch noch innerhalb der individuellen Organisationsverhältnisse die specifisch innerliche, rein psychische und geistige Abgliederung des Centralorgans sich von der äusserlichen Augenfälligkeit der peripherischen Beziehungen unterscheiden.

50. Diess zeigt sich auch noch nach einer andern Seite am grossen Gehirne. Die durchgängige Zweiheit der Seiten nämlich, in welcher das ganze sensible wie motorische Leben sich sowohl am übrigen Leibe, wie am Kopfe verwirklichen muss, zieht naturgemäss auch noch die Organisation des grossen Gehirns in die Beziehung auf diese peripherische Zweiheit hinein und bringt so seine Scheidung in die zwei (wenn auch unter sich verbundenen) Hemisphären mit sich. Und zwar ist diese in der peripherischen Beziehung begründete Zweiheit, soweit sie sich auch noch in das psychische Leben selbst hinein erstreckt, d. h. also für die erste, noch unmittelbar auf die Nerven hinausbezogene Stufe des Gehirns, in der Weise durchgeführt, dass bei dem Menschen eine vollkommene Kreuzung der in das Gehirn hineinführenden Nervenbahnen stattfindet, so dass die rechte Gehirnseite die von der linken kommenden aufnimmt und umgekehrt. Diese Kreuzung nämlich dient einerseits zur vollständigeren Durchführung der psychischen Lebenseinheit, da ohne dieselbe jede der beiden Gehirnseiten zu einseitig und unmittelbar nur auf die Körperhälfte bezogen wäre, welcher sie örtlich und vegetativ angehört. (Eine entsprechende Kreuzung findet daher auch bei den Sehnerven statt.) Allein andrerseits ist jene

vollständige Kreuzung etwas unterscheidend Menschliches, indem dadurch die betreffende (noch unmittelbar auf die Nerven bezogene) Stufe des Gehirnlebens zu einer noch einseitig peripherischen und von der höheren centralen Einheit unterschiedenen herabgesetzt wird. Denn da bei dem Menschen erst das Geistesorgan (jene dritte Stufe der Gehirnorganisation) das reine und wahre Centrum ist, so zeigt sich im Gegensatz hiezu die noch untergeordnet peripherische (auf das Nervenleben hinausbezogene) Natur der sinnlichen Gehirnstufe eben darin, dass sie durch jene Kreuzung der einmündenden Nervenbahnen noch in jene peripherische Zweiheit der Seiten hineingezogen ist. Bei den Thieren dagegen, bei denen das psychische Centrum überhaupt noch ganz auf das Nervenleben und seine besondern Theilbestimmtheiten bezogen bleibt, ist ebendesshalb jede der Gehirnhemisphären mehr in die Gesammtheit des Nervenlebens hineingezogen. Jene Kreuzung scheint hier jedenfalls nicht in jener vollständigen und geschiedenen Durchführung vorhanden, wie diess namentlich daraus zu schliessen ist, dass nur bei dem Menschen vollständige halbseitige Empfindungs- und Bewegungs-Lähmungen beobachtet werden, wobei (eben infolge jener Kreuzung) die Lähmung je auf der entgegengesetzten Seite von derjenigen stattfindet, auf welcher die Gehirnaffektion eingetreten ist.

Jene nur dem Menschen eigenthümliche Scheidung zwischen dem reinen Centrum mit seiner geistigen Einheit und wiederum der noch sinnlichen, auf das peripherische Nervenleben bezogenen Centrumsseite, zeigt sich also bei dem Menschen konsequent auch darin, dass diese letztere noch vollständiger in die peripherische Zweiheit hineingezogen und so in letzter Beziehung dem peripherischen Theilleben angehörig erscheint, während erst die rein centrale Einheit über diese peripherische Getheiltheit ganz hinausgestellt ist. Bei den Thieren dagegen, bei denen das höchste Centrum selbst noch in die unmittelbar peripherische Beziehung auf das Nerven- und Theilleben hineingezogen ist, kann auch ebendesshalb jene Scheidung und Kreuzung, durch welche die betreffende Gehirnstufe sich noch als untergeordnet peripherisches Organ darstellt, nicht in solcher Weise vor-

handen sein, sondern jede der beiden Gehirnseiten nimmt mehr unmittelbar an der Beziehung auf die Gesammtheit Theil. Zugleich zeigt sich aber doch, wenigstens bei den niedreren Wirbelthieren, auch die Einheit des psychisch-sinnlichen Lebens noch weniger ausgebildet, indem ein eigenthümliches Verbindungsglied der beiden Hemisphären, der sogenannte Balken, noch fehlt (so noch bei den Vögeln).

51. Indessen schon innerhalb der niedreren Gehirnseite muss also bei dem Menschen (und analog schon bei den höheren Säugethieren) jene Scheidung zwischen der ersten, unmittelbar sinnlichen Stufe, und einer zweiten stattfinden, welche wir die des sinnlichen Bewusstseins nennen, obgleich diese Scheidung, weil sie schon ganz innerliche, rein psychische Bedeutung hat, auch zu dem äusserlich Unscheinbaren und schwerer Aufzufindenden gehört. Und noch mehr gilt diess dann für die letzte Abstufung, für die Scheidung des Geistesorgans selbst. Für dieses vollends kann natürlich jene Zweiheit der Hemisphären nur noch eine äusserlich organische, durch die Natur der peripherischen Leiblichkeit bedingte Bedeutung haben, keine psychische. Die eigenthümlich centrale Bedeutung dieser höchsten Seite aber wird sich allerdings dem früher Gesagten zufolge wenigstens darin ausprägen, dass hier die centrale graue Form der Nervenmasse wieder zu specifischer Entwicklung und Bedeutung kommt, nämlich in der grauen Rindensubstanz der grossen Gehirnhemisphären, in diesen eigenthümlich gewundenen Randwülsten derselben, in welchen schon die empirische Beobachtung ein specifisches Organ der höheren Geistesthätigkeiten zu erkennen glaubt. Denn erst bei dem Menschen sind diese Windungen in so vollkommener Weise ausgebildet, wie bei keinem Säugethiere, so dass dadurch theils die Masse dieses eigenthümlichen Organs, theils seine Beziehung zur untergeordneten Gehirnseite erhöht und verstärkt werden. Und da nun diese Windungen mit dem abwärts steigenden Stufengang des Organischen gleichfalls abnehmen und schliesslich ganz verschwinden (wie schon bei den Vögeln), da ferner dieser Theil auch seiner Lage nach der oberste, von der unmittelbar sinnlichen und untersten Gehirnstufe am

meisten geschieden ist, so weist diess Alles darauf hin, dass er specifisch dem Geistesorgan und seinen höchsten Thätigkeiten zugehört. Dass er bei Thieren, in dieser weniger ausgebildeten Form, eine niedrere Stufe (die des blossen sinnlichen Bewusstseins) vertritt, ist dadurch nicht ausgeschlossen, da er ja doch auch bei diesen die höchste centrale Seite des Ganzen bleibt. Ob nun aber jene graue Rindensubstanz mit ihren Windungen schon überhaupt als das Geistesorgan zu betrachten sei, oder ob sie vielmehr nur die höhere Selbstthätigkeit desselben, das Denken und die schaffende Phantasiethätigkeit vertrete, diess ist wieder eine andere Frage. Nur eine solche Forschung, die mit der eingehendsten empirischen Beobachtung zugleich die naturgemässe wissenschaftliche Auffassung der psychischen Organisation verbindet, wird im Stande sein, auch empirisch jene abgestufte innere Gliederung der Gehirnorganisation zu erkennen, auf welcher zufolge der innern Natur alles Organischen und Psychischen die Erhebung nicht bloss zum sinnlichen Bewusstsein, sondern auch zur reinen und von aller unmittelbaren Rückbeziehung auf die Nervenbestimmtheiten geschiedenen Unterscheidungsform beruht, d. h. die geistige über alle unmittelbar besondere Theilbeziehung erhabene Bewusstseinsform.

52. Von dem bisher gewonnenen Begriffe des Menschen aus ist nun das gesammte Leben desselben aus einem doppelten und entgegengesetzten Gesichtspunkte zu betrachten: 1) sofern diess ganze Leben, auch die höchste Geistesthätigkeit und die höchsten geistigen Anlagen (dichterische, wissenschaftliche etc.), durch die vorausgesetzte natürliche Organisation bedingt sind, und 2) sofern diess Leben vielmehr in einem Stufengang des subjektiv thätigen psychischen Verhaltens besteht. Letzteres ist der Gesichtspunkt der Psychologie im engeren Sinne; die erstere Betrachtungsweise können wir mit einer kurzen Bezeichnung die Anthropologie im engern Sinne nennen. Beide ergänzen sich gegenseitig. Zunächst zwar scheint die letztere der Psychologie vorauszugehen, weil sie ja die vorausgesetzte natürliche Bedingtheit menschlicher Organisation zum Inhalt hat; allein da andererseits das Wesen der psychischen und geistigen Or-

ganisation selbst erst wieder durch die Begriffe der psychischen und geistigen Thätigkeiten klar wird, so sind beide Seiten vielmehr parallel laufende und sich gegenseitig ergänzende Betrachtungsweisen, deren jede erst mittelst der andern ihr volles Licht erhält. Die psychischen Thätigkeiten z. B., auch die geistigen, sind ihrem wahren Wesen nach immer zugleich als organische und nach ihrer organischen Natur zu betrachten, was also den Begriff der betreffenden Organisation voraussetzt. Dagegen gehört z. B. die Eigenthümlichkeit der Altersentwicklung, des Geschlechtes, des Temperaments u. s. w. jener im engern Sinne anthropologischen Betrachtungsweise an, obgleich dieselbe erst mittelst des Begriffs der verschiedenen psychischen Thätigkeiten ihre Klarheit erhalten kann.

Die altgewohnte Eintheilung der Psychologie nach den sogenannten drei Grundvermögen oder Grundrichtungen, Fühlen, Wollen, Vorstellen, ist, so sehr sie auch für die Psychologie eine eigenthümliche Bedeutung hat, doch zur Grundlage derselben desshalb ganz ungeeignet, weil diese Dreiheit auf ganz entgegengesetzten Stufen, der des unmittelbar sinnlichen Lebens und wiederum der geistigen, wiederkehrt. Dasjenige Verhalten aber, in welchem die allgemeine Natur des psychischen Lebens, nämlich die innere Selbstunterscheidung, am reinsten hervortritt, das Vorstellen, zieht sich ebendesshalb durch sämmtliche drei Stufen hindurch, in der Weise, dass die mittlere Stufe, die des sinnlichen Bewusstseins, ausschliesslich ihm angehört.

II. Psychologischer und anthropologischer Theil.

A. Psychologie, oder der Stufengang der Seelenthätigkeiten.

1. Stufe des rein sinnlichen Lebens (oder der unmittelbaren Beziehung auf die Nerven).

53. Die Stufe der reinen Sinnlichkeit ist ihrer Natur nach die, in welcher der Fortschritt der psychischen Thätigkeiten sich noch am meisten an die Unterschiede der natürlichen Organisation selbst knüpft. Die psychische Verschieden-

heit des blossen sinnlichen Gefühles von der gegenständlichen Sinnesauffassung beruht darauf, dass es sich an eine andere Seite der Nervenorganisation knüpft, als die der eigenthümlichen Sinnesorgane. Ebenso bezieht sich der sinnliche Trieb als Selbstbewegung auf die motorische Seite des Nervensystems und ist seinem psychischen Wesen nach an den Unterschied ihrer Organisation von der sensibeln Seite geknüpft. Hiedurch unterscheidet sich diese erste Stufe von den beiden höheren (des sinnlichen Bewusstseins und noch mehr des Selbstbewusstseins), in welchen der Stufengang ihrer psychischen Thätigkeiten nicht mehr so an eine entsprechende Verschiedenheit von Organisationsseiten sich knüpft, sondern weit mehr nur auf dem eigenen selbstthätigen Verhalten beruht, so dass auch der Unterschied im organischen Wesen dieser Thätigkeiten eben von der Verschiedenheit jenes selbstthätigen Verhaltens ausgeht. Diess alles hindert jedoch nicht, dass nicht doch auch schon innerhalb des rein sinnlichen Lebens der Stufengang der psychischen Thätigkeit selbst (oder des eigenen subjektiven Verhaltens der Seele) den leitenden Gesichtspunkt bildet, und dass derselbe schon hier von der noch unmittelbarsten und leidentlichsten Form, in welcher das Centrum sich psychisch noch am wenigsten von den Nervenzuständen abscheidet, nämlich dem blossen sinnlichen Gefühle, durch den sinnlichen Trieb hindurch zu derjenigen fortgeht, in der es am geschiedensten den Nervenzuständen gegenübertritt und am vollendetsten sich als innere Selbstunterscheidung zeigt, nämlich der gegenständlichen Sinnesauffassung.

a) Das sinnliche Gefühl.

54. Im sinnlichen Gefühle ist es noch unmittelbar das eigene innere Einheits- und Offenheitsverhältniss der Nerventheile, dessen ungestörten Fortgang, oder umgekehrt dessen Hemmungen und Störungen das Centralorgan inne wird und unterscheidet. Da nun eben kraft dieses Einheits- und Offenheitsverhältnisses Centrum und Nerven ein stetiges unmittelbares Ganzes bilden, so ist es also immer diess innere Einheitsverhältniss des Ganzen, das sich im sinnlichen Gefühle als gefördert oder gestört empfindet. Eben hiedurch

unterscheidet sich das blosse sinnliche Gefühl von der Sinnesempfindung im engeren Sinne (oder der gegenständlichen Sinnesauffassung), in welcher vielmehr ein gegenständlich (durch ein äusseres Objekt) bewirkter und für die Förderung oder Störung des eigenen innern Einheitsverhältnisses gleichgiltiger Theilzustand eines Sinnesorgans unterschieden wird. Eben das eigenthümlich Objektive (gegenständlich Bewirkte) jenes Theilzustandes ist als solches für das eigene innere Einheitsverhältniss des Ganzen ein indifferentes, und macht es so zu einem (wenn auch von dem Ganzen empfundenen) blossen Theilzustand. Umgekehrt ist im blossen Gefühle sein subjektiver, nur auf die Erhaltung oder Störung des eigenen inneren Einheitsverhältnisses bezüglicher Charakter unzertrennlich damit verbunden, dass es ein die Einheit des Ganzen berührender, ihre Erhaltung angehender Zustand ist.

Hienach fällt nun im blossen sinnlichen Gefühle die empfindende subjektive Einheit noch weit mehr mit dem empfundenen Objektiven zusammen, als in der Sinnesauffassung. Das empfindende Centrum unterscheidet ja darin seine eigene innerlich offene Einheit mit dem betreffenden Peripherietheile (d. h Nervenzweige) als gefördert oder gestört; und beide Seiten liegen so noch ungleich unfreier und ungeschiedener in einander, als in der Sinnesauffassung, in welcher das Centrum diesen objectiv bewirkten Theilzustand seines Nervenorganes als blossen (für das innere Einheitsverhältniss selbst indifferenten) Theilzustand unterscheidet. Letzteres ist ein selbstthätigeres, dem Vorstellen (nicht dem blossen Gefühl) angehöriges Verhalten. Dieser Unterschied ist nun freilich bedingt durch die specifische Organisation der Sinnesorgane für gegenständliche Einwirkungen, im Gegensatz gegen die subjektiv innerliche Seite des Nervenlebens, an der das blosse Gefühl seinen Inhalt hat. Auch ist in der Wirklichkeit gar vielfach objektive Sinnesempfindung und subjektive Lust- oder Schmerzempfindung beisammen. Allein der Unterschied beider ist darum nicht weniger ein psychischer Stufenunterschied und zeigt, dass das blosse Gefühl, als die noch unmittelbarste und leidentlichste und mit dem Nervenleben noch in ungeschie-

denster Einheit liegende Form der Selbstunterscheidung, die erste und niederste ist. Gemeingefühl wird es entweder in dem Sinne genannt, dass es gegenüber von den specifisch objektiven Empfänglichkeitsformen der Sinne nur erst jene allgemeine subjektive Seite der Empfindung bildet, oder auch in dem Sinne, dass damit nur die zusammengefasste und allgemeine, nicht lokal und partiell gesonderte Gesammtempfindung der eigenen Leiblichkeit gemeint ist.

55. Ungeachtet seines passiven, von den Nervenzuständen ausgehenden Ursprunges kommt nun aber das sinnliche Getühl doch erst als ein innerer Unterscheidungsakt des Centralorganes zu Stande. Und diese Seite an ihm tritt am klarsten hervor, wenn es vorübergehend durch eine entgegengesetzte aktiv motorische Aufregung des Centrums zurückgedrängt wird. Denn dass in heftiger Aufregung und Thätigkeit des Zornes, der Schlacht u. s. w. Verletzungen zunächst viel weniger fühlbar sind und erst nachher die Schmerzempfindung stärker hervortritt, diess hat seinen Grund eben darin, dass die innere Offenheit des Centrums in diesem Augenblicke so überwiegend nach der motorischen Nervenseite hingewendet und daher nach der leidentlich sensibeln verhältnissmässig unempfindlich ist. Seine Empfänglichkeit in der Empfindung selbst ist also nicht bloss eine physische, d. h. im chemischen Offenheitszustand der Organe begründete, sondern zugleich eine subjektiv psychische und von diesem eigenen Verhalten abhängige.

Hieraus erklärt sich nun auch eine andere Seite des sinnlichen Gefühles, dass es nämlich in einer vom objektiven Wesen und Ursprung des Nervenzustands abweichenden Weise eigenthümlich subjektiver Art sein und eine Täuschung in sich schliessen kann. Indem z. B. das Centrum in seinem organischen Verhältnisse zu einem bestimmten Theil der sensiblen Nervenbahnen dazu angelegt ist, die Nervenzustände dieses bestimmten Gliedes (eines Fusses etc.) inne zu werden, und indem es kraft dieser Anlage zugleich zu seiner stehenden Gewohnheitsform geworden ist, die von dieser Seite herrührenden Nervenreize in dieser Weise aufzufassen, so wird es auch nach dem zufälligen Verluste dieses Gliedes die hievon herrührenden und aus dieser Richtung kommenden

Reize noch als Zustände jenes Gliedes empfinden; das Gefühl wird diese täuschende subjektive Form behalten. — Zu unterscheiden von solcher subjektiven Täuschung der Empfindung selbst sind diejenigen Zustände, in welchen schon die betreffenden Nerven krankhaft gereizt sind und desshalb die Einwirkung anders als im gewöhnlichen Zustand empfunden wird. Dass aber jene subjektiven Täuschungen der Empfindung doch nichts weniger als eine bloss subjektive und vom objektiven Wesen der Einwirkungen abweichende Natur und Anlage der Empfindung beweisen, diess geht schon aus dem Obigen selbst hervor, da ja vielmehr nur durch eine Aufhebung des ursprünglichen und natürlichen organischen Verhältnisses solche Täuschungen entstehen. — Von einer andern, in der Naturanlage selbst begründeten Specificirung und Beschränkung des sinnlichen Gefühles war oben schon, aus Anlass einer besondern Seite des Nervensystems, nämlich des vegetativen (in seinem Unterschiede vom animalen), oder des sogenannten Gangliensystemes die Rede, das sich in den specifischen Organen der Ernährung und der Reproduktion verzweigt und zufolge seiner besondern Bestimmung auch eine besondre und beschränkte Form der Empfindung mit sich bringt.

56. Indem nun das Centrum im sinnlichen Gefühle entweder ein ungestörtes Fortbestehen und eine Förderung des innern Einheits- und Offenheitsverhältnisses der Nerventheile, und darin also auch seiner eigenen Einheit mit ihnen, oder umgekehrt irgend welche Hemmung, Zerreissung u. s. w. dieser innern Einheit inne wird, so hat es je nach der eigenthümlichen Natur dieser Nervenzustände selbst auch eigenthümliche Lust- oder Schmerzempfindungen. Diese sind nur da möglich, wo es einerseits schon physisch eine innerlich geöffnete stetige Einheit der Stofftheile ist, in welche der betreffende Zustand fördernd oder negirend hineingreift, und wo andererseits das Centrum in dieser innerlich offenen Einheit mit den Nerventheilen doch auch zugleich als organisch geschiedenes, relativ besonderes und selbständiges Ganzes über und ausser jenen Peripheriezweigen steht, so dass jene innerliche Störung oder Förderung ihm in der Form eines von ihm selbst

ebensosehr unterschiedenen (ausserhalb seiner liegenden), und zugleich von den andern derartigen Theilzuständen und Nervenzweigen verschiedenen Zustandes zukommt. Nur als diese innere Unterscheidung desselben vermag es ihn auch seinem Inhalt nach als ein Andres gegen sein inneres Einheitsverhältniss, d. h. als Negirung desselben inne zu werden oder umgekehrt.

Auf diese Weise ist das, was schon das ursprüngliche Grundverhältniss der Natur ist, die intensive und innerlich offene Einheit der Theile mit dem Ganzen und des Centrums mit der Peripherie, (wie sie in den Grundformen von Schwere, Wärme und Licht ist), in eine individuelle und subjektive Form erhoben, wenn auch zunächst nur nach der einen Seite, dass die peripherischen Theilzustände subjektive Bestimmtheiten ihres zusammenfassenden Centrums werden. Bestände nicht schon das ursprüngliche Grundverhältniss der Natur (und so auch der Ausgangspunkt der Erdentwicklung) in jener innerlich offenen intensiven Einheit der Theile, so wäre auch kein Leben, keine Lust- und Schmerzempfindung möglich, da ja nur kraft jenes Ausgangspunktes auch eine organisirende Entwicklung eintritt, und ebenso die individuellen Stofftheile nur kraft dieses Ursprunges auch wieder in jenen innerlich offenen Zustand versetzt werden können.

b) Der sinnliche Trieb.

57. Da das Centrum die organisch beherrschende und bestimmende Einheit des Ganzen ist, welche schon in der leibbildenden Thätigkeit die einzelnen Glieder sich als Organe untergeordnet hat, so ist sein bloss leidentliches Verhalten im Gefühle hiemit noch im Widerspruch, es muss sich im Gegensatz hiezu erheben zur selbstthätigen Bestimmung seiner leiblichen Zustände, und so ist es nun aktive Hinrichtung auf die motorische Nervenseite, ist hierin der psychischen Seite nach sinnlicher Trieb, seiner äusseren Thätigkeit nach aber Selbstbewegung. Diese Thätigkeit des sinnlichen Triebs ist aber, wie wir sahen, nur dadurch eine bewusste psychische, dass es die sensible Seite des Centrums ist, die kraft ihrer Einheit mit der motorischen sich nun selbstthätig nach dieser

hin richtet und sie zu Bewegungen bestimmt, während die blosse Selbstbewegung für sich (eben wegen der unmittelbar abhängigen Einheit der motorischen Nerven mit dem Centrum) ein bewusstloser bloss organischer Process wäre. Es ist also im sinnlichen Trieb seine subjektiv psychische, von der sensibeln Centrumsseite ausgehende Aktivität zu unterscheiden von der aus ihr erst entspringenden objektiven, d. h. der leiblichen Selbstbewegung. Es ist diess das gerade umgekehrte Verhältniss gegenüber von der Empfindung, bei welcher der objektive stoffliche Nervenzustand und dessen noch bewusstlose organische Fortpflanzung das Erste ist und erst im Centrum selbst zum psychischen Unterscheidungsakte erhoben wird.

Innerhalb des Triebs aber geht der psychische Entwicklungsgang wieder von der unmittelbarsten, nur auf die vegetativ empfängliche (ernährende) Lebensseite gerichteten Form fort bis zu der, welche am reinsten das aktiv motorische Verhalten selbst zum Zweck hat (dem Trieb nach freier Selbstbewegung). Der blosse Nahrungstrieb mit seinen Bewegungen ist hienach das Erste; und hier ist auch der unmittelbarste Uebergang aus dem bloss leidentlichen Gefühle zum selbstthätig motorischen Streben, nämlich im Hunger (und Durst), der ebensosehr ein von sensibeln Magennerven hervorgerufenes Unlustgefühl, als gleichzeitig schon ein Streben motorischer Nerven nach aneignender Magenthätigkeit ist. Das Umgekehrte ist der Eckel, in welchem sich ebenso die sensible Unlust mit dem motorischen Streben nach Entfernung eines stofflichen Gegenstands verbindet, und der dann, wie sich zeigen wird, auch innerhalb des geistig unsinnlichen Gefühles und Affektes sein Analogon hat.

Indessen der Nahrungstrieb beschränkt sich also noch auf die empfängliche Seite des vegetativen Lebens und bleibt ebendamit auch noch am meisten innerhalb des eigenen leiblichen Subjekts. Höher und aktiver ist daher der Trieb, der auf die selbstthätig hervorbringende Seite des vegetativen Lebens hingeht, der Gattungs- oder Geschlechtstrieb, der ebendamit auch nicht mehr bloss innerhalb des aneignenden Subjekts bleibt, sondern auf die objektive Erweiterung und Ergänzung desselben durch das Gattungsleben hingeht.

58. Allein auch der Gattungstrieb geht also doch nur auf eine Bethätigung des Psychischen im Vegetativen. Höher und reiner tritt daher das psychische und motorische Wesen des Triebs in demjenigen hervor, der nicht mehr innerhalb des Vegetativen bleibt, sondern sein Ziel in der specifisch durch motorische und sensible Thätigkeit vermittelten Gestaltung der Aussenwelt für den organischen Zweck hat — dem Kunsttrieb. Dieser ist zwar in solcher unmittelbar sinnlicher Form nur dem Thiere eigen, da im Menschen an seine Stelle die selbstbewusste und vernünftige Natur tritt; und auch bei den Thieren ist es aus analogem Grund weniger die höchste Klasse, die der Wirbelthiere, als die zunächst vorausgehende, noch specifisch auf die Aeusserlichkeit des sensiblen und motorischen Verhaltens angelegte Klasse der Gliederthiere, in welcher sich diese Form des Triebs besonders ausgeprägt findet, wie namentlich bei den Bienen und Ameisen. Allein seiner allgemeinen psychischen Richtung nach steht er höher als der blosse Gattungstrieb, wenn er auch auf den höchsten Stufen des thierischen Lebens durch die höher entwickelte Innerlichkeit des sinnlichen Bewusstseins verdrängt wird. Zugleich erhellt aus dem Obigen, wie die höhere Thätigkeit des Kunsttriebs, da wo er das Leben des Thiers vorzugsweise ausfüllt, den Gattungstrieb und seine geschlechtliche Thätigkeit zurückdrängen kann, wie diess eben bei den Bienen und Ameisen der Fall ist. Und zwar ist er bei diesen, weil er auf ein objektiv stoffliches Produciren hingeht, an die weibliche Seite geknüpft, die ja auch geschlechtlich die Seite der objektiv stofflichen Hervorbringung vertritt, im Gegensatz gegen die subjektiv organisirende und formgebende der männlichen Geschlechtsthätigkeit. Das Männliche erscheint hier also, obgleich es innerhalb des Geschlechtlichen selbst das Höhere ist, doch desshalb, weil es nur die subjektive Seite desselben vertritt, im Uebrigen als das weniger Entwickelte. Und weil endlich die weibliche Lebensthätigkeit sich hier überhaupt in einer selbständigeren und von der männlichen geschiedeneren Weise ausgebildet hat, so erklärt sich daraus auch die sogenannte Parthenogenesis, welche innerhalb des Geschlechtsgegensatzes selbst wieder der Fortpflanzung

durch unmittelbare Theilabscheidung analog ist, aber eben als die unvollkommenere Form auch nur das unentwickeltere der beiden Geschlechter (bei Bienen und Ameisen also das männliche) hervorzubringen vermag.

Der Kunsttrieb ist wieder ebenso seinem objektiven Gebiete nach umfassender, wie seinem psychischen Wesen nach höher als der Gattungstrieb; aber auch er hat sein Ziel doch noch in einem objektiv stofflichen Lebenszwecke. In ihrer ganzen Reinheit tritt daher die psychische Natur des Triebs erst hervor, indem er sich eben als diese frei motorische Thätigkeit selbst Zweck ist, als Trieb nach freier Selbstbewegung, oder kurz gesagt Freiheitstrieb, der allen Stufen des thierischen Lebens wesentlich ist. In ihm hat sich der Trieb zugleich zu seinem allgemeinsten gegenständlichen Umfang erhoben, nämlich in der Aussenwelt überhaupt die volle Freiheit der eigenen Bewegung zu haben. So ist im Entwicklungsgange des Triebs zugleich mit der höheren subjektiven Selbstthätigkeit immer auch der erweiterte objektive Umfang gesetzt.

Für die specifisch thierische Form des Triebs überhaupt aber ist noch als charakteristisch hervorzuheben der Instinkt, der darin besteht, dass die leibbildende organische Zweckmässigkeit von der eigenthümlichen leiblichen Anlage aus auch noch in die psychischen (motorischen und sensibeln) Thätigkeiten hinein ihren Einfluss äussert und sie mit ihrer unbewussten Macht zu verschiedenen zweckmässigen Thätigkeiten anregt, wie diess am ausgeprägtesten im Kunsttriebe sich zeigt. Durch diesen Zusammenhang mit der organisch unbewussten leibbildenden Zweckmässigkeit verliert der thierische Instinkt alles scheinbar Räthselhafte und Auffallende, und Alles, was uns von unserer menschlichen Auffassungsweise aus zur Annahme irgend welchen besondern Verstandes hinführen zu müssen scheint. Im Menschen freilich, in welchem das selbstbewusst Vernünftige an die Stelle des unmittelbaren Triebs getreten ist, kann ebendamit die instinktive Regung nur noch vereinzelt hervortreten, in besondern körperlichen Zuständen, wo die Naturseite stärker sich geltend macht. Ebenso kann z. B. schon bei

Hausthieren das Instinktmässige infolge anerzogener Lebensgewohnheit sich abstumpfen, es kann sich ferner mit Veränderung der sonstigen Lebensverhältnisse gleichfalls verlieren (wie z. B. bei dem Biber, wenn er allein lebt u. dgl.). Wenn das Alterthum insbesondere in Hinsicht auf den Instinkt gewissen Thieren religiöse Verehrung gezollt hat, so hat es darin (nach Art der Naturreligion) sachlich nur die noch unbewusst waltende und so auch noch in das Psychische hineinwirkende organische Zweckmässigkeit verehrt, und sie gegenüber von der Bewusstheit des Menschen, die Verfehlung und Irrthum mit sich bringt, als das Höhere und den Göttern näher Stehende betrachtet.

c) Die Sinnesauffassung.

59. Indem nun aber der Trieb seiner Natur nach auf die äussere motorische Bethätigung geht und diese mittelst der sensiblen Auffassung der bedingenden und einwirkenden Objekte sich vollziehen muss, so geht er an sich selbst in diese Thätigkeit der Sinnesauffassung über und vollzieht sich mittelst dieser vorstellenden Thätigkeit, in welcher die sinnliche Selbstunterscheidung ihre vollendete Form erreicht.

Für die ungenauere Betrachtung erscheint zwar der Trieb desshalb als das psychisch Höhere, weil er allein sich aktiv bestimmend zu seiner leiblichen Peripherie verhält. Allein er ist ebendamit noch unmittelbar in diese seine aktive Nervenbeziehung versenkt, ist für sich blind. In seiner vollen Abscheidung tritt das Centrum seinem Nervenleben erst dadurch gegenüber, dass es zur thätigen Unterscheidung der rein objektiven (d. h. von den Gegenständen herrührenden) und darin nicht das eigene subjektive Einheitsverhältniss angehenden, sondern specifisch partiellen Seite seiner Nervenbestimmtheit fortgeht, was freilich nur mittelst der Eigenthümlichkeit der Sinnesorgane möglich ist. Allein der wesentliche Unterschied der Sinnesauffassung vom blossen sinnlichen Gefühl zeigt sich also vor allem auch darin, dass sie als eine dem eigenen Lebenszweck dienende Selbstthätigkeit der gegenständlichen Auffassung und Wahrnehmung auftritt (z. B. im Betasten, Kosten, Beriechen, Horchen etc.). In der Sinnes-

auffassung ist so die aktive Richtung des Triebs und die empfängliche Natur des blossen Gefühls zur Synthese vereinigt, während der Trieb nur erst die einseitige Antithese zum blossen Gefühl ist. Analog vollendet sich innerhalb des selbstbewussten (geistigen) Lebens der Wille erst durch die denkende Auffassung des Gewollten und der Dinge.

Der natürliche Stufengang der Sinnesauffassung aber in psychischer, wie zugleich damit in organischer Hinsicht, muss also darin bestehen, dass sie aus ihrer verhältnissmässig noch subjektiven und gegen aussen geschlosseneren Natur immer mehr heraustritt zur vollständig nach aussen geöffneten Empfänglichkeit, und so statt der blossen Beziehung auf die individuelleren Theilformen der Natur sich vollendet zur Offenheit für das specifisch Universelle, das Licht als diese noch individualitätslose Einheit des Centrums mit der Peripherie, und damit zum allgemeinen Weltsinne wird.

60. Hienach ist die nächste Form des Sinnes die, in welcher noch ebenso die subjektive Abschliessung gegen aussen enthalten, und welcher desshalb der noch am wenigsten specificirte ist, in seiner noch unvollkommensten Form der allgemeine Hautsinn, in seiner specificirtesten aber der Tastsinn der Finger. Während der allgemeine Hautsinn nur erst die unbestimmteren Einwirkungen von Wärme und Kälte, oder des Weichen und Harten, Rauhen und Spitzigen u. s. w. auffasst, so fasst dagegen der eigentliche Tastsinn auch die volle äussere Gestalt des Einwirkenden auf; und indem diess durch eben das Organ geschieht, das zugleich zur individuellsten Bewegungsthätigkeit gemacht ist, so tritt auch hierin wieder die Seite der selbstthätigen Auffassung hervor, durch die sich die Sinne vom blossen Gefühl unterscheiden. Zufolge seiner subjektiven Abschliessung gegen aussen aber bleibt der Tastsinn noch auf die äusserlich mechanische Einwirkung der Dinge, oder auf die allgemeinste Form ihres wirksamen Verhaltens nach aussen, Wärme und Kälte, beschränkt. — Bedingungen, welche die subjektiv psychische Auffassungsweise des Tastsinns angehen, dass wir z. B. einen betasteten Gegenstand als einen oder als eine Mehrheit auffassen etc., werden sich in analoger

Weise aus dem ergeben, was nachher über den Gesichtssinn zu sagen ist.

Der nächste Fortschritt ist nun der, dass sich die auffassende Nervenorganisation in specifischer Weise für die innerlich chemische Einwirkung der äusseren Stofflichkeit öffnet, und so erst in deren unselbständiger Auflösung das einwirkende Wesen derselben auffasst, als Geschmackssinn. Damit ist zwar die Auffassung ihrem Inhalt nach auch wieder beschränkt, und muss zugleich, jemehr sie auf einem Eindringen des Stoffs in die subjektive Leiblichkeit selbst beruht, desto mehr vom subjektiven Lust- oder Unlustgefühl an sich haben. Allein doch wird hier erst die Empfänglichkeit zu einer vollständig specifischen, so dass kein anderer Theil des Leibs, selbst wenn er durch eine Wunde geöffnet wäre, einer solchen Auffassung der einwirkenden Stofflichkeit fähig ist. Diess beruht zunächst auf der eigenthümlichen Ausbildung des Geschmacksorgans selbst, zugleich aber wird es von hier aus auch Sache der subjektiv psychischen Auffassung des Centralorgans, daher auch heterogene Einwirkungen, oder blosse pathologische Zustände des Körpers selbst, analoge Geschmacksempfindungen hervorrufen können.

Der Geschmackssinn ist aber nur für die ausgebildetere, feste und tropfbare Form der chemischen Stofflichkeit empfänglich, er ist es noch nicht auch für die unselbständigste und individualitätsloseste Form derselben, die luftartige. So erhält denn der Sinn seine noch specifischere Ausbildung, für die verflüchtigte, gasförmig aufgelöste Stofflichkeit, als Geruch. Es ist hier bereits, wie bei dem Gehör, das unselbständigste und zu der ausgebildeten Formbestimmtheit gegensätzlichste Element, die Luft, das den Träger für diese Sinnesempfindung bildet; und so liegt dieselbe überhaupt von der sonstigen leiblichen Auffassungsfähigkeit noch weiter ab, als die des Geschmacks.

61. Schon bis dahin also besteht die Fortentwicklung des Sinns seiner Natur nach darin, dass er aus der ausgebildeten Individualität und Formbestimmtheit, wie sie noch den Hauptinhalt des Tastsinnes bildet, immer mehr heraustritt zur Empfänglichkeit für die individualitätslosere und unselbständigere Zustandsform des Körperlichen. Wie diess im Ge-

ruch noch vollständiger geschieht als im Geschmack, so schreitet nun der Sinn über die chemische Individualität überhaupt hinaus zur Auffassung jenes unselbständigsten allgemeinen Elementes selbst in seinen mannigfachen Bewegungsformen, dem Schalle. Dieser erhält zwar seine Eigenthümlichkeit nicht durch das blosse Element selbst, dem er angehört, sondern auch durch die besondre Natur des Gegenstands, von dem die Bewegung ausgeht, und insofern fasst auch das Gehör noch die eigenthümliche Natur des erzitternden Gegenstands auf, des Metalles, Holzes u. s. w. Allein doch ist es nur noch die von ihm ausgehende Bewegungsform jenes unselbständigsten irdischen Elements selbst; und ebendesshalb ist nun auch das Gebiet dieses Sinnes in seiner Beschränkung doch schon weit umfassender und einer weit grösseren zusammengefassten Mannichfaltigkeit fähig. Das Gehör erst, dagegen noch keiner der vorhergehenden Sinne, vermag als eine Auffassung von Harmonien Organ des Kunstsinns zu werden, während die vorausgehenden Sinne noch einseitig nur die von besondern Stofftheilen ausgehenden Theilaffectionen auffassen, dagegen noch keine zusammenfassende Einheit von Mannichfachem geben können. Und diese viel höhere Natur des Gehörs zeigt sich demgemäss auch in der viel specifischeren Ausbildung seines Sinnesorgans, dessen Anlage darauf hingeht, die äusseren Schallbewegungen möglichst in entsprechende innere, dem Organ angehörige und so für den Nerven vollständig auffassbare umzuwandeln.

Zufolge dessen unterscheidet das Gehör zwar nicht unmittelbar die äusseren Luftschwingungen selbst, aber doch solche innere, die genau und streng nach physikalischen Gesetzen der Eigenthümlichkeit der äussern entsprechen und die Mannichfaltigkeit derselben wiederzugeben vermögen. Zugleich fasst die subjektive Gehörempfindung dieselben nicht etwa in einer heterogenen Weise auf (so wie es nach der jetzigen Theorie bei der Auffassung des Lichtes sein soll), sondern der Sache gemäss als eine wenn auch feine und eigenthümliche Bewegungsform, in der zugleich die besondre Natur des erzitternden Gegenstands sich kund gibt. Dagegen können wir durchaus nicht sagen, dass das Gehör etwas Anderes zu geben scheine, als

es dem wirklichen Sachverhalte nach vernimmt; es findet also bei ihm durchaus nicht eine solche Abweichung der subjektiven Empfindung von der sachlichen Einwirkung statt, wie sie der jetzigen Theorie zufolge bei dem Gesichtssinne stattfinden soll.

Die feinste und am meisten specifische Anlage des Gehörs scheint übrigens in den sogenannten Corti'schen Bögen zu liegen, d. h. den in der innern Membran der Schnecke befindlichen und in mikroskopisch kleinen Plättchen endigenden Fasern, in welche der Gehörnerv ausläuft, und welche (über 3000 an der Zahl) nach dem physikalischen Gesetze des sogenannten „Mittönens" dazu bestimmt scheinen, saitenähnlich für die speciellen Tonabstufungen abgestimmt auch die feinsten Ton-Intervalle und Modifikationen aufzufassen und komplicirte Schallwellen in dieser Weise zu zerlegen*). Auch die mit kristallinischen Anhängseln versehenen steifen Härchen, die sich im Vorhof und in den bogenförmigen Kanälen des

*) Das Ohr zerlegt zusammengesetzte Klänge in ihre verschiedenartigen einfach pendelförmigen Schwingungen. Die eigenthümliche Klangfarbe eines Tons nämlich (das Runde, Rauhe, Scharfe, Hohle u. s. w.) beruht immer auf der Zahl und Art der mitklingenden Obertöne. Jene Zerlegung der zusammengesetzten Schwingungen aber beruht auf dem physikalischen Gesetze des Mittönens solcher Körper, bei welchen die Periode der eigenen Schwingungen ihres Körpers gleich ist mit der Periode jener schwachen Schwingungsanstösse, die auf sie einwirken. Da nun durch dieses Gesetz des Mittönens zusammengesetzte Klangformen in jener Weise zerlegt werden, so ist diess wohl auch im Ohre der Grund der Zerlegung. Jede Nervenfaser nämlich ist verbunden mit kleinen elastischen Anhängchen, den sogenannten Hörsteinchen, Ampullenhärchen und den Cortischen Bögen. Diese Bögen (oder Fasern) scheinen insbesondere für die musikalischen Klänge und Töne vorhanden zu sein, wobei freilich vorausgesetzt werden muss, dass dieselben gleich Saiten verschieden gestimmt seien und hiedurch eine musikalische Skala bilden. Die zum Mitschwingen gebrachten kleinen elastischen Körper bewirken durch Erregung der mit ihnen zusammenhängenden Nervenfasern, dass wir eine komplicirte Schallwelle zerlegen. (Dagegen wären die Gehörsteinchen in den Ampullen und Vorhöfen mehr für die Wahrnehmung der Geräusche u. s. w.) So nach Helmholtz, der freilich auch diese Erklärung in ganz falscher Weise für seine Ansicht vom bloss subjektiven Wesen der Sinne verwendet, während doch vielmehr eben eine solche Anlage des Ohrs für seine genau der objektiven Einwirkung entsprechende Einrichtung beweisen würde.

Labyrinthes finden und als Ausläufer sich an die Nervenenden anschliessen, scheinen analoge Bestimmung zu haben.

Wie also hierin die genaue und treue Objektivität der Gehöranlage hervortritt, so zeigt uns auch jede Analyse der Gehörempfindungen und der Bezeichnungen dafür diesen der objektiven Natur der Sache gemässen und nicht, wie die jetzige Theorie will, einseitig subjektiven Charakter. Wir unterscheiden z. B. im Klang des Metalls, dass hier ein zu gediegener inniger Einheit seiner Theile durchgebildetes Ganzes schwingt, während in dem Schallen andrer fester Körper, wie des Holzes, Steins u. s. w. das äusserlichere, nicht zu solcher gediegener Einheit durchgebildete Verhältniss der erzitternden Theile hörbar wird. Im tiefen Tone unterscheiden wir, wie die Bezeichnung es andeutet, den im Ton hörbaren Gegensatz gegen die frei individuelle Beweglichkeit, die selbstlos universelle und niederziehende Macht der Schwere, im hohen Ton dagegen die so zu sagen frei hervortretende leichtbeweglichere Raschheit des Erzitterns, für die wir daher mit einem vom Licht hergenommenen Bilde auch den Ausdruck des „Hellen“ (eben als des stärker Hervorstechenden) haben. Nirgends ist diese unsre Auffassungsform heterogen gegenüber von der sachlichen Beschaffenheit des Aufgefassten. Aber freilich ist ebenso, wie das Gehörorgan nur für diese Art von Einwirkungen angelegt ist, so auch diese Seite des subjektiv auffassenden Centralorgans ihrer organischen Anlage, wie ihrer stehenden Lebensgewohnheit nach, nur zu dieser Art von Auffassungsform angelegt. Es ist daher natürlich, dass es auch sachlich heterogene Einwirkungen, die auf dieses Sinnesorgan geschehen, eben in der ihm entsprechenden specifischen Weise auffasst, so dass also anderweitige Erschütterungen, Blutandrang etc. die Form einer Gehörempfindung annehmen. Allein diese subjektive Abweichung der Sinnesempfindung tritt also analog, wie wir es schon bei dem blossen sinnlichen Gefühle sahen, erst ein bei Aufhebung der eigenthümlich naturgemässen Einwirkungsform, für die der Sinn angelegt ist; und so spricht auch diess nicht gegen, sondern für die Objektivität der Sinnesanlage und Auffassung.

62. Auch das Gehör ist nun aber doch noch bloss für die eigenthümlichen Bewegungsformen dieses irdisch individuellen Elements angelegt, es ist so, wenn auch in weit höherer Form als der Tastsinn, doch immer noch ein dem bloss Mechanischen angehöriger Sinn. Die höchste specifische Empfänglichkeit des Sinns tritt daher erst in der Auffassung desjenigen ein, was vielmehr in der innerlich universellen, rein offenen Einheit mit der Peripherie sein Wesen hat und seiner allgemeinen Natur nach allem Individuellen, aller selbständigen Aeusserlichkeit des Theildaseins entgegengesetzt ist, des Lichtes. Denn obgleich auch die Wärme in ihrer Grundform eine innerlich universelle Einheit mit der Peripherie ist, so ist doch sie nach dem Früheren nur die reine Wirkung des Centrums nach der Peripherie hinaus, und so fasst auch der Sinn in ihr bloss die unmittelbare Einwirkung auf die eigene Leiblichkeit auf, analog wie in den vier ersten Sinnen. Im Licht erst ist es nach dem Früheren das eigene zugleich geschiedene Wesen des Centrums, das in dieser seiner Abgrenzung gegen die Peripherie (oder als diese ferne Oberfläche) doch als innerlich selbstlose intensive Einheit mit der Peripherie in ihr relativ gegenwärtig ist (oder in sie hereinscheint). In der Auffassung des Lichts erst erreicht also der Sinn diese specifische Objektivität, dass er gar nicht mehr bloss (wie die übrigen Sinne) die unmittelbare Einwirkung auf ihn selbst, sondern in derselben zugleich das entfernte hereinscheinende Objekt selbst auffasst. Und hiedurch erst ist der Gesichtssinn dieser specifisch universelle Weltsinn.

Aber freilich eben diese ganz specifische Natur des Gesichtssinns gegenüber von den übrigen wird durch die jetzige Theorie vom Lichte und ihre Auffassung des Sehens ganz aufgehoben und verkehrt. Denn gerade bei der Natur des Lichts und des Sehens muss der Gegensatz der verkehrten mechanisch-atomistischen Auffassung der Natur gegen den wahren innerlich universellen Ausgangspunkt derselben am schärfsten hervortreten. Desshalb sind nun sowohl nach der rein objektiven Seite, was den Begriff des Lichts und der Farben und ihrer Gesetze betrifft, als nach der subjektiven, d. h. der Natur des

Gesichtssinns, alle die Hauptpunkte kurz hervorzuheben, von denen aus die jetzige Theorie sich unwahr erweist.

63. Nach der objektiven (physikalischen) Seite kommt hier zuerst in Betracht

a) jener oben hervorgehobene Unterschied der Wärme und des Lichts, der ebenso in der ursprünglichen Natur der Sache begründet ist (weil die intensive Einheit des Centrums mit der Peripherie sich in dieser doppelten Form darstellen muss), wie er durch den ganz heterogenen Sinneseindruck von Wärme und Licht bestätigt wird. Die jetzige Theorie dagegen, nach welcher Wärme und Licht (als Aetherschwingungen) grossentheils identisch sein sollen, kann in keiner Weise erklären, wie die blosse Verschiedenheit des Sinnesorgans, auf das die Einwirkung geschieht, eine so ganz heterogene Erscheinungsform beider hervorbringen soll. Die von aller mechanischen Einwirkung gänzlich verschiedene Erscheinungsform des Lichts bleibt bei jener Theorie nicht nur an sich ein reiner Widerspruch, sondern wird es auch noch mehr durch ihre völlige Abweichung von derjenigen der Wärme, mit der es doch sachlich identisch sein soll. Auf die vielen Fälle, wo Lichtstrahlung thatsächlich ohne entsprechende Wärmestrahlung stattfindet und die jetzige Theorie sich also gleichfalls widerlegt, wie z. B. bei der sogenannten Phosphoreseenz (Bologneser Stein etc.), und besonders in so vielen Fällen der Lichtreflexion, lässt sich hier nicht näher eingehen.

b) Der zweite Grundwiderspruch ist der angeblich überall verbreitete Aether, den die jetzige Theorie postuliren muss, und der dem ersten und allgemeinen Grundgesetz der Natur widerspricht, nämlich dass in der intensiven Einheit und Koncentrirung der Peripherie (in der Schwere) erst der Grund und die Urform aller Stofflichkeit liegt. Der Aether ist nichts als der widersinnige Lückenbüsser für den fehlenden wahren Grundbegriff der stetigen und unmittelbaren intensiven Einheit der Ausdehnung, zufolge welcher auch ihre Koncentrirung, obwohl nur in ihr die intensive Gesammtrealität ist, doch an sich selbst in unmittelbarer innerer Einheit mit allen äusseren Peripherietheilen, also relativ gegenwärtig in ihr sein muss. Nur weil dieser Grundbegriff der innerlich universellen und intensiven Einheit aller Theile fehlt, muss statt dessen der mechanische Begriff von Schwingungen gesetzt werden, der schon aus dem Gebiet des individuellen äusserlichen Theildaseins entnommen ist.

c) Der 3te Grundwiderspruch ist die angeblich aus allen Spektrumsfarben zusammengesetzte Natur des weissen Lichts. Denn nicht nur ist Farbe immer schon ein Individuelles, relativ Dunkles, so dass damit wieder das Individuelle und Differenzirte zum Ersten gemacht wird statt des noch selbstlos Universellen und Undifferenzirten; sondern es ist auch der reine Widerspruch, dass ein und dieselbe weiss glühende Stofflichkeit in all diesen ganz verschiedenen Formen zu-

gleich leuchten und wirksam sein soll. Dass aber die Spektrumsfarben sich gegenseitig wieder zu Licht aufheben, ist nichts weniger als ein Beweis dafür, dass das reine Licht aus ihnen bestehe, da sich vielmehr aus ihrer Natur begründen lässt, dass sie sich neutralisiren müssen, während jene obigen Widersprüche, in denen die jetzige Theorie mit dem natürlichen Grundverhältniss steht, nicht wegzubringen sind. — Selbst die trübend individuellen Elemente innerhalb des weissen Sonnenlichts, die sich aus dem früher erörterten individuellen Entwicklungsstreben auch innerhalb der Urkörper erklären, sind ein Beweis gegen die jetzige Theorie, da sie im Spektrum als dunkle Linien, nicht aber als hell erscheinen.

d) Der 4te Hauptwiderspruch liegt im Wesen der Farbe, das durch die jetzige Theorie gar nicht erklärt und definirt, sondern an dessen Stelle bloss etwas ganz Heterogenes gesetzt wird. Denn jede Farbe enthält ihrer Erscheinung nach ein eigenthümliches inneres Verhältniss von Licht und Dunkel, und hierin also ein demgemässes inneres Verhalten des Farbigen zur Peripherie. Dagegen die Zurückführung der Farben auf bestimmte Schwingungszahlen und auf eine bestimmte angebliche Wellenlänge (z. B. des Rothen $\frac{1}{2800}$ Linie und seine Schwingungszahl 456 Billionen in der Sekunde, die Wellenlänge des Violett aber $\frac{1}{4000}$ Linie und seine Schwingungszahl 667 Billionen etc.), gibt von der erscheinenden Natur der Farben nicht nur gar keine Definition und Erklärung, sondern sie muss es auch als einen reinen Widerspruch stehen lassen, wie diess ganz Heterogene sich in jener Erscheinung darstellen soll. Dagegen erklärt sich das bestimmte Wesen der Farben in einer vollständig zutreffenden und definirenden Weise vom obigen erscheinungsgemässen Begriff des Lichts und dem entsprechenden der Brechung aus, wornach in der Brechung als einer Ablenkung des Lichts gar nicht mehr das unmittelbare und reine Licht selbst, sondern zugleich schon das für sich selbst dunkle, vom Licht durchdrungene Medium erscheint. So erklärt sich z. B. die kalte und innerlich antithetische Natur des Blau daraus, dass in ihm die an sich selbst gegen aussen beziehungslose und negative (dunkle) Natur nur durch die rein entgegengesetzte Macht des weissen Lichts, so zu sagen in widerwilliger Weise, als Farbe hinausgekehrt wird, aber ebendesshalb so kalt und ruhig erscheint. Wiederum ist das Gelb die am meisten in das rein leuchtende Verhalten eingehende Form des Individuellen, so dass aber ebendesshalb sein Dunkel nur als trübende innere Schranke dieser Helligkeit, nicht wie im Roth als volle positiv geeinigte Durchdringung mit ihm erscheinen kann. Das Roth ist endlich die vollste glühend positive, so zu sagen lebendig willige Hinauskehrung der Individualität selbst, ihre vollste innere Einigung und Durchdringung mit dem Lichte. Daher diese specifisch warme und lebhafte Farbe im Gegensatz zur Kälte des Blau. Desshalb liegt auch das Roth nach der Seite der schwächsten Brechung, wo also die vollste Durchdringung und Einigung des Dunkeln mit dem

Licht möglich ist, während das Blau seiner Natur nach auf der Seite der stärksten Brechung liegt. Im Violett endlich ist selbst jenes hinauskehrende Moment des weissen Lichts, das im Blau enthalten ist, vielmehr durch die eigene trübend individuelle Hinauskehrung des negativ Dunkeln und Kalten verdrängt, so dass das Violett zwar etwas von dem Roth, dieser rein positiven Hinauskehrung des Individuellen, in sich hat, aber diess Moment des Rothen im Violett doch nur in ganz entgegengesetzter Weise der Hinauskehrung der nach aussen negativen, dunkeln und kalten Natur des Individuellen dient.

e) Auch die speciellen irdischen Körperfarben, die nach der jetzigen Theorie nur aus einer mehr oder weniger vollständigen Reflexion oder umgekehrt Absorption der Lichtstrahlen selbst zu erklären sein sollen, sind bei dieser Auffassung des Lichts durchaus nicht zu begründen, während sie bei dessen obigem erscheinungsgemässen Begriffe sich vollkommen aus der bestimmten Natur der Stoffe erklären, in der Weise, dass in dem diffundirten Lichte nun zugleich die eigenthümliche Natur des Körpers mit hinausgekehrt wird, die je nach der Einheitsform seiner Theile unter sich selbst und nach seinem eigenthümlich chemischen Wesen und Verhalten gegen aussen bald weiss oder schwarz, bald eigenthümlich farbig erscheinen muss. Weisse z. B. beruht theils auf einer innig durchgebildeten unselbständigen Einheit der Theile unter sich, theils auf innerlich chemischer Unselbständigkeit und Offenheit gegen aussen; Schwärze umgekehrt theils auf Verselbständigung und Vereinzelung der Theile gegen einander, theils auf einer chemisch gegen aussen hin mehr selbständigen und ausgebildet individuellen Natur. Daher Weisse oder wenigstens Helligkeit der Metalle in ihrer gediegenen Einheitsform, Schwärze und Dunkelheit in ihrer amorph zertheilten Form, z. B. bei Silber, Platin u. s. w. Oxydirung wirkt bei chemisch geschlosseneren selbständigeren Körpern verdunkelnd, wegen der Verselbständigung der Theile gegen einander, bei Körpern anderer Art vielmehr umgekehrt, wegen des chemisch unselbständigen Geöffnetwerdens gegen aussen und der noch so individualitätslosen Natur des Sauerstoffs. Verdunkelnd wirkt sie also bei schweren Metallen, dagegen weisse oder helle Farbe verursacht sie bei dem Silicium, den blossen Erdmetallen und alkalischen Metallen u. s. w. Gold ist nicht, wie das Silber, weiss, sondern weil es als diese durchgebildetste und geschmeidigste Einheitsform zugleich die gegen aussen, d. h. chemisch geschlossenste und selbständigste ist, so zeigt sich diess als individuellere Farbe, aber doch als die specifisch helle und glänzende, d. h. Gelb, so dass das Gold auch hier wieder als das vollste irdisch individuelle und partikuläre Gegenbild des ursprünglichen selbstlos Lichten und Universellen erweist. (Vgl. das Genauere über die Körperfarben in Seele und Geist S. 119—155.)

So allein ist auch die Diffundirung (oder Zerstreuung) des Lichts, welche Bedingung der Farbe ist, in ihrem vollen und richtigen Unter-

schied von der Reflexion (oder Spiegelung) gefasst, wornach in der Diffundirung das zurückgeworfene Licht überhaupt gar nicht mehr rein für sich erscheinen kann, sondern nur in und mit der Eigenthümlichkeit des zurückwerfenden Körpers, die darin offenbar wird, während die jetzige Theorie fälschlich auch die Diffundirung noch zu einer wenigstens partiellen Reflexion (also Spiegelung) der besonderen Strahlenarten macht. Der Schluss aber, dass darum, weil alle irdischen Körper für sich dunkel sind, ihre Farbe bloss dem reflektirten Licht selbst angehören könne, ist voreilig und falsch, weil die individuellen Körper zwar für sich dunkel sind, aber da, wo sie nicht mehr für sich, sondern in der Einheit mit dem unselbständig diffundirten Licht erscheinen, eben den bestimmten Charakter der Farbe begründen, wenn sie auch erst durch das Licht überhaupt farbig werden.

f) Die Gesetze der Durchsichtigkeit erhalten nur vom obigen Grundbegriff des Lichts aus ihre mit der sonstigen Natur der Körper zusammenhängende Begründung, während die jetzige Theorie einer solchen Begründung aus der Natur derselben unfähig ist und bloss Hypothesen in Betreff der Verhältnisse des angeblichen Aethers in ihnen aufstellen kann. Durchsichtig im vollsten Sinn nämlich ist der allgemeine Weltraum, sofern er noch rein unmittelbare intensive Einheit aller Theile und als solche mit dem lichten Centrum selbst in innerer Einheit ist. Relativ durchsichtig aber sind demgemäss α) vor Allem die Körper, in welchen die Theile noch zu unselbständigem Ineinander komprimirbar sind und eben so nach aussen den noch nicht individueller ausgebildeten (und darum farblosen) Charakter des blossen selbständigen Auseinanderstrebens tragen, also vor Allem die Luft. Relativ durchsichtig sind β) auch solche tropfbare oder feste Körper, in welchen die Theile noch in specifisch unselbständiger innerer Einheit mit ihrem Ganzen zusammengefasst sind, wie also das ruhige Wasser (während das bewegte wegen dieser selbständigeren Bewegung der Theile gegen einander undurchsichtig wird), ferner rein kristallinische Körper, sofern in ihnen Lage, Richtung und Zusammenhangsform jedes Theils unselbständig durch die aller andern bestimmt ist, während die selbständiger modificirbare Zusammenhangsform der Theile in den Metallen die Durchsichtigkeit ausschliesst und ebenso Zertheilung (Pulverisirung) der Kristallform die Durchsichtigkeit aufhebt. Durchsichtig ist endlich die gleichfalls unselbständigere, durch Schmelzung entstandene Einheitsform der Theile, sofern sie eine gleichmässig chemische und nicht aus einer Mengung bestehende Stofflichkeit ist, wie z. B. das farblose Glas u. s. w. In diesen natürlichen Bedingungen der schon individuellen Durchsichtigkeit zeigt sich also ganz die bestätigende Analogie mit der ursprünglichen noch individualitätslos universellen Form derselben, der des allgemeinen Weltraums.

g) Die sogenannte Interferenz des Lichtes, auf welche die jetzige Theorie sich besonders stützt, und in welcher Lichtwellen gegenseitig

sich aufheben und so eine relative Schwächung des Lichts hervorbringen sollen, ist keine Thatsache, sondern selbst nur eine falsche hypothetische Erklärung, indem die betreffenden Erscheinungen, insbesondere auch die der sogenannten Beugung (bei dem Hindurchgehen des Lichts durch eine feine Oeffnung) vielmehr in einer specifischen Seitenwirkung des Lichts in ein angrenzendes relatives Dunkel bestehen. Denn ausser seiner selbständig centralen stetigen Fortpflanzungsform muss das Licht kraft seiner innerlich offenen und unselbständig in die Peripherie hinausbezogenen, selbstlos universellen Natur, und kraft der stetigen inneren Einheitsform der durchsichtigen Medien, in diesen auch noch auf eine andere, von seiner unmittelbar centralen Fortpflanzungsform geschiedene Weise hereinwirken, also zwar in paralleler Richtung mit jener direkten Fortpflanzung, aber wegen der Geschiedenheit dieser seiner eigenen selbständig centralen Fortpflanzung in einer durch dunkle Zwischenstreifen von ihr geschiedenen Form. Der Strahl in seiner selbständig centralen Fortpflanzung bleibt nämlich von dem seitwärts angrenzenden Medium geschieden, kann nicht unmittelbar auch in ihm scheinen; aber nach seiner innerlich offenen selbstlosen Natur und nach der stetigen inneren Einheitsform des durchsichtigen Mediums muss er mit dessen Seitentheilen doch zugleich in einer mittelbaren inneren Einheit sein, so dass der für sich selbst dunkle angrenzende Zwischenstreifen doch zugleich für den weiter angrenzenden die innere Einheit mit dem Licht vermittelt, und dieses muss also da, wo nun nicht mehr jene Scheidung, sondern nur jene gegenseitige Einheit der Mediumstheile wirkt, auch wirklich nach seiner Einheit mit dem Seitenmedium erscheinen, als ein in gleicher (paralleler) Richtung gehendes. Da aber diese Richtung nun abermals an sich selbst von dem weiter hinaus angrenzenden Mediumstheil geschieden ist, so folgt nun wieder ein dunkler Zwischenstreifen, und erst nach diesem zeigt sich wieder in derselben parallelen Richtung die Einheit des Lichtes mit den Seitentheilen des Mediums u. s. f. Wenn also schon das Licht überhaupt ein Hereinscheinen des an sich selbst zugleich Entfernten, Geschiedenen ist, so wiederholt sich diess Grundverhältniss des Lichts in einer noch potenzirten Form in jener Seitenwirkung (oder den angeblichen Interferenzerscheinungen), indem hier nicht bloss das lichte Centrum selbst, sondern auch seine unmittelbar centrale Fortpflanzungsform, von den betreffenden Seitentheilen des Mediums ebenso geschieden, wie doch zugleich mit ihnen in Einheit ist. Es ist diess also eine Wirkungsweise des Lichts, die in unzähligen Fällen stattfindet, aber gewöhnlich wegen der anderweitigen Lichtwirkungen und Reflexe nicht bemerkbar wird, sondern erst mittelst künstlicher Isolirung. Aber eben weil hier die Fortpflanzung des Lichts noch in potenzirter Weise erscheint, nur nach ihrer selbstlos peripherischen (nicht centralen) Seite, ist sie für die jetzige Theorie am wenigsten begreiflich und muss von ihr wieder in ein mechanisches Bewegungsverhältniss nach Art des Schalles verkehrt werden.

h) Wie in den angeblichen Interferenzerscheinungen die Scheidung des Lichts von dem Medium, in dem es scheint, sich in einer noch potenzirten Weise darstellt, so stellt sich auch die Natur des Lichts als blossen Scheinens in einer noch potenzirten Weise dar in den Formen desselben, welche gar nicht mehr eine ursprüngliche selbständig centrale Fortpflanzungsform des Lichts, sondern nur noch ein unselbständiger, durch die bloss peripherischen Fortpflanzungsverhältnisse gesetzter Schein und Rest eines solchen Lichts sind. Ein solcher erst mittelbarer, durch Reflexions- oder Brechungsverhältnisse gesetzter Schein hat als solcher auch in seiner Fortpflanzung nicht mehr die volle Selbständigkeit des ursprünglichen centralen Strahls, sondern ist als ein erst durch die peripherischen Fortpflanzungsverhältnisse gesetzter in einer unselbständigeren Weise von den Modifikationen dieser abhängig, so dass er je nach den Verhältnissen bald einseitig durchgelassen, bald einseitig reflektirt wird, auch durch speeielle Continuitätsverhältnisse des fortpflanzenden Mediums in einer eigenthümlichen Weise gedreht werden kann, — das sogenannte polarisirte Licht, das also seinem wahren Wesen nach in einer unselbständig gewordenen peripherischen Veräusserlichung eines ursprünglichen selbständig centralen Lichts besteht. Da auch diese Verhältnisse und Gesetze des polarisirten (oder unselbständig veräusserlichten) Lichts sich aus dem früher erörterten Begriffe des Lichts von selbst erklären, während die jetzige Theorie sie nur wieder durch rein hypothetische Annahmen vorstellig machen, nicht aber wirklich begründen kann, so sind auch sie wieder eine Bestätigung des wahren und erscheinungsgemässen Begriffs des Lichts.

Zu dem Allem kämen noch die Gründe, durch welche die mit der jetzigen Lichttheorie unmittelbar zusammenhängende mechanische Auffassung der Wärme sich widerlegt, und auf die hier freilich nicht eingegangen werden kann (s. über diesen Punkt „Seele und Geist", S. 84—97).

64. Zufolge dieses erscheinungsgemässen Begriffs des Lichts, als der ursprünglichen innerlich universellen Einheit des geschiedenen Centrums mit der Peripherie, kommen nun auch von der subjektiven Seite, für die Natur des Sehens oder Gesichtssinnes, folgende Hauptpunkte gegenüber von der jetzigen Theorie in Betracht.

a) Der Gesichtssinn fasst nicht die blosse erregende Einwirkung des Lichts auf das specifische Sehorgan und den Nerven auf, sondern in dieser Einwirkung die Gegenwart des entfernten leuchtenden Objekts selbst. Ohne eine Erregung des Nerven durch das in die Netzhautorgane herein-

scheinende Licht ist das Sehen allerdings nicht wohl zu denken, da das blosse innerliche Offenheitsverhältniss, das zwischen dem Nerven und den Netzhautorganen stattfinden muss, für sich allein ohne alle erregende Einwirkung des Lichts wohl nicht genügen würde. Allein in dieser Einwirkung wird dann doch nicht die blosse Erregung selbst, sondern die hereinscheinende Gegenwart des fernen lichten Objekts aufgefasst und als solche vom Centralorgan unterschieden. Diess folgt aus der specifischen Natur des Lichts und der für dasselbe angelegten Netzhautorgane. Es ist also insbesondre ausgeschlossen, dass, wie die jetzige Theorie gewöhnlich annimmt, an sich nur eine Wärmeeinwirkung auf das Sehorgan stattfände und diese bloss durch die subjektive Natur des Gesichtssinns in die specifische Licht- und Sehempfindung umgewandelt würde. An den niedersten und unentwickeltsten Anfängen eines Sehorgans (bei Schneckenarten etc.), die durch ein dunkles Pigment sich auszeichnen, scheint allerdings die erregende Einwirkung des Lichts noch vorzuwiegen, während hier die Organe für die rein objektive Auffassung desselben noch sehr unausgebildet sind. Allein wie schon die Einwirkung von Lichtstrahlen nicht bloss an die damit verbundene Wärmestrahlung sich knüpft, sondern bekanntlich auch unmittelbar für sich wirksam sein kann, vor Allem in chemischer Hinsicht, so ist also ohnehin die specifische Lichtauffassung von der dabei stattfindenden blossen Erregung des Nerven selbst wesentlich zu unterscheiden. Auch ist demgemäss an den menschlichen Netzhautorganen (und ähnlich dem höher ausgebildeten Auge überhaupt) das Pigment weit untergeordneter und weniger auffällig, während dagegen die innere Offenheit dieser Organe für das Hereinscheinen des Lichts selbst, also die Möglichkeit der objektiven Auffassung desselben, um so ausgebildeter ist*).

*) So insbesondere nach den mikroskopischen Beobachtungen von Schultze, nach welchen die Stäbchen und Zäpfchen in der Netzhautschicht noch nicht das Letzte sind, sondern jene Zäpfchen an ihren Aussenenden eine Anzahl ausserordentlich dünner durchsichtiger Plättchen tragen, die nach allen andern Seiten von dem dunkeln Pigment umhüllt sind, Plättchen zwar von sehr verschiedener Dicke, aber doch so dünn, dass ihrer 30—70,000 auf einen Zoll gehen. (Diese

b) Aus diesem erscheinungsgemässen Begriffe des Sehens erklärt sich nun vorerst von selbst, wesshalb wir ungeachtet des umgekehrten Bildes auf der Netzhaut den Gegenstand doch in seiner wahren Lage sehen. Denn diess umgekehrte Bild bezeichnet bloss die Art unseres Sehens, nicht aber ist es das gesehene Objekt selbst. Wir fassen also mit dem untern Theil des Organs den in ihn hereinscheinenden obern Theil des entfernten Objekts, und mit dem obern den hereinscheinenden untern Theil desselben auf. Denn es ist ja der von dieser bestimmten Seite hereinscheinende entfernte Theil des Objekts selbst, den wir auffassen, also auch die Richtung, von der aus er als dieser ferne zugleich gegenwärtig ist; nicht aber fassen wir eine blosse mechanische Einwirkung auf unser eigenes Organ auf. Wohl aber wäre diess letztere nach der jetzigen Theorie der Fall, und von ihr aus ist es daher keineswegs zu erklären, wesshalb wir in unserer subjektiven Auffassung mit dem untern Theil des Organs doch den betreffenden Theil des Objekts als diesen fernen oberen unterscheiden und umgekehrt. — Auch dass wir kein blosses Miniaturbild des Objekts sehn, ergibt sich aus demselben Grund, weil wir ja gar nicht diess Miniaturbild selbst, sondern in demselben die hereinscheinende Gegenwart des fernen Objekts auffassen, während die jetzige Theorie es in Wahrheit nicht erklären kann, dass wir den Gegenstand als einen von

---

Entdeckung wird nun freilich von der jetzigen Theorie mit den Farbenerscheinungen dünner Plättchen in Zusammenhang gebracht, als ob derjenige für diese oder jene Farbe blind sein würde, welchem die dieser Farbe entsprechenden Plättchen an den Zäpfchen der Netzhaut fehlen. (Denn eine bestimmte Dicke entspricht bei jenen Erscheinungen dünner Plättchen einer bestimmten Farbe; und so wird diess mit der von Helmholtz wieder aufgenommenen Young'schen Hypothese in Zusammenhang gebracht, wornach es im Auge dreierlei Arten von Nervenfasern geben soll, Roth empfindende, Grün empfindende und Violett empfindende.) Allein die natürliche Auffassungsweise ist vielmehr offenbar die, dass gemäss der stärkeren oder schwächeren, von der Farbe und den sonstigen Bedingungen abhängigen Einwirkung auch die durchsichtige Offenheit jener Organe eine in mannigfacher Weise abgestufte ist. Genaueres über diese ganze Einrichtung des Auges und über die Art ihrer Wirksamkeit ist natürlich erst Sache fernerer Untersuchungen.

der Grösse unseres subjektiven Sehbilds ganz verschiedenen, sie weitaus übertreffenden auffassen.

c) Dass wir die Objekte körperhaft, nach 3 Dimensionen sehen, nicht bloss flächenhaft, also nicht nach ihrer blossen unmittelbaren und flächenhaften Einwirkung auf das Sehorgan, ergibt sich gleichfalls aus dem Obigen von selbst. Nach der jetzigen Theorie dagegen, nach welcher bloss eine mechanische Einwirkung von Aetherschwingungen auf das Sehorgan stattfände, muss es ein unerklärlicher Widerspruch bleiben, dass wir dennoch das Einwirkende in der Form dieser räumlich entfernten Dimensionsverhältnisse des Objekts selbst auffassen. Damit, dass das körperhafte Sehen objektiv in der hereinscheinenden Gegenwart der fernen Oberfläche selbst begründet ist, ist freilich noch nicht ausgeschlossen, dass Gewohnheit und Uebung erst auch das richtige Auffassen und Schätzen der Dimensionen und Distanzen möglich macht, während z. B. die noch ungeübte kindliche Auffassung ein weit entferntes Objekt noch wie ein unmittelbar nahes auffassen kann. Auch ist damit, dass unsere Auffassung der Dimensionen eine durch Gewohnheit und Uebung bedingte ist, die Möglichkeit jener subjektiven Täuschung gegeben, die bei dem stereoskopischen Sehen stattfindet, indem wir ein Doppelbild, das der natürlichen Differenz der Sehbilder unserer beiden Augen angepasst ist, ebendamit wie ein wirkliches körperhaftes Objekt auffassen. Allein diese in den natürlichen Bedingungen unserer subjektiven Auffassung begründete Möglichkeit einer künstlichen Täuschung beweist also noch in keiner Weise eine solche bloss subjektive Natur des Gesichtssinnes, wie sie nach der jetzigen Lichttheorie stattfände.

d) Dass wir mit zwei Augen den Gegenstand doch nur einfach sehen, nicht etwa ein doppeltes Objekt mit einer solchen Verschiedenheit, wie sie in Lage und Distanz unserer beiden Augen begründet wäre, — diess ist allerdings nur Sache unserer subjektiven Auffassung. Denn rein sachlich ist es ja ein doppeltes und etwas verschiedenes Bild, das wir mit den beiden Augen auffassen, und von dieser Verschiedenheit des Seheindrucks beider Augen kann man sich auch durch subjektives Aufmerken überzeugen. Das einfach Sehen muss

also darauf beruhen, dass wir kraft der entsprechenden Richtung unserer Sehachsen, die im fixirten Gegenstande sich schneiden, und kraft des gegenseitig entsprechenden Verhältnisses, das zwischen dem Abstand unserer Augen und der sachlichen und Richtungsdifferenz der beiden Sehbilder stattfindet, durch eine unmittelbare organisch zweckmässige Kombinirung dieser Verhältnisse die optische Einwirkung als eine identische und in den beiden Sehbildern bloss naturgemäss modificirte auffassen. Wir empfinden alle jene Verhältnisse zugleich und empfinden ebendamit das einheitlich Entsprechende im Unterschiede der beiden Bilder; darauf beruht es ursprünglich, dass wir in stehender Weise uns gewöhnen, das optisch Einwirkende als eines aufzufassen. Diess ist nun also Sache der subjektiven (empfindenden) Auffassung durch das Centralorgan, und auf dieser beruht es auch, dass bei ungleicher Sehkraft der beiden Augen gewöhnlich das schwächere und verschwommenere Bild unterdrückt und nur das schärfere aufgefasst wird, obgleich mittelst absichtlichen Aufmerkens auch statt dessen das schwächere Bild aufgefasst werden kann. Allein wenn also auch der subjektive Unterscheidungsakt, in welchem das Sehen gleich aller Sinnesthätigkeit beruht, hier recht deutlich in seinem Gegensatz zum rein objektiven äusserlichen Sinneseindruck hervortritt, so schliesst diess doch in keiner Weise eine solche Abweichung unserer Sinnesauffassung in sich, die (wie die jetzige Theorie will) eine gegen das wirkliche Wesen der Einwirkung ganz heterogene wäre. Vielmehr ist ja gerade umgekehrt unsere Sinnesauffassung des Objekts als eines einfachen ganz in der objektiven Natur der Einwirkungsverhältnisse selbst begründet und dieser entsprechend.

e) Noch stärker tritt der Unterschied unseres subjektiven Sehens von der rein objektiven Einwirkung darin hervor, dass die Unempfindlichkeit des sogenannten blinden Fleckes (d. h. der Stelle, wo der Sehnerv in die Netzhaut eintritt und wo daher die empfänglichen Netzhautorgane fehlen) durch unsere subjektive Auffassung ergänzt und die hier sachlich fehlende objektive Einwirkung gewöhnlich in einer den Verhältnissen entsprechenden Weise durch unsere subjektive Sinnes-

empfindung ersetzt wird. Allein auch diess beruht wieder bloss auf dem allgemeinen und nothwendigen Gegensatz der psychischen und mit unmittelbarer Zweckmässigkeit kombinirenden Auffassungsweise des Centralorgans und andererseits der bloss äusserlichen objektiven Einwirkung. Dagegen von einer ganz heterogenen Auffassungsweise der objektiven Einwirkung, wie sie nach der jetzigen Theorie gerade bei dem Gesichtssinne stattfinden müsste, ist auch hier gar keine Rede.

f) Die specifische Eigenthümlichkeit des Gesichtssinnes, wornach er nicht gleich den andern bloss eine erregende unmittelbare Einwirkung, sondern in derselben die relative Gegenwart des fernen Objekts selbst auffasst, wird noch in besonderer Weise gegenüber von der jetzigen Theorie bestätigt durch unsere Empfindung der Farben, insbesondere des Roth; und durch das eigenthümliche scheinbar widersprechende Verhältniss, in welchem sie zur Empfänglichkeit für die einzelnen Farben, besonders zur sogenannten Rothblindheit, steht. Wenn nämlich überhaupt das individuell umgewandelte (farbige) Licht auf das Sehorgan nicht so stark einwirken kann, wie das (in weit stärkerem Gegensatz zu ihm stehende) individualitätslose weisse Licht, so wird diess wiederum am meisten bei der Farbe der Fall sein, in welcher das Licht am meisten mit der individuellen Eigenheit geeinigt und zur positiven Hinauskehrung dieser geworden ist, d. h. dem Roth. Eine verhältnissmässig geringere Empfänglichkeit für die Farben wird sich also besonders als Rothblindheit äussern, und ebenso ist das volle Roth aus gleichem Grund dasjenige, wofür der äussere Rand des Gesichtsfeldes am wenigsten empfänglich ist, und was in der Dämmerung am frühesten verschwindet. Mit dieser objektiv schwächeren Einwirkung des Roth scheint es nun aber in eigenthümlichem Widerspruch zu stehen, dass für unsere subjektive Empfindung das Roth doch eine besonders lebhafte und warme Farbe ist, welche daher bekanntermassen auch Thiere in besondere Aufregung zu setzen vermag. Diess erklärt sich bloss daraus, dass wir im Sehen nicht die blosse erregende Einwirkung, sondern in ihr die Gegenwart der fernen erscheinenden Oberfläche selbst auffassen, dass also unsere subjektive Em-

pfindung des Roth dieses nach seinem eigenen objektiven Erscheinungswesen auffasst. Denn nach diesem ist es ja die volle positive, so zu sagen warme und glühende Hinauskehrung der individuellen Eigenheit, diese besonders lebhafte Farbe, und diess fassen wir also in unserer subjektiven Empfindung auf, während die bloss äusserliche Einwirkung des Roth auf das Sehorgan umgekehrt vielmehr eine schwächere und weniger erregende ist. Diess beweist also gerade den specifisch objektiven Charakter unserer subjektiven Gesichtsauffassung, während die jetzige Theorie, welche Licht und Farbe nur als mechanisch einwirkende Schwingungen erklärt, diesen Gegensatz zwischen unserer subjektiven Empfindung des Roth und seinem schwächeren äusserlichen Einwirkungsvermögen durchaus nicht erklären kann. Analoges gilt dann natürlich in Betreff der andern Farben, indem z. B. die innerlich antithetische Natur des Blau nach ihrer rein äusserlichen Einwirkung etwas stärker wirkt und doch von unserer subjektiven Empfindung als diese ruhige und kalte Farbe aufgefasst wird.

g) Auch dass der Gesichtssinn allein Nachbilder gibt, welche die äussere Einwirkung überdauern, weist wieder auf denselben Grundunterschied von allen übrigen Sinnen zurück, dass er nämlich nicht, wie jene, die blosse erregende Einwirkung auf das Organ, sondern in ihr die hereinscheinende ferne Oberfläche selbst auffasst. Eben durch diesen specifisch objektiven Inhalt ist ja die subjektive Gesichtsempfindung unabhängiger von der blossen einwirkenden Erregung, kann dieselbe relativ überdauern; und so weist selbst diess bloss subjektive, nur unserer Empfindung angehörige Nachbild wieder auf die specifisch universelle, am meisten aus der eigenen Subjektivität hinausgetretene Natur dieses Sinnes hin. Die bestimmte Natur dieser Nachbilder aber, und ähnlich die subjektive Abstumpfung des Gesichtssinns durch eine Farbe und seine hiemit gegebene Empfänglichkeit für die entgegengesetzte komplementäre, richtet sich nothwendig nach den physikalischen Verhältnissen der Farben selbst.

h) Wenn endlich der Gesichtssinn heterogene Einwirkungen, z. B. eine mechanische Erschütterung des Sehorgans,

Verletzung des Sehnerven u. dgl. immer nur in seiner subjektiven Weise gleich Gesichtseindrücken auffasst, so ist er hierin anderen Sinnen nur ganz analog, und es folgt daraus in keiner Weise eine gegen sein eigenes specifisches Objektsgebiet heterogene Auffassungsform, dergleichen die jetzige Theorie annehmen muss. Indem vielmehr das Centralorgan nach dieser Seite seiner Empfänglichkeit nur eben zur Auffassung dieser specifischen Organs- und Nervenzustände angelegt und zugleich durch die stehende Lebensgewohnheit darin befestigt ist, so ist es nicht anders möglich, als dass es auch heterogene Einwirkungen auf diess Organ und seinen Nerven nur eben in dieser stehenden subjektiven Form auffasst. Es zeigt sich darin bloss seine specifische, gerade dieser Art von Einwirkungen angepasste und entsprechende Empfänglichkeitsform, nichts weniger als eine gerade umgekehrt gegen das wahre Wesen dieser Einwirkungen heterogene Auffassungsweise.

So erweist sich auch von der subjektiven Natur des Sehens aus die jetzige Theorie als eine ebenso erscheinungswidrige und subjektiv idealistische, wie andererseits äusserlich mechanische Verkehrung der Wahrheit. Es heisst nichts als den reinen Widerspruch in die Ordnung der Natur selbst hineintragen, wenn man nach Helmholtzischer Weise die Farben u. A. für blosse subjektive und gegen das Wesen der Einwirkung heterogene Zeichen gewisser äusserer Qualitäten des Lichts und der reflektirenden Körper erklärt. Vielmehr bestätigt sich auch von der subjektiven Natur des Sehens aus, dass das Ursprüngliche in der Natur die innerlich universelle Einheit der Theile mit dem Ganzen, und also auch des (zugleich geschiedenen) Centrums mit der Peripherie ist. Im Sehen erst erhebt sich also die sinnliche Selbstunterscheidung zu dem, was ihr eigenes ursprüngliches und noch selbstlos universelles Gegenbild ist; und im Sehen erst hat sie also ihre vollendete Objektivität und zugleich damit ihre vollste Erhebung über die eigene Nerven- und Theilbestimmtheit erreicht, indem sie auch nach Seiten dieser letzteren selbst nicht mehr die blosse Einwirkungsform auf das Subjekt, sondern in ihr unmittelbar die objektive Gegenwart jenes selbstlos

Universellen unterscheidet. Das Sehen ist daher innerhalb der Sinnlichkeit (oder des blossen Theillebens) das Vorbild dessen, was nach der rein psychischen Seite hin das Ziel ist, der vollen subjektiven Erhebung über das eigene Theilleben, d. h. des Geistigen als dieser denkend universellen Unterscheidungsform.

B. Stufe des sinnlichen Bewusstseins oder der unmittelbaren Rückbeziehung auf das Nervenleben der niedersten Gehirnseite.

a) Die innerliche Wahrnehmung.

65. Die nächste Form, in welcher das Centrum sich über sein eigenes blosses Nervenleben erhebt, ist nun aber nur erst die, dass es als eine zweite, von seiner ersten abgeschiedene Stufe die psychischen Nervenbeziehungen jener selbst wieder auffasst und unterscheidet, als das, worin die erste Gehirnstufe noch ihr eigenes Leben hat. Indem sonach diese innere Auffassungsform der zweiten Stufe gar nicht mehr unmittelbar auf die einzelnen Nerven selbst bezogen ist, sondern schon an all jenen psychischen Nervenbeziehungen, vom blossen sinnlichen Gefühl an bis zur höchsten Form der Sinnesauffassung, ihr Objekt hat, so ist sie ebenso ihrer eigenen subjektiven Form, wie ihrem gegenständlichen Inhalt nach eine weit allgemeinere und umfassendere, sie ist nur noch die innere Wahrnehmung überhaupt, während das unmittelbar sinnliche Leben noch keine solche hat, sondern nur erst in den speciellen Nervenbeziehungen, Sinnesthätigkeiten etc. besteht.

In der inneren Wahrnehmung erst fangen wir daher an, die verschiedenen Sinneseindrücke von einem Gegenstand zusammenzufassen; hier erst nehme ich wahr, dass ein und derselbe Gegenstand nicht bloss weiss oder schwarz, sondern auch hart oder weich, süss oder bitter, eckig oder rund u. dgl. ist. Erst durch die Wahrnehmung erhalten wir eine sinnlich zusammengesetzte Vorstellung des Gegenstands. Allein diese Auffassung ist doch ihrem Inhalt nach noch ganz in die

blosse Summe jener verschiedenen Nervenbeziehungen selbst versenkt, also in diess blosse sinnliche Einzelbild. Sie ist wohl eine zusammengesetzte, aber nicht allgemeine Vorstellung, und kann diess für sich selbst nie werden, eben weil sie immer an den blossen unmittelbaren Nervenbeziehungen der ersten Stufe ihr inneres Objekt hat. Zugleich ist sie ebendamit noch bloss in empfänglicher Weise auf die gegenwärtig stattfindenden Nervenbeziehungen zurückbezogen und setzt noch nicht selbständig aus dem gegebenen Inhalt ein neues Bild zusammen.

Allein indem sie also von den besondern Nervenbeziehungen der ersten Stufe als Auffassung dieser selbst schon psychischen Thätigkeiten ganz verschieden ist, so ist sie ihrer eigenen subjektiven Form nach schon ein über ihnen stehender allgemeiner Unterscheidungsakt, kann sich also ungeachtet ihres Gebundenseins an diess Inhaltsgebiet doch in selbständiger Weise für sich als Unterscheidung dieser oder jener von ihr verinnerlichten früheren Nervenbeziehungen (d. h. Sinnesempfindungen) setzen, ist so selbständige Erinnerung derselben und Einbildungskraft.

b) Die sinnliche Erinnerung und Einbildungskraft.

66. Die erste Centrumsstufe, die der unmittelbaren Sinnlichkeit selbst, ist einer selbständigen Thätigkeit der Erinnerung noch nicht fähig, da sie ja nur in der unmittelbaren Beziehung auf die Nervenzustände selbst, auf diess Andre, mit dem sie in Einheit ist, Selbstunterscheidung oder psychische Thätigkeit sein kann, nicht aber, wie das sinnliche Bewusstsein, ausserhalb der unmittelbaren Beziehung auf die Nerven selbst. Obgleich also die Nervenzustände schon in den Sinnesempfindungen selbst verinnerlicht und zu einem psychischen Eigenthum werden, so vermag diess doch auf der ersten Stufe noch nicht als ein eigener, von der unmittelbaren Nervenbeziehung unabhängiger Akt für sich hervorzutreten, sondern es wirkt nur erst in der unbewussten Form rein sachlicher Erinnerung nach, so dass Thiere, die nur erst diese niederste Form der Erinnerung haben, Insekten, Vögel u. dgl.,

bloss kraft der unbewusst nachwirkenden früheren Sinnesaffektionen diese oder jene Objekte aufsuchen oder meiden u. s. w., und hierauf ihre Zähmung u. A. beruht.

Ganz anderer Art ist also die Erinnerung als reine und von der unmittelbaren Nervenbeziehung selbst unabhängige Gehirnthätigkeit. Sie ist eine selbständig eigene Wiederholung früherer innerer Wahrnehmungen, d. h. also früherer Auffassungen von unmittelbaren Sinnesempfindungen. Nur dadurch, dass so das sinnliche Bewusstsein seine eigene frühere Auffassung derselben wiederholt, kann es ebendamit in dieser mittelbaren Weise die Sinnesempfindung selbst in sich erneuern. Sofern es hierin von der frühern Auffassung bestimmt ist, heisst es Erinnerung, sofern es aber doch ebendarin schon selbstthätig für sich sinnliche Bilder hervorruft, so ist es Einbildungskraft, wenn auch zunächst nur reproduktive. Allein wie es der subjektiven Form nach selbstthätig frühere Auffassungen (Wahrnehmungen) erneut, so kann es ebendamit auch ihrem Inhalt nach solche in selbständiger Weise erst kombiniren, so dass sie als blosses Material ihre bestimmte und mannigfache Verknüpfung erst durch die eigene Thätigkeit erhalten, und so ist es produktive Einbildungskraft.

In dieser Aneinanderreihung und Verknüpfung der Bilder wird das sinnliche Bewusstsein durch psychologische Gesetze bestimmt, die entweder einfach im Wesen der betreffenden Erinnerung selbst begründet, oder (besonders bei produktivem Verhalten) zugleich durch bestimmte Gefühle und Triebe mitbedingt sind. Gleichheit der Zeit oder des Orts erinnert an die gleichzeitigen oder lokal entsprechenden sonstigen Bestimmtheiten, die das sinnliche Subjekt erfahren hat, indem in dieser örtlichen oder dieser damaligen Bestimmtheit desselben zugleich noch andre von früher her mitgesetzt sind. Das Gleiche ist es mit der Dieselbigkeit oder Aehnlichkeit der Sache, indem in der derartigen Bestimmtheit, die das Subjekt erfahren hat, auch noch andre solche mitenthalten sind, die von hieraus sich aufdrängen. Aber auch der Kontrast kann Bilder hervorrufen, indem der besonders ausgeprägte und starke Inhalt einer früheren Wahrnehmung zugleich auch die ausgeprägtere Negation einer andern entgegengesetzten

mitenthält. Ein Höhepunkt äusseren Wohlergehens z. B. erinnert lebhafter als andre Lagen an eine entgegengesetzte frühere u. s. w. Alle diese Gesetze wirken schon bei der blossen sinnlichen Einbildungskraft analog wie bei der höher stehenden und weit umfassenderen geistigen Phantasiethätigkeit. Die Bezeichnung derselben als Gesetze der Ideenassociation aber ist natürlich schon vom Denken hergenommen und gehört diesem und seiner Phantasiethätigkeit an.

Sofern nun die Einbildungskraft mehr in unfrei gegenständlicher Weise sich durch jene Gesetze der Aneinanderknüpfung bestimmen lässt und durch sie von einem Bild zum andern geführt wird, heissen wir sie träumerisch; ist sie dagegen kraft irgend welchen Triebes in spontaner Weise auf ein bestimmtes Bild hingerichtet, so ist sie selbstthätig fixirender Art. In beiden Fällen aber bleibt sie immer in blosse sinnliche Einzelbilder versenkt, da sie, so sehr sie auch ihrer subjektiven Form nach schon allgemeiner Unterscheidungsakt ist, doch ihrem Inhalt nach immer in die Auffassung der blossen Sinnesempfindungen selbst versenkt bleibt.

Indessen die höchste und innerlichste Seite seines Inhalts hat das sinnliche Bewusstsein allerdings noch nicht an den von den Nervenzuständen aus gegebenen Sinnesempfindungen. Sondern indem es in der Wahrnehmung und Erinnerung diese selbst schon psychischen Thätigkeiten und Zustände aneinanderreiht und verknüpft, so fasst es hierin zugleich das eigene subjektiv innerliche Nacheinander (oder den Verlauf) dieser psychischen Thätigkeiten selbst auf und ist so nach seiner höchsten Seite innerer Sinn, Innewerden des eigenen zeitlichen Verlaufs des sinnlichen Seelenlebens.

c) Der innere Sinn (oder Zeitsinn).

67. Die erste noch unmittelbar sinnliche Stufe ist aus demselben Grund, aus welchem sie noch keine selbständige Erinnerungsform hat, auch noch nicht jener Unterscheidung des eigenen zeitlichen Verlaufs fähig, weil sie noch in die blosse Beziehung auf die physischen Nervenzustände selbst versenkt ist. Erst mit Unterscheidung der eigenen Existenz-

form der psychischen Thätigkeiten selbst wird das Bewusstsein ebenso innere Zusammenfassung seines zeitlichen Nacheinander, wie es in der Sinnesempfindung schon psychische Zusammenfassung seines räumlichen Aussereinanders ist. Diese Form des innern Sinns bleibt ihrem wesentlichen Inhalt nach dieselbe, ob sie nun in der unmittelbaren inneren Wahrnehmung der wechselnden sinnlichen Seelenthätigkeiten stattfindet, oder in der ihrer Form nach selbständigeren Erinnerung und Einbildungskraft. In beiden Fällen hat doch der innere Sinn nicht den von den Nerven aus gegebenen psychischen Inhalt, sondern nur die eigene Existenzform dieser Seelenthätigkeiten selbst zum Objekt. Wohl aber kann er entweder in der noch niedreren mehr unmittelbar sachlichen Form thätig sein, dass er nur in und mit der Auffassung des wechselnden Inhalts der psychischen Nervenbeziehungen sich vollzieht, oder er kann die höhere, selbstthätigere und innerlichere Form des subjektiven Aufmerkens auf den Verlauf und das Nacheinander jener Seelenthätigkeiten haben, was der Natur der Sache nach vorzugsweise bei der freieren Form selbstthätiger Erinnerung stattfindet, obwohl er auch dann nie rein für sich thätig sein kann, sondern nur in und mit der Aufffassung des Wechsels der psychischen Nervenbeziehungen selbst. Da ferner natürlich auch noch die geistigen Thätigkeiten als dieses wechselnde Nacheinander zu betrachten sind, das so gleichfalls Objekt einer geistigen Auffassung ist, so erhellt aus dieser relativen Gemeinsamkeit, wie der innere Sinn den letzten natürlichen Uebergang zur geistigen Unterscheidungsform bildet. Allein obgleich in ihm nicht mehr die objektive Seite der Sinnesempfindungen, sondern nur noch ihre allgemeine psychische Existenzform Gegenstand ist, so bleibt doch auch er noch bloss auf das Nacheinander der psychischen Nervenbeziehungen selbst gerichtet, kommt also gleichfalls aus der unmittelbaren Rückbeziehung auf das Nervenleben der ersten Stufe nicht heraus.

68. Alle obigen Entwicklungsstufen des sinnlichen Bewusstseins gehören nur dem vorstellenden Verhalten an, und zwar ebendesshalb, weil das ganze sinnliche Bewusstsein noch in der auffassenden Rückbeziehung auf das Nervenleben

der ersten Stufe besteht. Da es so immer Unterscheidung dieses objektiv ausser ihm liegenden Inhalts, nämlich der psychischen Nervenbeziehungen der ersten Stufe bleibt, so kann es nicht anders als rein vorstellender Art sein. Als Gefühl müsste es entweder ein rein innerliches, von den Nervenbeziehungen ganz geschiedenes sein, also ein unsinnlich geistiges, oder es müsste noch unmittelbar auf die Nervenzustände selbst bezogen sein, d. h. unmittelbare Sinnesempfindung, welche noch der ersten Stufe angehört. Ein Mittleres zwischen diesem rein sinnlichen Gefühl und dem unsinnlich geistigen ist also seiner Natur nach unmöglich; und Gleiches gilt vom Wollen, das nur entweder unmittelbar auf die Nerven selbst bezogen, also rein sinnlicher, motorischer Trieb sein kann, oder wiederum ganz unsinnliche geistige Willensform. Das sinnliche Bewusstsein dagegen, das von der unmittelbaren Nervenbeziehung der ersten Stufe schon ebensosehr geschieden, wie auffassend auf sie zurückbezogen ist, ist ebendamit seiner ganzen Natur nach vorstellend. Es ist also nicht, wie die erste Stufe, eine das ganze Seelenleben umfassende zweite Hauptstufe; und wenn auch die Organisation der höheren Säugethiere sich wohl bis zu dieser Stufe des sinnlichen Bewusstseins erhebt, so ist damit doch nicht ihr ganzes Leben, auch ihr Fühlen und ihr Trieb, auf eine höhere Stufe erhoben, sondern bloss ihre vorstellende Auffassung ist bis zu dieser höheren, über die blosse Sinnesauffassung selbst hinausgehenden Form entwickelt, bleibt aber auch hierin doch noch ganz auf das sinnliche Theilleben bezogen. Wie wenig dagegen davon die Rede sein kann, dass höher organisirte Thiere, der Hund u. a., rein innerlicher Gefühle, der Freude, der Trauer u. s. w., fähig sein könnten, und wie diess vielmehr nur eine ungenaue Uebertragung unserer geistig menschlichen Gefühlsweise auf sie ist, während Freude und Trauer bei ihnen in Wahrheit nur eine Erregung oder Lähmung ihres sinnlichen Triebs sind, — diess wird sich noch bestimmter aus der Erörterung der unsinnlich geistigen (oder selbstbewussten) Gefühls- und Willensformen ergeben. Nur die oberflächliche Aeusserlichkeit einer augenblicklichen Zeitrichtung, die über das Wesen und die Stufen der psychischen Organisation noch ganz im Unklaren ist, sucht auch

hier das Thier zu einer falschen Gleichheit mit dem Menschen heraufzuheben.

69. Da das sinnliche Bewusstsein ein seiner eigenen subjektiven Form nach schon allgemeiner Unterscheidungsakt ist, der aber wesentlich noch in der unmittelbaren Empfänglichkeit für die Nervenbeziehungen der ersten Stufe besteht, so muss es also an sich selbst schon, abgesehen von jedem bestimmten Inhalte, der ihm durch die einzelnen psychischen Nervenbeziehungen gegeben ist, Auffassungs- oder Unterscheidungsform für jene real ausser ihm liegende sinnliche Empfindungswelt sein. Ebendamit aber enthält es in sich selbst schon, abgesehen von allem empirisch sinnlichen Inhalt, die Anschauungs- oder Auffassungsform von Zeit und Raum als der allgemein nothwendigen Grundformen aller äusseren Realität. Wie es dem bestimmteren Inhalt nach den eigenen zeitlichen Verlauf der psychischen Nervenbeziehungen und die räumliche Vielheit ihres objektiv sinnlichen Inhalts zusammenfasst, so schliesst es auch eben darin schon die subjektive und allgemeine Anschauungsform für Beides in sich. Und dass diese in uns nicht bloss als ein empirisch Gegebenes ist, sondern auch im psychischen Unterscheidungsakt an sich selbst (oder im subjektiven Offenheitsverhältniss) liegt, diess erhellt auch unmittelbar daraus, dass wir in unserer Vorstellung wohl von allem empirisch Sinnlichen abstrahiren können, aber in keiner Weise von den allgemeinen Formen der Zeit und des Raums. Diese sind also hierin a priori in unserer Anschauungsform mitenthalten. Nun kann aber freilich vom blossen sinnlichen Bewusstsein aus diese reine Anschauungsform noch nicht für sich hervortreten, weil dasselbe ja noch in die unmittelbare Empfänglichkeit für die bestimmten einzelnen Nervenbeziehungen der ersten Stufe versenkt ist (sei es auch schon in der selbständigeren Form der Einbildungskraft), dagegen nicht von sich selbst aus rein als allgemeiner Unterscheidungsakt für sich thätig sein kann. Diess wird vielmehr erst von der über alle sinnliche Einzelnheit sich erhebenden geistigen Abstraktion aus möglich; erst von ihr aus angeregt vermag jene allgemeine Anschauungsform von Zeit und Raum für sich hervorzutreten, wiewohl

selbst dann nicht in völliger Reinheit, da wenigstens von dem objektivsten und universellsten Sinne, dem Gesichtssinne aus, noch irgend eine Vorstellungsweise (die des leeren Raums als eines Dunkels) sich beimengt. Auch wäre es nach dem Obigen durchaus falsch, Zeit und Raum als Anschauungsformen zu denken, welche das sinnliche Bewusstsein selbst zu den von ihm aufgefassten psychischen Nervenbeziehungen mitbringe und sie so von sich aus unter Zeit und Raum subsumire, wie diess die Kantische Ansicht ist. Denn ganz im Gegentheil ist ja jene Anschauungsform selbst nur darin begründet, dass das sinnliche Bewusstsein seinem Wesen nach unmittelbare Empfänglichkeit für die real ausser ihm liegenden, psychischen Nervenbeziehungen ist. Es fasst also hierin nur ihre real gegebenen (empirischen) Zeit- und Raumverhältnisse auf; seine eigene Anschauungsform ist darin nur als Aufnahme jener realen Empfindungsverhältnisse selbst thätig, in keiner Weise aber zugleich für sich. Und bloss darum kann dann jene Anschauungsform auch in der oben bezeichneten Weise für sich hervortreten, weil ja doch diese Empfänglichkeitsform schon zu dem psychischen Offenheitsverhältniss selbst (zum auffassenden Subjekt) gehört, so dass sie aber, auch indem sie so für sich hervortritt, doch Empfänglichkeit (wenn gleich eine von ihrem bestimmteren empirischen Inhalt entleerte) bleibt. In Wirklichkeit aber bildet sich also unsere Vorstellung des Zeitlichen und Räumlichen immer zuerst vom bestimmten Empirischen aus, ehe sie dann in der oben bezeichneten Weise auch als apriorische Form für sich hervortreten kann. Nur zufolge der sonstigen geschichtlich begründeten Einseitigkeit seiner Anschauungsweise konnte daher Kant den Schluss ziehen, dass Zeit und Raum blosse subjektive (ideale) Anschauungsformen seien, blosse subjektive Erscheinung im Gegensatz gegen ein unsinnlich intelligibles (uns verborgenes) Wesen der Dinge. In Wahrheit kann eben die objektive Nothwendigkeit, mit welcher diese Anschauungsform in uns ist, nur in einer von unserer subjektiven Thätigkeit unabhängigen empfänglichen Naturbestimmtheit unseres psychisch-organischen Wesens beruhen, darin, dass auch das sinnliche Bewusstsein noch in dem physisch organischen Offen-

heitsverhältniss seiner Centrumsstufe zu den unmittelbaren Nervenbeziehungen der ersten Stufe begründet ist. Als etwas bloss Subjektives dagegen müsste jene Anschauungsform in einer blossen Thätigkeit (einem reinen Akte) des Subjekts selbst beruhen, was aber, wie sich an der nachher folgenden Fichte'schen Philosophie gezeigt hat, widersinnig ist, weil von einem blossen thätigen Subjekt aus nicht zu einer objektiv nothwendigen und eine leidentliche Empfänglichkeit in sich schliessenden Anschauungsform zu kommen ist. Ist doch, wie wir im Früheren gesehen haben, schon überhaupt keine Selbstunterscheidung, kein Bewusstsein möglich, ohne die empfänglich offene und passive Hinausbeziehung des Centrums in sein Anderes (oder in die Peripherie), in die Nerven u. s. w. Ebendesshalb sind auch andre Anschauungsweisen, die sich an jene Kantische anschliessen wollen (wie z. B. die Schopenhauer'sche), als subjektiv idealistische, hinter dem wahren realistischen Ziele der Zeit zurückliegende zu verwerfen. Die allgemeine objektive Nothwendigkeit von Zeit und Raum als natürlicher Grundformen aller Existenz ist freilich nur auf logisch kritischem Wege zu erweisen, daraus, dass die Wirklichkeit vor Allem reiner (quantitativer) Unterschied sein muss, nicht aber blosse Einheit sein kann, die nichts als subjektive Abstractions- und Zusammenfassungsform ist. (S. darüber Seele und Geist, S. 626 ff.) Und demgemäss haben wir ja auch gesehen, wie eben darin, dass Realität stetig nur in einem in sich unterschiedenen (ausgedehnten) Ganzen oder Zusammen ist, auch die innerliche Zusammenfassung zum Ganzen, und so schliesslich zur geistigen Einheit begründet ist.

3. Stufe des unsinnlichen Selbstbewusstseins oder Geistes.

70. Während selbst der innere Sinn doch noch in das Nacheinander der psychischen Nervenbeziehungen selbst versenkt ist, nur ihren Verlauf auffasst, so ist nun dagegen mit der dritten Organisationsstufe des Gehirnlebens alle unmittelbare Rückbeziehung auf das Nervenleben der ersten verschwunden. Denn diese dritte Stufe ist zwar in analoger Weise empfängliche innere Offenheit für die zweite (oder für

das sinnliche Bewusstsein), wie diese für die erste. Allein da das sinnliche Bewusstsein seiner eigenen subjektiven Form nach schon allgemeiner Unterscheidungsakt ist, der als solcher in der Einbildungskraft schon selbstthätig sein kann, dagegen nicht mehr, wie die Sinnesempfindungen, in den passiv von den Nerven selbst aus angeregten Unterscheidungsakten besteht, so kann es auch nicht mehr, so wie die Sinnesempfindungen, in unmittelbarer und passiv empfänglicher Weise Objekt und Inhalt für die dritte Stufe werden, sondern diese kann erst durch ihren selbstthätigen besonderen Akt (wie wir sehen werden, den des Denkens) das sinnliche Bewusstsein und seinen Inhalt zu ihrem Objekt machen. Die dritte Stufe ist also ungeachtet ihres physisch unmittelbaren Offenheitsverhältnisses zur zweiten doch zufolge der psychischen Beziehung dieses ihres Verhältnisses nur noch reine Empfänglichkeits- oder Auffassungsform ohne allen unmittelbaren Inhalt. Sie hat nur noch den allgemeinen Charakter einer innerlich offenen Hinausbeziehung auf die untergeordnete Bewusstseinsstufe, ohne dass sie darin auch schon einen unmittelbar gegebenen bestimmten Inhalt ihrer Hinausbeziehung hat. Und ebendamit ist sie also inhaltslos unsinnliche, von aller unmittelbar individuellen Theilbestimmtheit des Nervenlebens freie Unterscheidungsform, ist unsinnliches Selbstbewusstsein oder Geist.

Auch in diesem ist nun zwar wieder das passiv empfängliche, nur leidentlich auffassende Verhalten das Unmittelbarste und Erste. Allein gerade dieses hat also nach dem Obigen gar keinen unmittelbar gegebenen und objektiven Inhalt, da das sinnliche Bewusstsein mit seinem Inhalte ja erst durch einen besondern selbsthätig geistigen Akt zum Objekt der dritten Stufe werden kann. Und so zeigt sich denn gerade bei der ersten noch unmittelbar empfänglichen Form dieser dritten Stufe nur um so klarer ihr inhaltslos unsinnlicher Charakter, indem sie eben in diesem leidentlich auffassenden (passiven) Verhalten doch nichts als subjektive Selbstunterscheidung, Auffassungsform des eigenen unsinnlich subjektiven Zustands sein kann, und also alle eigenthümliche Bestimmtheit dieser ihrer Selbstunterscheidung, aller

eigenthümliche Inhalt (in diesem weiteren Sinne), nur von ihrer eigenen subjektiven Auffassungsform ausgehen kann Und diess eben ist das Wesen dessen, was wir Gefühl, im unsinnlich geistigen Begriffe des Wortes, heissen Denn alle eigenthümlichen Formen desselben beruhen nicht etwa in einem unmittelbar gegebenen objektiven Inhalte (oder einer unmittelbaren realen Einwirkung), sondern wenn sie auch durch einen gegebenen äusseren Anlass verursacht sind, bestehen sie selbst doch nur in der bestimmten subjektiven Form, in welcher die Selbstunterscheidung ihr eigenes empfänglich leidentliches Verhältniss auffasst. Alle die mannigfachen Modifikationen des geistigen Gefühls, Freude, Trauer, Schrecken etc. beruhen nur auf diesem eigenen subjektiven Verhalten der Selbstunterscheidung. Und so ist das Wesen des unsinnlich inhaltslosen Selbstbewusstseins gleich in dieser seiner unmittelbarsten Grundform am entschiedensten und einseitigsten ausgesprochen.

1. Das Gefühl.

71. Innerhalb des Nervenlebens (oder der ersten Hauptstufe) ist desshalb das blosse sinnliche Gefühl das Erste, weil die unmittelbar gegebene physische Förderung oder Störung des eigenen innern Einheits- und Offenheitsverhältnisses der Nerventheile (und also zugleich des Centrums mit ihnen) der nächste passive Inhalt der sinnlichen Selbstunterscheidung ist. Das Selbstbewusstsein dagegen ist zwar auch desshalb zunächst Gefühl, weil es darin noch das unmittelbar empfängliche und leidentliche Verhalten ist; allein es ist hier nicht mehr eine unmittelbar gegebene Förderung, Störung u. dgl. der eigenen geöffneten Empfänglichkeit, die hier unterschieden wird, sondern es ist umgekehrt nur die eigene Selbstunterscheidung, die je nach den Verhältnissen in ihrer objektiven Empfänglichkeitsform bald ein objektives Gefördert- und Bejahtsein, bald ein Negirtsein ihrer selbst u. s. w. unterscheidet und so durch ihre eigene subjektive Auffassungs- und Unterscheidungsform erst Lust und Schmerz u. dgl. hervorbringt.

Die Möglichkeit davon aber, dass die unsinnliche

Selbstunterscheidung so lediglich innerhalb ihres eigenen empfänglich hingegebenen Verhältnisses bald eine objektive Förderung, bald eine Negirung durch ein Anderes auffasst, liegt ebendarin, dass sie überhaupt empfängliche Unterscheidungsform und darin also nicht bloss Selbstunterscheidung, sondern ihrer eigenen subjektiven Form nach Unterscheidung eines objektiven Bestimmtwerdens (in diesem Sinn also eines einwirkenden Andern ist), so wenig auch darin sachlich ein äusseres Objekt auf sie einwirkt. So kann sie denn diess objektiv Bestimmende je nach den Umständen als ein auch seinem einwirkenden Verhältniss nach Anderes, d. h. Negatives gegen sie auffassen, wie umgekehrt als Bejahung (Förderung) ihres empfänglich geöffneten Seins, und diess Beides selbst wieder in verschiedenen Modifikationen.

Da so auch das Gefühl in der empfänglichen Auffassungsform eines Objektiven überhaupt besteht, so erhellt hierin seine unmittelbare innere Verwandtschaft mit dem vorstellenden und denkenden Verhalten. Wir können in einem ungenaueren und weiteren Sinne auch das Gefühl ein Vorstellen nennen. Allein sein tiefer Unterschied vom eigentlichen Vorstellen (dem Denken) besteht darin, dass es als blosse unmittelbare Empfänglichkeitsform noch nicht Auffassung eines anderweitigen objektiven Bewusstseinsinhaltes ist, sondern als blosse subjektive Empfänglichkeitsform nur ein Verhältniss des eigenen Subjekts, eine Negation oder Position dieser seiner Selbstheit auffasst, diese aber also wie eine unmittelbare und reale Einwirkung, so wenig es auch hierin wirklich eine solche Einwirkung erleidet.

Das Denken dagegen, als aktiv auffassendes Vorstellen fasst vielmehr den gegenständlichen Inhalt eines Objektes auf, also zunächst irgend einen ihm anderweitig gegebenen Bewusstseinsinhalt, z. B. den einer sinnlichen Wahrnehmung. (Denn auch das selbstbewusste Vorstellen kann ja seiner Natur nach nicht mehr eine unmittelbar reale äussere Einwirkung auffassen, wie das sinnliche Leben, sondern nur noch einen Bewusstseinsinhalt, und auch diesen erst kraft seines selbstthätig darauf gerichteten Aktes.) Der Unter-

schied zwischen dem selbstbewussten Gefühl und dem Denken ist also ganz analog, wie der zwischen dem sinnlichen blossen Gefühl und andrerseits der Sinnesauffassung, welche letztere ja auch den gegenständlichen Inhalt einer sinnlichen Einwirkung auffasst, nicht mehr subjektive Lust- oder Schmerzempfindung ist. Allein allerdings ist so zwischen der geistigen Gefühlsform und dem Denken auch der Unterschied vorhanden, dass jenes, eben indem es innerhalb seiner eigenen blossen Selbstunterscheidung bleibt, als unmittelbar subjektive Empfänglichkeitsform, seine leidentliche Bestimmtheit wie eine reale unmittelbare Einwirkung empfindet, dass es daher in diesem Sinn gegenüber vom Denken lebendige subjektive Wirklichkeit ist, in welcher Glück und Unglück des Subjekts liegt, während das Denken als Auffassung eines objektiven blossen Bewusstseinsinhaltes immer in der blossen Theorie bleibt.

Dass nun aber dennoch der Mensch Trauer und Freude nicht etwa als eine reale äussere Einwirkung erleidet, sondern selbst erst geistig seinen Schmerz und seine Freude macht und diese bloss in der eigenen subjektiven Auffassungsform bestehen, diess spricht auch das allgemeine Bewusstsein aus, indem es vom Menschen fordert, er solle sich diess oder jenes nicht so schmerzen lassen u. s. w. Damit ist gesagt, dass nngeachtet der empfänglich hingegebenen Form des Gefühls, ungeachtet dieser Passivität, doch die bestimmte Art seiner Unterscheidungsform immer unser eigener Akt ist. Allein natürlich richtet sich diese selbst wieder nach dem ganzen Bildungszustand und den bestimmten Verhältnissen des Menschen. Das Kind z. B., das noch im äusserlich Sinnlichen gefangen ist, sich noch nicht sittlich darüber erheben kann, wird bei irgend welcher leiblichen Verletzung diess auch in seiner geistigen Gefühlsform als eine objektive Negirung seiner selbst auffassen, wird darin eine feindliche objektive Einwirkung empfinden, während der Erwachsene bei demselben Anlass ruhig bleiben kann und sich darüber erhebt.

Innerhalb des Gefühls selbst aber ist nun natürlich wieder die Form die erste, die sich in ihrer Empfänglichkeit noch rein als abhängige Bestimmtheit, sei es nun im Sinne des

Gefördert- oder des Negirtseins unterscheidet, während eine schon freiere Form die ist, in welcher sich die Selbstunterscheidung von ihrer leidentlichen Bestimmtheit zugleich auch wieder geschieden, nicht so rein in sie hineingezogen fühlt (blosses Mitgefühl), oder endlich in der Form des Gefühles doch sich selbst nach seiner eigenen Aktivität und Bedeutung als die Ursache dieser Bestimmtheit empfindet, wie im Selbstgefühl.

α. Die rein leidentliche und abhängige Gefühlsform.

72. Die schärfste und unfreieste Form dieses Gefühls ist die, in welcher das Selbstbewusstsein seine empfängliche Bestimmtheit als eine seinem bisherigen Zustand ganz fremde, plötzlich hereinbrechende Negirung oder umgekehrt Bejahung auffasst, also Schrecken oder freudige Ueberraschung. In anderer Weise specifisch unfreier und leidentlicher Art ist die Schwermuth, die ihre empfängliche Bestimmtheit als eine allgemeine, herrschende und drückende Macht über sich selbst unterscheidet, so dass sie sich gegenüber von dieser stehenden und allgemeinen Negirung als unselbständige Abhängigkeit empfindet. Wieder eine andere, von Schmerz und Trauer im engern Sinn verschiedene Modifikation ist die Furcht, welche in ihrer empfänglichen Bestimmtheit noch nicht unmittelbar eine wirkliche Negirung, sondern nur eine Möglichkeit derselben und in diesem Sinne eine objektive Macht über sich auffasst, von der sie sich abhängig fühlt. Diess ist die reine Gefühlsform der Furcht; denn der Gedanke an die Zukunft, in welcher diese Negirung eintreten kann oder wird, ist Sache des begleitenden Vorstellens (der denkenden Phantasie), nicht des Gefühls selbst, das als solches seiner Natur nach immer in der Unterscheidung des rein Gegenwärtigen lebt und besteht, also auch als Furcht in der Unterscheidung seiner gegenwärtigen Abhängigkeit von jener objektiven Möglichkeit einer Negirung. Das Umgekehrte dazu ist dann die Gefühlsform der Hoffnung. Indem nun aber diese beiden Gefühle nicht eine unmittelbar wirkliche Negirung oder Bejahung, sondern nur diess allgemeinere Abhän-

gigkeitsverhältniss von einer Macht der Negirung oder Bejahung auffassen, so dass diess der Sache nach auf die Zukunft geht, so sind sie beide schon eine entwickeltere und objektivere Verallgemeinerung des Gefühls, in welcher die objektive Macht nicht mehr so unmittelbar mit einer gegenwärtigen leidentlichen Bestimmtheit des Subjekts selbst zusammenfällt, wie in Freude und Trauer, sondern eben als eine objektive und allgemeine Macht schon mehr vom Subjekt abgeschieden wird.

Eine noch freiere und objektivere Form dieser ersten Gefühlsstufe ist endlich das Staunen (Verwunderung), in welchem das objektiv Bestimmende nicht sowohl als eine Negirung, sondern nur als ein dem bisherigen Zustand und Bewusstsein überhaupt Fremdes, Neues unterschieden wird, entsprechend dem Bewusstsein des Unbegriffenen und Unerkannten, das sich in der denkenden Vorstellung damit verbindet. In dieser objektiven Gefühlsform des Staunens wird dann je nach den Umständen noch ein Gefühl der Lust oder der Unlust mitenthalten sein, die an diess Fremdartige sich knüpft. Insofern ist das blosse Staunen selbst ein indifferentes Gefühl, das eben wegen dieser eigenthümlich objektiven und mit dem Bewusstsein des Unbegriffenen verbundenen Natur im Alterthum auch als der Anfang des Philosophirens bezeichnet worden ist (während dessen Ende das nil admirari ist). Verschieden vom blossen Staunen ist dann die Bewunderung, die zugleich schon mit einer Zuneigung zu dem veranlassenden Objekt verbunden, also nicht mehr blosses Gefühl ist, sondern zugleich schon zur ersten und unentwickeltsten Form des Wollens, dem Affekte, gehört.

Alle die oben genannten Gefühle sind also blosse Modifikationen und Entwicklungsstufen der rein leidentlichen Gefühlsform als solcher; sie beruhen einfach in der Form des eigenen subjektiven Verhaltens, in das sich die empfänglich leidentliche Auffassungsform zur Objektivität setzt. Ebendesshalb gehören sie in die Psychologie, während andere Gesichtspunkte, wie der Begriff moralischer, religiöser, ästhetischer Gefühle, der Psychologie noch ganz fremd sind, weil es sich in ihnen schon um ein bestimmtes objektives Gebiet handelt,

durch das die Gefühle verursacht werden, nicht um die blosse subjektive Form des Gefühls als solchen.

73. Als rein leidentliche, sich ganz in ihrer Abhängigkeit empfindende Gefühlsform ist diese erste Stufe insbesondere dem sinnlichen, noch nicht zur sittlichen Selbständigkeit herangebildeten Menschen eigen, wenn sie gleich nicht auf diesen beschränkt ist, sondern Freude wie Trauer dieser Art auch eine sittliche Form haben kann. Allein sie schliessen wenigstens noch keine solche sittliche Bedeutung in sich, wie wir sie bei dem Mitgefühl und Selbstgefühl finden werden. Charakteristisch ist ferner vor Allem für diese rein leidentliche Gefühlsform die natürliche innere Analogie mit der Schwere, zufolge welcher wir von leichtem und schwerem Herzen, Schwermuth u. s. w. reden, indem die geistige Empfänglichkeitsform sich entweder objektiv gefördert, so zu sagen vom Flusse dieser Bestimmtheit leicht hingetragen fühlt, oder sie umgekehrt als niederdrückende Macht empfindet. Obgleich nämlich diess Gefühl nicht, wie das sinnliche, in einem wirklichen unmittelbar passiven Afficirtwerden durch eine äussere Einwirkung (d. h. einen Nervenzustand) besteht, sondern unsinnlich inhaltslose Empfänglichkeitsform ist, die erst durch das eigene subjektive Verhalten der Selbstunterscheidung zu Lust oder Schmerz wird, so unterscheidet dieselbe darin doch ihrer subjektiven Form nach eine von der Peripherie nach dem Centrum hingehende Einwirkung. Und gerade weil dieselbe nicht mehr eine unmittelbare eigenthümlich individuelle Theilbestimmtheit zum Inhalt hat, wie die sinnlichen von den Nerven her erregten Gefühle, sondern nur die inhaltslos allgemeine Unterscheidungsform sie als eine hereinwirkende Förderung und Bejahung, oder als eine drückende Negirung auffasst, so ist eben dadurch die innere Analogie mit der gleichfalls noch unbestimmten Wirkungsweise der ursprünglichen Schwere um so vollständiger. Denn wie die ursprüngliche Schwere die von aller individuellen Theilbestimmtheit noch ganz freie und nur erst allgemein (oder unbestimmt) intensive Hereinwirkung der Peripherie in das Centrum ist, so ist auch die selbstbewusst geistige Gefühlsform, in der wir uns bald leichten, bald schweren Herzens fühlen, wieder eine

von aller sinnlich individuellen Theilbestimmtheit freie, inhaltslos allgemeine (und insofern unbestimmte) Form der von der Peripherie nach dem Centrum gehenden Einwirkung, aber so, dass dieses Freisein von aller individuellen Theilbestimmtheit jetzt nicht mehr in der noch individualitätslosen Einheit des Centrums mit der Peripherie, sondern gerade umgekehrt in seiner vollendeten Abscheidung von aller individuellen Theilbeziehung (Nervenbeziehung) des peripherischen Lebens, in dieser vollendeten Selbständigkeit seinen Grund hat, daher denn auch diese leidentliche Empfänglichkeit des Centrums doch bloss als seine eigene (subjektive) empfängliche Unterscheidungsform ist, ohne dass hierin eine real von aussen kommende peripherische Einwirkung stattfände (wie in den von den Nerven angeregten Gefühlen). Aber obgleich so die geistige Gefühlsform das völligste Gegenbild zu jenem individualitätslos universellen Anfangsverhältniss ist, das Allersubjektivste und Individuellste, so ist es diess doch nur, weil es gleichfalls wieder auf der Freiheit von aller sinnlich individuellen Theilbestimmtheit, also auf der universellen Natur des Geistes beruht. Die reine Verinnerlichung des geistigen Gefühls entspricht der reinen noch selbstlos innerlichen (selbstlos ineinander wirkenden) Einheit des Anfangs. (Die jetzige mechanische Naturauffassung hat von dieser so einfachen und doch so tiefgehenden Analogie noch gar keine Ahnung.) Und wie das Gefühl, als die erste und unmittelbarste Geistesform, der Schwere als dieser ersten Grundform analog ist, so sind dann, wie wir sehen werden, Wollen und Denken die specifischen natürlichen Gegenbilder zu Wärme und Licht.

Da nun auch nach physischer Seite die organisch chemische Offenheit der geistigen Centrumsstufe gegen die ihr untergeordnete hin die leibliche Grundlage jener empfänglichen Selbstunterscheidung bildet, so erklärt es sich von selbst, wie das Gefühl der Freude und Lust auch organisch-physisch jene geöffnete Beziehung nach aussen und die ihr entsprechenden Processe fördert, während umgekehrt die negativen Gefühle, Schrecken, Schwermuth u. s. w., weil sie eine subjektive innere Entgegensetzung der empfänglichen Unterscheidung

gegen ihr objektives Bestimmtwerden als eine negative Macht sind, ebendamit auch eine physische Hemmung des geöffneten Verhältnisses zur Peripherie, also infolge dessen Hemmung des Blutzuflusses u. s. w. mit sich führen. Weil nun diess alles nicht bloss im Erblassen u. dgl., sondern der Natur der Sache nach insbesondere auch in der Thätigkeitsform des Herzens sich äussert, so hat die Sprache von jeher das Gefühl mit diesem in Zusammenhang gesetzt. Es liegt darin eben diess ausgesprochen, dass im Gefühl das geistige Centrum noch am unmittelbarsten in seiner geöffneten Beziehung nach der ganzen Peripherie hinaus lebt, und desshalb auch das physische Centrum des ganzen Peripherielebens, das Herz, hier am meisten in Mitleidenschaft gezogen wird. Da übrigens auch die Freude in dieser rein leidentlichen Form bei ihrer höheren Steigerung zu einem übermächtig andringenden Strome werden kann, so kann bekanntlich auch sie schädlich, ja in einzelnen Fällen tödlich wirken. So wird denn mit der organisch chemischen Form der inneren Offenheit und Hinausbeziehung des geistigen Centrums nicht nur das psychische Wesen des selbstbewussten Gefühls klar, sondern auch sein nothwendiger innerer Zusammenhang mit den physisch organischen Processen, die es hervorbringt. Der Schmerz ist eine hemmende und zerreissende Entgegensetzung gegen das empfänglich offene peripherische Verhältniss, die Freude umgekehrt eine von psychischer Seite gesetzte Steigerung desselben; also wirken sie beide auch nach physisch organischer Seite dem entsprechend, da ja auch ihre psychische Gefühlsform selbst auf jener organisch physischen Grundlage ruht.

β. Das Mitgefühl.

74. In allen Formen des rein leidentlichen Gefühls ist das Selbstbewusstsein noch ganz hineingezogen in diese seine empfängliche Bestimmtheit. Eine zweite freiere Stufe tritt erst ein, indem es das objektiv Bestimmende als ein solches unterscheidet, von dem es als von einem objektiven, nicht unmittelbar es selbst angehenden ebenso frei und unberührt ist, so dass es nur nach einer Seite (so zu sagen nur halb) in diess Verhältniss hineingezogen ist und sich zugleich als

von ihm geschieden empfindet. Und diess ist nun naturgemäss das Wesen des blossen Mitgefühls, wie es durch die Verhältnisse Anderer hervorgerufen wird, als Mitleid, Mitfreude u. s. w. Denn so ernstlich ich auch aus Anlass des fremden Zustandes selbst Schmerz oder Freude empfinden mag, so bringt doch die ganze Natur des Mitgefühles es mit sich, dass die Empfänglichkeit darin die objektiv einwirkende und bestimmende Macht zugleich als eine solche unterscheidet, von der sie eben so sehr unberührt ist, wie sie in ihr für sich selbst eine Negation oder umgekehrt eine Förderung auffasst. Desshalb kann auch das Mitgefühl niemals eine so überwältigende Macht haben, wie die Formen des rein leidentlichen Gefühls (als Schmerz oder Freude) sie haben können.

Um so mehr dagegen tritt ebendesshalb im Mitgefühl schon der specifisch menschliche Charakter hervor. Denn während die erste rein leidentliche Gefühlsstufe ungeachtet ihrer geistig unsinnlichen Form doch noch ganz in das eigene Einzeldasein hineingezogen ist, und diess mit dem Thiere verhältnissmässig noch gemeinsam hat, so tritt dagegen im Mitgefühl, gerade mit jener freieren, verhältnissmässigen Abscheidung, in der sich das empfindende Subjekt die objektiv einwirkende Macht gegenüberstellt, die universellere, über das blosse Eigendasein hinausgehende Beziehung des Gefühls ein, daher auch das Mitgefühl seiner Natur nach dem Sittlichen schon näher steht. Das Mitgefühl unterscheidet also den Menschen wieder specifisch vom Thiere; denn so sehr wir auch diesem in ungenauer Weise Mitgefühl mit seinen Jungen u. dgl. zuschreiben, so ist es doch auch hier wieder nichts als der Trieb des Thieres, der in jenem äusseren Objekt sich selbst entweder gefördert findet, oder mit der Negirung desselben selbst gelähmt und negirt ist.

γ. Das Selbstgefühl.

75. Allein auch im Mitgefühl unterscheidet also das Subjekt, soweit es sich dadurch empfänglich bestimmt findet, eine für es selbst rein leidentliche Einwirkung, und nur sofern es diese als eine das Ich ebenso nicht berührende, ausser ihm bleibende unterscheidet, verhält es sich zugleich freier

gegenüber von ihr. Die volle wahrhaft selbständige Form aber, in der das Gefühl eben als reine Selbstunterscheidung seinem Empfindungsobjekt gegenübertritt, ist so noch nicht erreicht, sondern erst damit, dass es in seiner der subjektiven Form nach leidentlich auffassenden Empfänglichkeit doch als das objektiv Bestimmende viel mehr seine eigene, von ihm selbst ausgehende (sei es nun bejahende oder verneinende) Wirkung unterscheidet; und so ist es im reinen Gegensatz zu der ersten rein leidentlichen Gefühlsform Selbstgefühl.

Allein in diesem gemeinsamen Grundcharakter des Selbstgefühls sind zwei ganz verschiedene Formen enthalten: 1) das empfindende Subjekt empfindet nur ganz unmittelbar seine eigene, von ihm ausgehende Wirkung, so dass hier das Empfindende sich mit dem Empfundenen unmittelbar identificirt, und dass es ebendesshalb diess einzelne besondre Ich ist, das sich so fühlt; und diess sind (nach positiver, bejahender Seite gedacht) die Formen des Stolzes, des Hochmuths und Uebermuths. Die schärfste und am meisten unmittelbar subjektive Form, in der das Subjekt dieses sein besondres Ich in seiner wirksamen Macht und Bedeutung fühlt, ist der Hochmuth, der eben auf dieses sein Ich gegenüber von allen Andern das Gewicht legt, daher auch am abstossendsten sich gegenüber von Andern äussert und die am tiefsten gehende, schlimmste Selbstüberhebung in sich schliesst. Schon etwas objektiver ist das Gefühl des Stolzes im engeren Sinne, sofern in ihm nicht sowohl auf diese ausschliessende einzelne Ichheit, als vielmehr auf das, was diess Ich an sich hat, auf diess Objektivere seiner Vorzüge, das Gewicht fällt. Der Stolz in diesem Sinne äussert sich daher auch nicht so sehr in dem subjektiv Abstossenden des Hochmuths, als in positiv gegenständlichem Prunken mit jenen eigenen Vorzügen. Am meisten endlich nach gegenständlicher Seite gewendet, als Gefühl der objektiv nach aussen bezogenen Macht und Bedeutung des eigenen Ich, ist der Uebermuth, der sich daher auch immer in einem positiv gegenständlichen Thun in Beziehung auf Andre, in einem Auslassen dieser seiner Kraft, Luft macht. Zufolge

dieser mehr äusserlich gegenständlichen Wendung ist er nun zwar nicht so schlimmer und tiefgehender Art, wie vor Allem der Hochmuth; der Uebermuth kann schon aus dem blossen natürlichen Bewusstsein jugendlicher Kraft etc. entspringen. Allein er ist ebendesshalb auch wiederum mehr äusserlich sinnlicher Art, auf mehr äusserliche Eigenschaften bezogen. Schlechtweg verwerflich sind nun diese unmittelbar subjektiven Formen des Selbstgefühls allerdings nicht, da wenn auch nicht der Hochmuth, doch ein relatives Gefühl des Stolzes, und in jugendlich unschuldiger, mehr auf das Verhältniss zur äussern Natur bezüglicher Form selbst des Uebermuthes, zum berechtigten Selbstgefühle des Menschen gehört. Allein auch in ihrer noch berechtigten, bloss relativen Form sind diese Gefühle doch für sich selbst nur erst unmittelbar natürliche, noch nicht aus dem Bewusstsein sittlicher Bestimmung entsprungene, und ihre wahre und innerhalb des rechten Masses bleibende Form können sie daher nur vom sittlichen Bewusstsein aus erhalten.

Ganz anderer Art als diess unmittelbar subjektive Selbstgefühl ist nun 2) das gegenständlich vermittelte, wornach das Subjekt vielmehr in einem objektiven, von seiner blossen Ichheit verschiedenen, also allgemeinen Wirken und Thun die von seiner Thätigkeit aus gesetzte Bejahung (oder Negation) empfindet. Diese Form des Selbstgefühls, die also eine mehr gegenständlich ruhige, nicht so das eigene Ich heraushebende ist, kann nun in einem relativen Sinne zwar auch durch eine solche Tüchtigkeit und Thätigkeit des Ichs hervorgerufen sein, die noch nicht selbst sittlich ist, z. B. durch das Bewusstsein der intellektuellen Umsicht und Tüchtigkeit. Allein da es bei allen derartigen Motiven doch wieder schliesslich diess besondre Ich ist, um dessen Eigenschaften es sich handelt, so ist hier noch nicht der volle Unterschied von der andern unmittelbar subjektiven Form des Selbstgefühls möglich, mag auch dasselbe schon mehr auf die objektiv durch Arbeit, Erfahrung etc. begründete Selbstbefriedigung dieses besondern Ichs gehen. Und ebenso ist dann bei solchen Formen des Selbstgefühls noch nicht das Bewusstsein der rein und ganz von der subjektiven Thätigkeit aus gesetzten Einigung mit

sich möglich, da alle jene Gebiete, auf die sich das Selbstgefühl gründen mag, noch nicht rein dem eigenen Thun des Ichs angehören, sondern zugleich noch ein objektiv Gegebenes und Natürliches sind. Die reine und vollständige, von der andern Art gänzlich geschiedene Form des Selbstgefühls (als positiven) ist also erst möglich, wenn es einfach das in der allgemeinen Bestimmung des Ich, im Gesetze seiner sittlichen Versöhnung begründete Wollen und Handeln ist, kraft dessen es sich als diess in sich befriedigte Selbstgefühl hat. Denn auch hierin empfindet es ja nicht seine besondre sittliche Vortrefflichkeit, womit vielmehr jene schlimmste Form, der Hochmuth, wieder herein käme, sondern es ist rein das allgemein Sittliche (oder Menschliche) seines Wollens und Handelns und die auf diesem Selbstzweck beruhende innerlich geistige Freiheit und Unabhängigkeit, auf welche sich jene Form des Selbstgefühls bezieht. Dieses schliesst daher statt des Hochmuths gerade umgekehrt auch die wahre Demuth in sich, da es überhaupt nicht in der besondern Ichheit, sondern nur in jenem allgemein menschlichen, darüber ganz hinausliegenden Wollen die Kraft jener freien innern Versöhnung erkennt, nur kraft dessen Selbstgefühl ist, und ebendamit zugleich auch immer die Unvollkommenheit des eigenen Wollens gegenüber von jenem Gesetze fühlt.

Das Gefühl der Demuth, sowie das verwandte der Scham und der Reue, ist nun freilich nicht ein positives Selbstgefühl, sondern eine Negation desselben; allein es gehört dennoch psychologisch in die Stufe des Selbstgefühles (im weiteren Sinne), weil auch hier die Negation des eigenen Subjekts nicht in der einfachen Form der rein leidentlichen Gefühlsstufe, sondern ausdrücklich als eine vom Subjekt selbst aus begründete empfunden wird. Und zwar ist die Demuth die verallgemeinerte Form, die als Folge des eigenen Thuns und Wesens empfundene Negation und Nichtigkeit des eigenen Ichs überhaupt, die in ihrer äusserlicheren, nicht so tiefgehenden Form sich freilich auch auf Schwäche anderer Art, intellektuelle, physische u. dgl. beziehen kann, allein hierin (analog wie ihr Gegentheil, der Hochmuth, Stolz etc.)

nur ein relatives Gefühl der Negation bleibt. Das volle Gefühl derselben ist die Demuth erst, indem sie sich auf die sittliche, der ganzen Bestimmung des Ichs zuwiderlaufende Schwäche bezieht.

Von der Demuth unterscheidet sich die Scham als ein specielleres, und eben damit beschränkteres Gefühl dadurch, dass sie nicht überhaupt die vom eigenen Thun oder Wesen aus verursachte Negation oder Nichtigkeit empfindet, sondern immer einen Mangel an würdiger aktiver Selbstbestimmung, insofern also ein unangemessen leidentliches Hingestelltsein der Ichheit. Die Scham bezieht sich desshalb insbesondre auf die für Andre offenkundigen Fälle, in welchen jener Mangel sich zeigt, indem eben an diesem Verhältnisse zu Andern jenes unangemessene leidentliche Dastehen am schärfsten empfunden wird. Diess gilt ja insbesondre von der Scham im engsten unmittelbar natürlichen Sinne, die sich immer darauf bezieht, irgendwie nicht in der menschlich würdigen selbtgesetzten Zustandsform, sondern in der nackten unmittelbar natürlichen betroffen worden zu sein und in diesem Sinn in einer unangemessen passiven Weise dazustehen. Aber auch die sittliche Scham vor sich selbst, bei der das Verhältniss zu Andern gar nicht in Betracht kommt, beruht als Scham doch immer in dem Gefühl, in irgend welcher Beziehung als dieser Mangel an wahrer Selbstbestimmung und so als diese unangemessen leidentliche Schwäche vor sich dazustehen. Das Erröthen ist dann eine unwillkürliche psychisch-leibliche Gegenwirkung nach aussen, wie um jenen Mangel zu ersetzen.

Während nun aber die Scham nur diesen Mangel eines entsprechenden vom eigenen Subjekt aus gesetzten Zustands, also diess Nichtvorhandensein einer entsprechenden wahren Selbstbestimmung fühlt, so empfindet endlich die Reue die Negation des eigenen Subjekts vielmehr positiv als eine durch dessen Thun gesetzte, sie legt das Gewicht umgekehrt auf dessen eigene thätige Schuld. Die Reue kann sich desshalb niemals, wie die Scham, auch auf eine blosse, unmittelbar leidentliche und natürliche Lage beziehen, sie schliesst immer die Selbstverurtheilung in sich, mag diese nun mehr äusser-

licher und relativer Art sein, als Reue über irgend welchen selbstverschuldeten äusseren Nachtheil, oder als Reue im vollen, d. h. sittlichen Sinne. Dagegen ist sie ebendesshalb, weil sie immer das positive eigne Thun als diese Negation empfindet, gleich der Scham eine speciellere, auf besondre Handlungen und Unterlassungen bezügliche Gefühlsform, nicht wie die Demuth Empfindung der Schwäche des Ichs überhaupt, die also Scham und Reue als speciellere Formen unter sich befasst.

So wenig also auch der Begriff der sittlichen Bestimmung schon in die Psychologie gehört, so nehmen doch die verschiedenen psychologischen Stufen des Gefühls ihrer Natur nach ein entsprechendes besondres Verhältniss zum Sittlichen ein und erscheinen erst von diesem aus in ihrem vollen Licht. Die Stufe des rein leidentlichen Gefühls ist die vom Sittlichen noch entfernteste, die zwar auch innerhalb desselben ein Recht behält, aber in jeder den Geist übermeisternden Steigerung schon ein verhältnissmässiger Mangel an sittlicher Kraft ist. Dagegen ist die Stufe des Mitgefühls eben als diese universellere Erweiterung des Gefühls über die Ichheit hinaus ihrer Natur nach sittlich, obgleich selbst sie in ihrer bestimmteren Form noch etwas einseitig Natürliches haben kann. Das wahre Glück des Menschen aber kann der Natur der Sache nur in jener gegenständlich vermittelten (sittlichen) Form des Selbstgefühls liegen, so dass darin von selbst eingeschlossen ist, dass in diesem Glücke nie der blosse Genuss desselben das Höchste sein kann, da es ja vielmehr eben darauf beruht, dass nur das wahrhaft menschliche Wollen und Thun sich der höchste Zweck ist, und der Mensch also über diess blosse Gefühl seines Glückes (d. h. der von seinem eigenen Thun ausgehenden Befriedigung) immer zugleich auch sich erheben muss.

2. Das Wollen.

76. Das Gefühl ist seiner Form nach leidentliche Empfänglichkeit für ein Objektives; und doch ist es ebensosehr erst der eigene Akt der Unterscheidung, der je nach seinem subjektiven Verhalten das Objektive als Position oder Negation

auffasst und im Selbstgefühl vielmehr die eigene Wirksamkeit empfindet. So muss sich denn überhaupt die thätige Selbstunterscheidung gegen jene noch leidentliche Empfänglichkeit erheben, so dass sie auch ihrer geöffneten Beziehung nach aussen vielmehr die Form eines aktiven Anstrebens gibt und damit zum Wollen überhaupt wird. Wie das sinnliche Gefühl in den Trieb, so geht auch das Selbstbewusstsein zur Antithese gegen seine leidentliche Gefühlsbestimmtheit, zum Wollen fort.

Allein innerhalb dieser nun aktiv umgewandelten Hinausbeziehung wiederholt sich zunächst, dem Gefühle analog, das blosse Verhalten zu einem dem sachlichen Anlasse nach schon vorausgesetzten (für das Bewusstsein schon gegebenen) Objekt, so dass die aktive Hinausbeziehung bloss subjektive Hinkehrung zu diesem Vorausgesetzten, d. h. entweder bejahende Hinwendung zu demselben oder umgekehrt Abneigung gegen dasselbe ist (welche letztere, wie wir sehen werden, selbst wieder in einer doppelten Form sich äussert). Und diese erste, dem Gefühl noch am nächsten stehende Form des Wollens heissen wir Affekt.

a. Der Affekt.

77. Der Affekt hat mit dem Gefühle das gemeinsam, dass er (obwohl er so wenig als dieses Auffassung einer realen Einwirkung ist), doch gleichfalls seiner eigenen Form nach sich noch als Unterscheidung einer schon vorausgesetzten (objektiv bestehenden) Position oder Negation des eigenen Ichs verhält, nur dass er diese nicht mehr, wie das Gefühl, in bloss empfänglich leidentlicher Form, sondern in aktiver Hinwendung als eine Bejahung oder Negirung für ihn selbst setzt. Dabei versteht sich also, dass, wenn wir den Affekt als Unterscheidung einer Position oder Negation bezeichnen, diess ebenso wie bei dem Gefühl einen von allem theoretischen Unterscheiden (Vorstellen) gänzlich verschiedenen Sinn hat, da es sich darin gar nicht um Unterscheidung eines wirklichen objektiv gegebenen Inhalts handelt, sondern lediglich um eine vom eigenen Subjekt ausgehende Form des positiven oder negativen Verhaltens nach aussen.

Allein diese doppelte, ebenso negative als positive Form ist dem Affekte zufolge jenes mit dem Gefühle noch gemeinsamen Charakters wesentlich, während die entwickeltere Form des Wollens, die im selbstthätigeren Anstreben eines Objektiven besteht (als Begierde oder vollends als handelnder Wille), nothwendig nur noch die positive Form hat, selbst da, wo dieselbe auf Negirung eines äusserlich Vorhandenen hingeht. Zugleich ist der Affekt aus dem gleichen Grunde, weil er noch in der blossen Beziehung auf einen schon vorausgesetzten Anlass stehen bleibt, immer nothwendig auch noch mit einem Gefühle verbunden, die Zuneigung zu dem vorausgesetzten Gegenstand mit einem Gefühle der Lust, die er hervorruft, die Abneigung gegen ihn mit einem Gefühle der Unlust. Allein doch sind Zuneigung wie Abneigung nicht mehr eine bloss empfänglich auffassende Gefühlsform, sondern sie sind im Unterschied von jenem bloss begleitenden Gefühle schon eine aktiv umgewandelte, vom selbstthätigen Centrum aus gesetzte Form der geöffneten Hinausbeziehung. Auch beziehen sie sich demgemäss ihrem Anlasse nach nicht mehr auf einen blossen Zustand des Ichs selbst, wie das Gefühl, sondern auf das auser ihm liegende Objekt.

Am unmittelbarsten ist der Zusammenhang des Affektes mit dem blossen Gefühle und sein Ursprung aus ihm in der Form ersichtlich, die selbst noch wesentlich von einem Afficirtsein des Ichs durch das vorausgesetzte Objekt, von der Beziehung auf eine Einwirkung desselben ausgeht, nämlich in der negativen Affektform des Zornes und der positiven der Dankbarkeit. Der Zorn schliesst einerseits noch ein Gefühl des Schmerzes über die erlittene negative Einwirkung, also über den eigenen Zustand, in sich; allein das Herrschende ist in ihm schon die negative Hinwendung gegen das Einwirkende selbst. Das gleiche Verhältniss findet in umgekehrter positiver Form in der Dankbarkeit statt. Beide aber unterscheiden sich doch dadurch von Hass und Liebe, dass sie nur erst in der Beziehung auf eine schon vorausgesetzte Einwirkung stehen bleiben. Indem sie sich dagegen zum Hass und umgekehrt zur Liebe fortbilden, so verallgemeinern sie sich und sind nicht mehr blosses Verhalten zu der vorausge-

setzten Einwirkung des Objekts, sondern sind negativ oder positiv hingekehrte Richtung gegen das betreffende Objekt überhaupt. Hass und Liebe sind darum auch tiefgehender als Zorn und Dankbarkeit.

Indem nun aber die negative Form des Affekts, die Abneigung, ebensosehr in der blossen Beziehung zum Objekt als schon vorausgesetztem (bestehendem) bleibt, wie sie doch ein subjektiv selbstthätiges Hinausstreben in sich schliesst, so muss diese negative Entgegensetzung gegen das Objekt sich selbst wieder in einer doppelten Form darstellen, entweder in einer verhältnissmässig noch mehr passiven, dem blossen Gefühl näher stehenden, indem sie in der aktiven Hinkehrung zum Objekt dasselbe doch als ein seinerseits gegen das Ich negatives (verderbliches etc.) unterscheidet, wie im Abscheu und Eckel, oder in einer aktiveren Form, als einfache feindlich negative Hinkehrung gegen das Objekt, rein von sich aus dasselbe als negativen Gegensatz unterscheidet, wie im Zorn, Hass, Neid und Eifersucht. Jene erstere Form äussert sich als solche in einer blossen Flucht vor dem Gegenstande, blosser Vermeidung desselben, die andre dagegen in feindlicher Hinrichtung gegen ihn. Allein es ist für den richtigen psychologischen Begriff wesentlich und wichtig, dass auch Zorn und Hass für sich betrachtet noch in der blossen Beziehung auf den Gegenstand als objektiv bestehenden und vorausgesetzten stehen bleiben, dass sie für sich selbst noch nicht in einem positiven innerlichen Streben nach einem noch nicht Vorhandenen, nämlich nach wirklicher Negirung des Gegenstands, bestehen, noch nicht in einer Begierde nach Negirung (obwohl diese aus ihnen hervorgehen kann), sondern dass sie für sich nur erst subjektive Beziehung auf ein Bestehendes als solches sind. Dadurch scheint zwar das Wesen des Hasses, Zornes u. s. w. schwerer zu fassen, weil sie in negativer Weise gegen das Objekt hingerichtet sind und doch noch nicht auf die wirkliche Negirung desselben hingehen. Allein dieser scheinbare Widerspruch löst sich vielmehr eben durch ihre dem Gefühl noch analoge Natur, indem sie gleich diesem noch eine Unterscheidungsform sind, die ein Objekt als diesen vorhandenen Gegensatz

gegen das Ich fasst, und also nur darin bestehen, dass sie selbstthätig nach dem Objekt hingerichtet sind, um sich darin als eigene innerliche Negation dieses feindlichen Andern zu setzen und es so gleichsam von sich abzustossen. Dagegen besteht dann also der Abscheu umgekehrt darin, dass sich das Ich bloss insoweit aktiv hinwendet, um das Objekt hierin als ein seinerseits gegen das Ich negatives (gefährliches, widriges u. dgl.) zu unterscheiden. Der Abscheu schliesst also immer unmittelbar eine Art Furcht, eine „Scheu" vor dem betreffenden Objekt in sich und zeigt darin seine verhältnissmässig noch mehr passive und dem blossen Gefühl näher stehende Natur, während der Hass nichts von einer solchen Scheu in sich schliesst und vielmehr eine Befriedigung darin findet, sich als innerliche Negation nach dem Objekt hinzukehren. Hass und Abscheu aber, sowie die Affekte überhaupt, sind also so zu sagen nur eine Umkehrung des entsprechenden Gefühls, indem sie statt der bloss empfänglich leidentlichen Auffassung, in welcher ich das Objekt als eine Position oder Negation meiner selbst unterscheide, vielmehr eine aktiv hingekehrte Unterscheidung des Objekts als einer Position oder Negation des Ichs sind.

Als eigenthümliche speciellere Modifikationen sind noch zu nennen: der Eckel, in welchem der Abscheu die noch bestimmtere Form erhält, dass er schon die gegenständliche Beschaffenheit des Objekts an sich selbst verabscheut und überhaupt von der Verbindung und Gemeinschaft mit dem Objekt als solchen hinwegstrebt, während der blosse Abscheu diess noch nicht in sich schliesst, sondern nur erst im Hinwegstreben vor irgend einer vom Objekt ausgehenden Negation besteht. Indem also schon an sich die Verbindung mit dem betreffenden Objekt, die Aneignung und Aufnahme desselben verabscheut wird, so wird hier durch eine Art von Uebertragung gerne auch das physisch aneignende Organ, der Magen, mit hereingezogen, so dass auch auf seine Nerven ein analoges Entgegenstreben sich überträgt, auch da wo es sich um gar keine Speise handelt.

Speciellere und beschränktere Formen des Hasses sind Neid und Eifersucht, indem jener nur gegen eine be-

stimmte Seite des Objekts (sachlich also gegen irgend einen Vorzug desselben) seine Negation kehrt. Die Eifersucht aber wendet ihre Negation noch analog wie der Zorn gegen eine bestimmte das Ich beeinträchtigende Einwirkung des Andern, jedoch nicht, wie der Zorn, gegen die unmittelbare Negirung des Subjekts selbst, sondern gegen das Andere an sich selbst als ein in einem gegenständlichen Gebiete das Ich verdrängendes und gefährdendes.

Die Bewunderung endlich ist eine vom Gefühle des Staunens begleitete Zuneigung, die also zu diesem dem eigenen Ich Fremden als einer Bejahung und Förderung des Ichs sich hinkehrt. Ihr Gegentheil, die Verachtung, unterscheidet sich vom Abscheu wie vom Hass dadurch, dass sie sich gegen ihren Gegenstand nicht als einen feindlich negativen kehrt, sondern bloss als einen, der alles für das Ich Bejahenden und Förderlichen ermangelt. Die blosse Verachtung geht daher noch nicht so tief, wie der Abscheu, namentlich auch in moralischer Beziehung nicht.

Der Affekt ist nun zwar schon eine aktiv strebende Hinauskehrung der selbstbewussten Offenheit; allein da auch er bloss diese selbstbewusste Form ist, ohne in sich selbst schon einen Inhalt zu haben, und da er also erst durch den anderweitigen bestimmten Inhalt seines persönlichen Wesens und Bewusstseins zur Richtung auf dieses oder jenes Objekt bestimmt wird, so kann er ebendamit ungeachtet seiner aktiven Form doch der Sache nach eine ganz unfreie, einseitig durch sein äusseres Objekt bestimmte und an dieses hingegebene Macht über das Ich sein, und so heissen wir ihn Leidenschaft, die übrigens in gleicher Weise auch noch auf der zweiten Stufe des Wollens, dem Begehren, wiederkehrt und als solche auch den handelnden Willen bestimmen wird, daher wir auf ihr Verhältniss zur Willensfreiheit erst bei Erörterung dieser letzten Stufe eingehen.

β. Das Begehren (Wünschen).

78. Das aktive Hinausstreben des Affekts ist in sich selbst noch widersprechend, sofern es doch in der blossen inneren Beziehung zum Gegenstand als diesem schon vorausgesetzten stehen bleibt. Es geht also nun seiner Natur nach

fort zur Richtung auf ein erst Angestrebtes, noch nicht Vorhandenes, sondern noch bloss Ideales. Allein es strebt der Natur der Sache nach auch hier wieder zunächst nur das objektive Sein dieses noch nicht Vorhandenen an, erstrebt es also innerlich selbst nur erst in der Form eines ihm Gegebenen, und ist so blosses Begehren oder Wunsch. Denn auch von dem, was durch unsere eigene Thätigkeit erreichbar und nur durch sie zu erreichen ist, erstreben wir doch zunächst sein objektives Sein, und soweit wir hierin noch stehen bleiben, erstreben wir es innerlich selbst noch in der Form eines Gegebenen, rein objektiv an uns Kommenden, nicht selbstthätig zu Verwirklichenden.

Am deutlichsten tritt diese Natur des Begehrens bei dem hervor, was seiner Natur nach Sache des blossen Wunsches bleiben muss, d. h. was ausserhalb unserer eigenen Macht liegt. Nur beschränkt sich, wie oben gesagt, das Wünschen keineswegs bloss auf diess engere Gebiet, sondern ist die nächste natürliche Form auch hinsichtlich des durch Thätigkeit Erreichbaren. Die Sprache aber hat theilweise diese beiden Formen des Wollens in bezeichnender Weise durch entgegengesetzte Construktionsform unterschieden, wie sie denn insbesondre das Fürchten, sofern es auf den blossen Wunsch beschränkt bleiben muss, anders konstruirt als dasjenige, das auf ein vom eigenen Handeln Abhängiges sich bezieht.

Als Hinrichtung auf ein subjektiv Angestrebtes ist das Begehren seiner Natur nach nur noch positiver Art, kann nicht mehr jene doppelte Form haben, wie der blosse Affekt. Nach andrer Seite ausgedrückt heisst diess: das Unterscheiden eines schon vorausgesetzten Objekts als eines für das Ich positiven oder negativen, — diess, was der Affekt noch mit dem Gefühle gemein hat, — verschwindet jetzt in der vollständiger hervortretenden aktiven Hinausrichtung. Denn das Unterscheiden eines Objekts schliesst immer ein verhältnissmässig noch passives Verhältniss zu einem schon Vorausgesetzten in sich, und diess muss also verschwinden, indem die thätige Selbstbestimmung stärker hervortritt. Allein auch das Begehren ist ja nun doch wieder dem Affekt darin gleich, dass es sein Objekt in der Form eines bloss Gegebenen, un-

abhängig an das Subjekt Kommenden anstrebt; und in diesem Sinn bleibt also auch noch die Begierde eine aktiv hingerichtete Unterscheidungsform des angestrebten Objekts, so sehr diess auch verschieden ist von dem Vorstellen des begehrten Objektes selbst nach seinem bestimmten Inhalt. Die Begierde ist noch nicht, wie der eigentliche (handelnde) Wille, ein rein aktives Zurückgehen (so zu sagen Reflektiren) auf sich selbst, d. h. auf die eigene handelnde Thätigkeit.

Das Begehren, wie der blosse Affekt, bezeichnet daher für sich selbst noch die Stufe des bloss natürlichen und sinnlichen, nicht aber sittlichen Bewusstseins. Denn so lange der höchste Zweck noch Gegenstand des blossen Wunsches ist, besteht er noch in einem blossen objektiven Sein und Zustand, nicht aber in der eigenen menschlich sittlichen Selbstbestimmung. Und da ein solcher Zweck auch seiner Natur nach nie vollständig vom eigenen Wollen abhängig werden kann, sondern immer zugleich an unabhängig natürliche Bedingungen gebunden bleibt, so muss er auch immer ein Gegenstand des Wunsches bleiben. Diess aber ist des Geistes, der in der thätigen Selbstbestimmung erst sein wahrhaft angemessenes Verhalten hat, unwürdig.

Eben hieraus erhellt auch, dass auf der Stufe, auf welcher noch das blosse Begehren und Wünschen dem Menschen seinen höchsten Zweck zuweist, noch keine wirkliche Freiheit des Wollens sein kann, sondern nur ein von unfrei natürlichen und selbstischen Motiven abhängiges Hingerichtetsein auf äussere Zustände. Darum wird das blosse Begehren, wo es für sich das Bestimmende bleibt, analog wie der Affekt, zur unfreien Leidenschaft, zum Hang und zur Sucht.

Je mehr nun aber die Begierde in solcher einseitiger Macht hervortritt, desto mehr drängt sich auch hier wieder, wie bei dem Gefühle, die Analogie mit einer natürlichen Grundform auf, die mit der Wärme. Die Begierde, wie der Affekt, der Zorn u. s. w., ist eine Gluth und Hitze und ruft auch körperlich analoge Erscheinungen hervor. So wie nämlich nach dem Früheren die Wärme die von aller individuellen Theilbestimmtheit noch freie und als solche noch ganz nach aussen, in das Ganze hinaus wirkende intensive Einheit des Centrums mit

der Peripherie ist, so ist ja auch das Wollen als geistiges wieder diese von aller individuellen Theilbestimmtheit (Sinnlichkeit) freie und darin aktiv nach aussen gekehrte Beziehungsform und Wirksamkeit des Centrums. Und zwar tritt also, wie wir diess bei dem Gefühle sahen, erst in der geistigen (selbstbewussten) Form des Wollens diese Analogie vollständig hervor. Denn während der sinnliche Trieb noch unmittelbar auf bestimmte Bewegungen, also sinnlich individuelle Theilzustände der motorischen Nerven bezogen ist, so ist die geistige Form des Wollens an sich selbst nur noch diese allgemeine, von aller unmittelbaren individuellen Theilbeziehung freie Form dieser aktiven Hinauskehrung, gerade so wie auch die Wärme (in ihrer ursprünglichen Reinheit gedacht) dieses allem individuellen Theildasein noch ganz entgegengesetzte, nur erst überhaupt intensive Hinauswirken des Centrums ist. Aber während die Wärme also diess noch selbstlos universelle Hinauswirken, selbstlose Einheit mit der Peripherie ist, so ist das geistige Wollen gerade umgekehrt eben wegen seines von aller sinnlich individuellen Theilbeziehung freien Wesens die vollendete Form der Selbstbestimmung; es ist also das vollendete Gegenbild zu dem noch individualitätslosen Wesen der Wärme, analog wie das Gefühl zu dem der Schwere.

Da ferner auch die aktive Hinauskehrung des Wollens auf der organisch chemischen Offenheit des psychischen Organes selbst ruht, so erhellt, dass mit der gesteigerten aktiven Hinauskehrung, die in diesem psychischen Offenheitsverhältnisse eintritt, auch ein gesteigerter organischer Process, so zu sagen eine vom Centrum nach der Peripherie hinausgehende Befeuerung desselben stattfindet, wie sich diess in der Steigerung des Blutumlaufs und der körperlichen Wärmeerscheinungen, sowie der gesteigerten Nervenerregung im Zorn, Eifer und hitziger Begierde zeigt. Und wie die Wärme physisch den individuellen Wärmequell kraft ihrer entgegengesetzten individualitätslosen Natur verzehrt und auflöst, so übt auch die unbefriedigte Unruhe der Begierde, des Zorns u. s. w. infolge ihrer eigenen gesteigerten Processe, wie infolge der begleitenden Gefühlserregungen eine verzehrende Wirkung. Das sittliche Wollen erst, das immer in sich selbst schon seinen

Zweck und seine Befriedigung trägt, gleicht ebendesshalb als diese ruhige Wärme dem nie versiegenden selbstlos universellen Wärmequell und seinem wohlthätigen Wirken; es ist die selbstlos universelle ewige Liebe, während Begierde und Affekt immer auf eine ausser ihnen liegende Setzung der eigenen Ichheit hingehen und so eine ruhelos verzehrende selbstische Gluth sind.

γ. Der handelnde Wille.

79. Das blosse Begehren bleibt für sich selbst noch widersprechend, weil es ein noch nicht Vorhandenes, erst Ideales anstrebt und doch wieder nur erst in der Form eines ihm objektiv Gegebenen. Es muss daher nothwendig sich zu derjenigen aktiven Hinauskehrung vollenden, die auf die eigene selbstthätige Verwirklichung des Angestrebten hingeht, und ist so endlich Wille im vollen Sinn, d. h. Wille zu handeln. In ihm erst ist also das Wollen die volle innerliche Selbstbestimmung, im Gegensatz gegen jene blosse Hinkehrung nach einem Objektiven, in welcher Begierde und Affekt noch bestehen, und doch streift es eben darin auch erst seine blosse subjektive Innerlichkeit ab und tritt in die objektive Wirklichkeit heraus als Handeln. Im handelnden Willen allein als dieser vollen Selbstbestimmung kann daher auch der Geist seinen wahren unbedingten Zweck haben, weil er hierin allein sich als das wahrhaft Beherrschende seines menschlichen Wesens und Daseins setzt. Der handelnde Wille als ein mit dem wahren allgemein menschlichen Inhalt erfüllter, sittlicher, ist sich also der unbedingte innere Selbstzweck, so dass auch nicht der objektive Inhalt dieses Wollens, sondern nur die auf diesen Inhalt gerichtete Selbstbethätigung sich ihr Zweck ist.

Der geistige Willensakt gibt sich nun also selbst seine Ergänzung durch das sinnlich äussere Wollen, d. h. durch die Selbstbewegung. Allein wie diese letztere dem Früheren zufolge für sich selbst noch rein blind und bewusstlos wäre, ohne die ergänzende sensible Unterscheidung, so analog auch der blosse Wille. In dem Sinne, wie der blosse sinnliche Trieb, ist er es freilich nicht mehr, er trägt ja als Akt des geistigen, vom ganzen Nerven- und sinnlichen Gehirnleben ge-

schiedenen Organes den allgemeinen Charakter des Selbstbewusstseins, d. h. der unsinnlichen inneren Selbstunterscheidung an sich. Allein doch ist auch in ihm jene Unterscheidungsform eines Objekts, wie sie verhältnissmässig noch in der Begierde stattfindet und wie sie noch mehr im Gefühl und Affekte vorhanden war, jetzt ganz untergegangen im unbedingt selbstthätigen Verhalten der reinen Selbstbestimmung. Der handelnde Wille erst als reine Selbstbestimmung ist also in diesem Sinne wieder ganz blind, d. h. nur auf das eigene Subjekt gerichtet, und muss sich ebendesshalb, wie wir sehen werden, erst ergänzen und vollenden durch das ganz entgegengesetzte Verhalten, durch die volle denkende Unterscheidung des Gewollten, sowie der dasselbe bedingenden objektiven Wirklichkeit.

Im Willen als handelnder Selbstbestimmung tritt nun also erst der freie Akt ganz hervor, der im Gefühl, so wie noch im Affekt und Begehren, nur erst in einer noch unentwickelteren Form miteingeschlossen ist. Aber diese Freiheit des Willens schliesst unmittelbar in ihrem eigenen Begriffe auch die entgegengesetzte Seite, die der geistig psychologischen Nothwendigkeit, mit der sie sich bestimmt, sowie insbesondere die Unfreiheit des unmittelbar natürlichen Willens in sich. Denn eben das, was den geistigen Charakter des Willens ausmacht, dass er reine von aller unmittelbar besonderen Theilbeziehung (Nervenbeziehung) geschiedene Form der Selbstbestimmung ist, schliesst auch in sich, dass er seinen Inhalt nicht aus sich als dieser inhaltsleeren Form entnehmen kann, sondern ihn mit Nothwendigkeit aus dem anderweitigen bestimmten Inhalt seines persönlichen Wesens, also entweder aus seinem unmittelbar natürlichen Wesen und Bewusstsein, oder in höherer Form aus seinem sittlichen Bildungszustande entnimmt und also diesem gemäss sich bestimmt.

Die psychologische Willensfreiheit oder Wahlfreiheit lässt sich also nicht so auffassen, als wäre sie in jedem Augenblicke eine volle reale Möglichkeit zu ganz Entgegengesetztem. Ein solcher Begriff einer vollen und wahrhaften Möglichkeit, die doch nicht zur Nothwendigkeit und Wirklichkeit würde, ist schon logisch widersinnig und ein unmittelbarer Wider-

spruch gegen die Denkgesetze, kraft deren alles und jedes Sein auch unter den Begriff des Nothwendigen fallen muss und die Möglichkeit nur in ihrem relativen Sinne, sofern bei ihr noch nicht die Gesammtheit aller Bedingungen berücksichtigt ist, ein Gegensatz gegen die Nothwendigkeit sein kann. Der scheinbare Mittelweg aber, dass dem Willen bei der einzelnen Handlung zwar das Eine leichter sei, als das Andre, dass er aber durch eine grössere Kraftanstrengung auch das Letztere könne, schliesst nur eine unklare Täuschung in sich, da jene sogenannte Kraftanstrengung nicht aus der leeren Willensfreiheit selbst kommen kann, sondern wieder auf der Macht eines Motivs, sei es nun eines sittlichen oder einer energischeren Naturanlage u. s. w. beruht. Allein die Nothwendigkeit, mit welcher der Wille von der Gesammtheit seiner bestimmten persönlichen Verhältnisse aus sich zu der einzelnen Handlung bestimmt, ist freilich weder eine physische Naturnothwendigkeit, noch eine sinnlich thierische, sondern nur eine geistig psychologische und moralische, sofern darin der unsinnlich geistige und von allem Thierischen qualitativ verschiedene Akt der Selbstbestimmung durchaus bestehen bleibt, und jene Nothwendigkeit nur in der logischen Gesetzmässigkeit liegt, mit welcher das Selbstbewusstsein der ganzen übrigen Bestimmtheit seines persönlichen Wesens zufolge diess oder jenes will.

Einen solchen Begriff der Willensfreiheit hat auch von jeher das tiefere religiöse Bewusstsein ausgesprochen, indem es keine unmittelbar natürliche, d. h. bloss im psychologischen Wesen des Willens liegende Freiheit anerkennt, kraft deren derselbe auch zum Guten fähig wäre, sondern den blossen unmittelbaren Willen selbst als eine unfreie Knechtschaft unter die selbstisch natürlichen Antriebe fasst und erst in der religiössittlichen Wahrheit selbst eine befreiende Macht erkennt, die über alle jene Antriebe zu erheben vermag.

Auch die sittliche Werthschätzung wird durch jene geistig psychologische Nothwendigkeit der einzelnen Handlung nicht aufgehoben, sondern erst vollkommen bekräftigt. Denn ausserdem dass das geistige Wesen des einzelnen Aktes hiebei vollkommen bestehen bleibt, zeigt sich ja so erst in der einzelnen Handlung eine beherrschende Macht der ganzen Gesinnung, sei es

nach der guten oder schlechten Seite hin, während die volle Möglichkeit, in jedem Augenblick in ganz entgegengesetzter Weise zu handeln, eben mit dieser tief gewurzelten Macht der Gesinnung ganz unvereinbar wäre. Auch die juridische Zurechnung und Strafbarkeit wird eben dadurch erst in vollem Sinne begründet, dass in der einzelnen Handlung diese bewusste und überdachte Charaktergesinnung sich zeigt, deren Bethätigung der Staat seinerseits, um das Recht aufrecht zu erhalten, an der Person des Thäters negiren muss. Und nur die Trübung des klaren Bewusstseins durch die Macht des Affekts kann die Zurechnungsfähigkeit vermindern, obwohl auch eine solche Macht des Affektes wieder etwas relativ Strafbares (dem rechtlich vernünftigen Handeln Zuwiderlaufendes) hat.

Nur das ist, ganz in Uebereinstimmung mit dem tieferen religiösen Bewusstsein, durch jene psychologische Nothwendigkeit des Wollens und Handelns ausgeschlossen, dass es ein ursprüngliches Verdienst des Einzelnen selbst wäre, wenn er besser ist als Andere. Sondern so gewiss auch der volle sittliche Werth dieses seines Wollens bleibt und auch das anzuerkennen ist, dass er durch sein Wollen und Handeln selbst sich im Guten noch befestigt hat, so verdankt er doch seinen sittlichen Vorzug dem letzten Grunde nach nur entweder der genügenderen sittlichen Bildung, die er erhalten hat, oder dem Umstand, dass diese sittliche Bildung bei ihm nicht einen so schweren Kampf gegen einseitige Naturanlagen oder gegen besondre Versuchungen durch die Verhältnisse zu bestehen hatte. Denn so sehr auch die sittliche Bestimmung ihrem Begriffe nach ein jedem andern Motive unbedingt überlegenes ist, da sie allein die wahrhaft geistige und unendliche, von allen äusserlichen und endlichen Bedingungen unabhängige Versöhnung des Menschen in sich schliesst, und so gewiss also jeder Mensch seinem Wesen nach dieser wahren geistigen Freiheit fähig sein muss, so ist doch theils eine grosse Ungleichheit der Naturanlagen da, durch welche dem Einzelnen der sittliche Kampf mit den Naturtrieben mehr oder weniger erschwert wird, theils ist, ausser den grossen Unterschieden der sittlichen Erziehung und Heranbildung selbst, auch die

Versuchung durch die äusseren Verhältnisse eine ganz ungleiche. Und so ist also die Schlechtigkeit des Einzelnen, so sehr sie sein geistiger Akt bleibt und als solcher ihre ganze Verwerflichkeit behält, doch immer zugleich auch eine Schuld der Gemeinschaft, die auf ihn keine genügende sittliche Einwirkung geübt hat.

Der handelnde Wille ist nun also als reine Selbstbestimmung auf die eigene subjektive Bethätigung in der äusseren Wirklichkeit gerichtet; allein eben hierin geht er sachlich auf ein Objektives, von seinem subjektiv innerlichen Akt Verschiedenes. So sehr also in ihm die geöffnete Hinausbeziehung des Selbstbewusstseins diesen subjektiv unbedingten und rein aktiven Charakter erhalten hat, so muss er doch ebendesshalb im Gegensatz hiezu übergehen in die selbstbewusst auffassende und empfängliche Beziehung auf die gewollte objektive Bethätigung, d. h. er verwirklicht und ergänzt sich selbst erst im Denken des Gewollten und der für dasselbe bedingenden objektiven Wirklichkeit, auf die er einwirken will. So geht der für sich selbst noch blinde Wille auf analoge Weise in das Denken über, wie der sinnliche Trieb in die Sinnesauffassung, mittelst welcher er sich vollzieht. Allein als Denken des Gewollten geht das Selbstbewusstsein auch in seinem Vorstellen noch selbstthätig auf einen bestimmten Stoff und Inhalt hin, ist selbst noch eine hervorbringende (schaffende) Richtung auf einen solchen, und ist so noch nicht Denken im eigentlichen (rein auffassenden) Sinne, sondern Phantasie.

3. Das selbstbewusste Vorstellen oder Denken.

a. Die Phantasie.

80. Mit der Phantasie erst wird das Selbstbewusstsein Unterscheidung eines objektiven Inhalts, vorstellende Thätigkeit. Und zwar ist es für den Unterschied des Selbstbewusstseins von der Stufe des sinnlichen Bewusstseins durchaus charakteristisch, dass in ihm gerade umgekehrt die noch subjektiv schaffende, selbstthätig hervorbringende Form des Vorstellens, die Phantasie, die frühere und noch unent-

wickeltere ist, dagegen die rein auffassende, empfänglich verarbeitende, das eigentliche Denken, erst die zweite, während im sinnlichen Bewusstsein die noch unmittelbar auffassende Form, die Wahrnehmung, das Erste und Niedrere, die subjektiv schaffende Form aber, die Einbildungskraft, das Zweite und Freiere ist. Dieses ganz entgegengesetzte Verhältniss beruht eben darauf, dass das Selbstbewusstsein nicht mehr, wie das sinnliche Bewusstsein, einen unmittelbar gegebenen aus den Nervenbeziehungen (Sinnesempfindungen) stammenden Inhalt hat, sondern als inhaltslose, von der unmittelbaren Rückbeziehung auf das Nervenleben (oder Theilleben) geschiedene Unterscheidungsform erst kraft der eigenen freien Selbstthätigkeit zur Unterscheidung eines objektiven Inhalts werden kann. Eben darum ist die nächste und erste Form derselben die noch subjektiv, vom Wollen aus bestimmte, also von sich aus einen stofflichen Inhalt setzende Phantasiethätigkeit; und erst durch eine noch vollendetere Selbstthätigkeit muss sich der Geist zu der von ihrem Inhalt ganz geschiedenen rein empfänglichen Auffassungsform (dem eigentlichen Denken) öffnen.

Diese vorstellende Phantasiethätigkeit hat nun mit dem Gefühle das gemeinsam, dass sie auch empfängliches Unterscheiden ist, aber freilich nicht, wie das Gefühl, blosse subjektive Unterscheidungsform der Bejahung oder Negirung des eigenen empfänglichen Subjekts, sondern Unterscheidung eines faktisch einwirkenden objektiven Bewusstseinsinhalts, der im selbstbewussten Vorstellen freilich nicht mehr eine unmittelbar aus dem Nervenleben kommende Einwirkung sein kann, sondern jedenfalls nur ein durch das sinnliche Bewusstsein vermittelter oder auch schon aus dem selbstbewusst geistigen Leben entnommener ist, also schon seinem objektiven Wesen nach nur noch ein Bewusstseinsinhalt. Als selbstthätiges Vorstellen dieses auf die eigene Empfänglichkeit einwirkenden Inhalts ist also schon die Phantasie (wie noch mehr das eigentliche Denken) im Vergleich mit dem Gefühl ebenso vollständigere objektive Empfänglichkeit, wie andererseits entwickeltere freie Selbstthätigkeit. Während im Gefühl die passive Empfänglichkeit und wiederum der subjektive Akt der Selbstunterscheidung noch unmittelbar und ungeschieden in einander

liegen, und also noch keines von beiden zu seiner vollen geschiedenen Wirkliehkeit kommt, sind im selbstbewussten Vorstellen erst beide Seiten geschieden auseinandergetreten und ebendamit beide vollständiger verwirklicht. Der freie Akt ist es, der sieh in die auffassende Empfängliehkeit für den bestimmten Inhalt hingibt.

Allein die Phantasie ist nun doch noch nieht rein empfängliche Auffassungsform eines schon anderweitig vorausgesetzten Inhalts und Objekts, sondern ist noch unmittelbar selbstthätig hervorbringende Vorstellung ihres Inhalts, ist subjektiv schaffend auf ihn hingeriehtet. In diesem ihrem allgemeinen Grundeharakter zeigt sie ihren Zusammenhang mit dem Wollen und Gemüth, daher aueh die Spraehe ihr noeh analoge Prädikate beilegt, wie dem Wollen, und von Gluth und Feuer der Phantasie, z. B. auch noeh der künstlerischen spricht, im Gegensatz zur ruhigen Kälte des Verstandes und der Vernunft, die nicht mehr jenes schaffende Interesse am Stoffe selbst haben, sondern rein als auffassende Form dem sehon vorausgesetzten Inhalt gegenübertreten. Das Material freilieh zu dem von ihr hervorgebraehten Inhalte ist auch der Phantasie schon gegeben, theils aus dem sinnliehen Bewusstsein, theils aus dem eigenen Erfahrungsinhalte des selbstbewusst geistigen Lebens. Allein desshalb besteht doeh ihr Unterschied vom Denken im engeren Sinne eben in jener noch stofflich hervorbringenden Richtung, und ebendarum ist sie noeh keine so entwiekelte Form des Selbstbewusstseins, wie das eigentliche Denken. Denn wenn aueh ihr selbstthätig sehaffendes Verhalten ein höheres und freieres seheinen könnte, als das nur empfänglich auffassende und verarbeitende Denken, so ist sie doch vielmehr eben in dieser selbstthätig hervorbringenden Richtung noch unmittelbar mit ihrem Stoffe verflochten, noch von sich aus in ihn versenkt, während das eigentliehe Denken erst als rein geschiedene Auffassungsform sich ihm gegenübergestellt und von ihm abgelöst hat und darum aueh, wie wir sehen werden, eine selbstthätigere geistige Arbeit ist, indem es die Verhältnisse des Gegenstandes gemäss seiner eigenen logischen Gesetzmässigkeit auffasst und in dieser Weise verarbeitet.

Die Phantasie ist also gegenüber vom eigentlichen Denken nur in dem Sinne eine aktivere Form, wie diess auch vom Willen gilt. Auch der Wille, obgleich er allein die volle Selbstbestimmung ist, ist doch eben hierin unmittelbar in diese seine aktive Hinauskehrung versenkt und so verhältnissmässig noch blind, er tritt noch nicht, wie das Denken, als das vollendete Selbstbewusstsein dem Objekt gegenüber, ist noch nicht diese bewussteste und vollendetste Abscheidung von ihm. Und Analoges gilt von der noch unmittelbar in ihren stofflichen Inhalt versenkten und mit ihm verflochtenen Phantasiethätigkeit. Auch sie ist ja ebendesshalb noch blind gegenüber von der Wirklichkeit, die erst vom Denken, diesem vollendeten Selbstbewusstsein, aufgefasst wird. Dieser noch niedrere und unentwickeltere Charakter der blossen Phantasiethätigkeit zeigt sich daher auch noch in ihrem Verhältniss zur sinnlichen Einbildungskraft, an die sie noch in einer Weise gebunden ist, die dem eigentlichen Denken fremd ist.

Sofern nämlich die Phantasie unbeschadet ihres selbstbewusst geistigen Wesens doch an einem mannigfachen sinnlichen Inhalt das Material ihres selbstthätig kombinirenden Vorstellens hat, so dient ihr hiebei die sinnliche Einbildungskraft als Organ, so dass nun der für sich selbst bloss sinnliche und einzelne Inhalt derselben zu einem blossen Mittel und Ausdrucke eines Geistigen wird, wie z. B. insbesondere die Phantasie des bildenden Künstlers die sinnliche Gestalt zur Erscheinung eines Geistigen macht. Allein dass unmittelbar so die sinnliche Einbildungskraft als Organ dient, ist nur das erste und nächste Verhältniss. Denn da die Phantasie als diese unsinnlich geistige Unterscheidungsform über den mannigfachen Einzelbildern des blossen sinnlichen Bewusstseins steht, so wird sie ihrer Natur zufolge des Gemeinsamen in den verschiedenen Bildern und Wahrnehmungen und in deren Verhältnissen bewusst, und hebt es so für sich heraus als allgemeine Vorstellung, während, wie wir sahen, die sinnliche Erinnerung selbst hiezu noch nicht fähig ist. Allein indem so die Phantasie zu einer Welt allgemeiner Vorstellungen wird, muss sie, um diese selbständig für sich festzuhalten und zum Gegenstand ihrer Thätigkeit zu machen, sie mittelst

eines selbstthätig gesehaffenen Zeichens fixiren, und schafft so die Spraehe als natürliches subjektives Organ ihrer selbst.

81. Dass gerade der Spraehlaut zum Zeichen der allgemeinen Vorstellung wird, hat freilich zugleieh im Bedürfniss der Mittheilung und des geistigen Verkehrs seinen Grund. Allein aueh ohne diesen ist schon für die geistige Vorstellung ein solches Zeiehen Bedürfniss, und ebenso ist es natürlieh, dass ein solches im Wesen des geistigen Vorstellens begründetes Bedürfniss aueh unmittelbar durch eine specifische Thätigkeit des menschlichen Organismus, nicht erst durch etwas objektiv Vermitteltes (dergleichen dann Sehrift und Bild ist) sich verwirklieht. Die Anthropologie (in ihrem früher bezeichneten engeren Sinne) hat hiebei in Betreff der Anlage des menschliehen Kehlkopfs und der Zunge, sowie der allgemeineren Voraussetzungen der Spraehe, zu denen schon der aufrechte Gang gehört, das Nöthige zu ergänzen.

Als sprachschaffendes Denken bildet also die Phantasie eine zweite höhere Stufe gegenüber von jener, die noch unmittelbar an der sinnlichen Einbildungskraft ihr Organ hat. Als sprachbildende erst erhebt sie ihren Inhalt in eine ganz und specifisch ihr entsprechende Form, und ist nieht mehr so auf das bloss Stoffliche ihres Inhalts, sondern schon auf seine gedankenmässige Form, die der fixirten Allgemeinheit, gerichtet, obwohl sie aueh dabei noch auf den stofflichen Inhalt geht, nicht, wie das Denken im engeren Sinne, auf die blosse Verarbeitung dieses Inhalts.

Zugleich ist nun aber in der Spraehe auch eine ganz andre Seite des Denkens thätig, als diese hervorbringende, nämlieh seine von einem früheren Inhalt her so und so bestimmte Empfänglichkeit, kraft der es das im Sinnlichen und Einzelnen wiederkehrende Allgemeine und das einmal feststehende Sprachzeichen dafür festhält; und hierin ist es also Gedächtniss, denkende Form der Erinnerung im Gegensatz gegen die bloss sinnliche.

Diese naehhaltige Empfänglichkeit des Denkens wird nun um so friseher und aufnahmsfähiger sein, je weniger sie von früher her sehon durch eine Masse objektiven Inhalts bestimmt ist und so gegen die Einwirkung des Neuen abgestumpft ist.

Ebenso wird die receptive Empfänglichkeit da relativ stärker sein, wo sie durch die eigene selbständige Arbeit des Denkens und den von ihr gewonnenen Inhalt noch nicht so beschränkt ist. Diess Alles gilt also besonders für die Jugend, in der, wie wir später sehen werden, auch noch von der organischen Entwicklung her die Empfänglichkeit nach aussen stärker ist. Andererseits folgt nun aber aus einer besonderen Stärke des Gedächtnisses keineswegs ein Mangel an selbständiger Kraft des Denkens, der Urtheilskraft u. s. w. Vielmehr muss eine hervorragende Kraft des Denkens immer auch nach jener Seite eine verhältnissmässig umfassende Empfänglichkeit in sich schliessen, kann also wenigstens der ursprünglichen Anlage nach nicht mit Schwäche des Gedächtnisses verbunden sein, da ja das Denken überhaupt empfänglich auffassende Thätigkeit ist. Und wiederum kann das Gedächtniss durch die begreifende Selbstthätigkeit des Denkens auch unterstützt werden, indem das gesetzmässig Begriffene zu einem ganz andern festeren Eigenthum wird, als das bloss passiv Aufgenommene und Unverarbeitete. Und endlich ist das Gedächtniss auch der selbstthätigen Uebung und Stärkung fähig, indem durch die Thätigkeit des denkenden Aufnehmens und Zusammenfassens eines mannigfachen Inhalts auch eine grössere Fertigkeit darin erworben wird.

Daraus erhellt nun freilich, dass das Gedächtniss in seinem weiteren Sinne verschiedenen Stufen des Denkens angehört. Sofern es zunächst nur als empfängliche Bestimmtheit durch den von früher erhaltenen Stoff gedacht ist, gehört es noch mit der Phantasie zusammen, als passive Gegenseite zur stofflich hervorbringenden Thätigkeit dieser. Etwas wesentlich Anderes dagegen ist es als Aufbewahrung des selbstthätig *Begriffenen* und *Erkannten*, worin es nichts Anderes als die Nachwirkung und Wiederholung der früheren Verstandes- und Vernunftthätigkeit ist, was wir freilich ebendesshalb nicht mehr zum *blossen* Gedächtniss rechnen.

Sind die bisher erörterten Seiten der Phantasie, vor Allem auch ihre sprachschaffende Thätigkeit, solche, die unmittelbar zu ihrem subjektiven psychologischen Wesen mitgehören, so gilt diess dagegen *nicht* mehr von einem andern Verhalten

derselben, das schon einem bestimmten objektiven Geistesgebiete angehört, dem ästhetischen. Und nur sofern dasselbe doch unmittelbar aus jenem psychologischen Begriffe der Phantasie sich erklärt, und die geistig menschliche Natur dadurch in noch helleres Licht tritt, kann auch hievon kurz die Rede sein. Indem nämlich die Phantasie als unsinnliche Einheit und Unterscheidungsform über der Mannigfaltigkeit individueller sinnlicher Theilerscheinung steht, an der sie (vom sinnlichen Bewusstsein her) ihr Objekt hat, so findet sie ebendamit auch in dieser Erscheinung nur dann ein jener geistigen Einheit entsprechendes und für sie befriedigendes Verhältniss, wenn ihr auch jene individuelle und mannigfache Erscheinung der Theile durch eine über ihr stehende, von aller unmittelbaren Theilbestimmtheit freie Einheit des Ganzen beherrscht und durchdrungen erscheint. Nur eine solche Erscheinungsform ist schön, wie wir diess schon früher von der menschlichen Gestalt im Gegensatz zur thierischen sahen*).

Das Verhalten aber, zufolge dessen sich die Phantasie auf diese gegenständliche Weise in der sinnlichen Theilerscheinung selbst als freie und beherrschende Einheit derselben wieder zu finden strebt, heissen wir ästhetisches, und die Thätigkeit, die eine solche Erscheinungsform schafft, die künstlerische. Das ästhetische Interesse geht hienach rein auf die sinnliche Erscheinungsform; aber da diese Form selbst eben darin besteht, dass eine von aller unmittelbar besonderen Theilbe-

*) Auch die blosse Natur aber, die Landschaft u. s. w., ist nur da schön, wo sie uns ein analoges Verhältniss der Theile zur Einheit ihres Ganzen darstellt; und zwar ist sie es dann, ohne dass erst eine Symbolik und Hineinlegung von Psychischem hinzukommt, so sehr auch diese zufolge der Natur jenes Verhältnisses sich daran knüpfen kann. Die Möglichkeit eines solchen Erscheinungsverhältnisses aber erhellt aus unserem ganzen Grundbegriffe der Naturentwicklung, da ja in dieser noch vor der individuellen Theilentwicklung die innerlich beherrschende Einheit der Theile vorausgeht, und so jenes obige Verhältniss beider Seiten in mannigfachen Formen erscheinen kann, wenn auch in der blossen Natur nur erst in relativer Weise. Auf gleichem Grunde ruht ja auch die Zweckmässigkeit in der Naturentwicklung (worüber noch kurz weiter unten).

stimmtheit freie Einheit des Ganzen, ein frei über der Peripherie stehendes Centrum, deren mannigfache Theilerscheinungen durchdrungen und gestaltet zu haben scheint, so ist sie ihrer Natur nach nicht ohne diesen inneren Gehalt (der, wie aus allem Früheren erhellt, auf das allgemeine Ziel der ganzen Naturentwicklung hinweist), im höchsten und vollendeten Sinne also nicht ohne den sittlichen, in welchem ja erst die wahrhaft freie und geschiedene Einigung mit dem sinnlich Natürlichen liegt.

β. Das Denken im engeren Sinne.

82. Während die Phantasie dem Willen analog noch unmittelbar von sich aus auf einen bestimmten Inhalt geht und demselben seine Zusammenhangsform und Verknüpfung gibt, so vollendet sich dagegen diess immer noch einseitig subjektive und gegen die bedingende Wirklichkeit blinde Verhalten zur rein objektiven empfänglich thätigen Auffassung des schon vorausgesetzten und gegenständlich bedingenden Inhalts der Dinge, und wird so erst Denken im engeren Sinne. Die empfänglich auffassende Thätigkeit tritt jetzt als reine Auffassungsform, geschieden von allem Inhalt, diesem als einem objektiv vorausgesetzten gegenüber, indem die geistige Selbstthätigkeit diese ihre entgegengesetzte empfänglich offene Seite nicht mehr unmittelbar von sich aus in der Hinrichtung auf einen bestimmten stofflichen Inhalt gefangen hält, sondern sie rein und geschieden für sich wirken lässt und nur noch soweit sie bestimmt, als sie dieselbe auf diesen oder jenen objektiv vorausgesetzten Inhalt hinrichtet. Denken im eigentlichen Sinne heisst also: kraft der eigenen Selbstthätigkeit seine reine und geschiedene Unterscheidungsform auf einen objektiven Inhalt als vorausgesetzten hinrichten. Und so ist das Denken zu gleicher Zeit die bewussteste Unterscheidung des Objekts als dieses Andern, und wiederum des eigenen Subjekts. Zugleich beruht auf dieser selbständigen Abscheidung der reinen Empfänglichkeitsform die Ruhe und Kälte des Denkens, durch die es sich von der Gluth der Phantasie und des Wollens so scharf unterscheidet.

Allein im Denken selbst ist nun wieder die erste Form,

dass es unmittelbar in die Auffassung des vorausgesetzten Inhalts selbst, in die Unterscheidung seiner verschiedenen Seiten und Verhältnisse versenkt ist. Als dieses blosse Auffassen und Verstehen des empirisch vorausgesetzten Inhalts selbst ist es also blosser Verstand im engeren Sinn, der insoweit dieses Versenktsein in den unmittelbaren Stoff wieder mit der Phantasie gemein hat, obwohl er nicht wie diese selbstthätig schaffende Verknüpfung desselben, sondern reine Auffassung des objektiv gegebenen Zusammenhanges ist.

Allein über diese blosse Auffassung des unmittelbaren Inhaltes selbst erhebt sich nun das Denken zur selbstthätig logischen Vergleichung seiner gegebenen Seiten und Verhältnisse in Hinsicht auf ihre Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung. Es urtheilt so über ihre in sich zusammenstimmende widerspruchslose Wahrheit, über die Zweckmässigkeit, Güte u. s. w.; denn überall handelt es sich bei diesem Urtheilen um ein Vergleichen verschiedener Seiten am gegebenen Gegenstande in Hinsicht auf ihre gegenseitige Zusammenstimmung. In dieser Thätigkeit der auffassenden Urtheilskraft ist der Sache nach bereits die eigene Gesetzmässigkeit des Denkens thätig; allein sie tritt noch nicht selbständig und bewusst für sich hervor, sondern sie ist noch dem Verstande analog in die unmittelbare vergleichende Auffassung des besonderen Gegenstandes selbst versenkt.

Das Letzte ist daher, dass die eigene logische Gesetzmässigkeit des Denkens, die, wie die Logik zu zeigen hat, eben in der empfänglichen Bedingtheit seiner Auffassung durch das Objekt beruht, für sich dem vorausgesetzten objektiven Inhalt gegenübertritt, ihr eigenes logisches Gesetz in bewusster Weise auf jenen Inhalt anwendet; und so ist sie Vernunft, wie denn, um ein noch ganz einfaches Beispiel zu brauchen, der Satz, dass irgend welche scheinbar unerklärliche Erscheinung dennoch ihren zureichenden natürlichen Grund haben müsse, ein Satz der Vernunft ist. Aber eben indem so die eigene und in der Auffassungsform des Denkens liegende Gesetzmässigkeit für sich dem objektiven Inhalt gegenübertritt, beschränkt sie sich auch nicht mehr auf die Auffassung und Beurtheilung eines unmittelbar gegebenen be-

sonderen Inhaltes, sondern geht auf die innerlich gesetzmässigen Verhältnisse des Ganzen. Diess allein ist der richtige psychologische Begriff der Vernunft, der ganz an das Wesen und Verhalten des denkenden Subjekts sich knüpft, während eine andere Definition, wornach sie auf das Unendliche und Uebersinnliche als den allgemeinen Grund der Dinge gehen soll, nicht mehr rein psychologisch ist, sondern unrichtiger Weise schon von einem bestimmten objektiven Gebiete des Denkens ausgeht. Sachlich hängt freilich diese letztere Definition der Vernunft mit der oben gegebenen zusammen. Denn die vollendete Anwendung der logischen Gesetzmässigkeit besteht eben darin, dass die Wirklichkeit überhaupt als eine solche gesetzt und begriffen wird, die dem Gesetze der Identität gemäss in sich selbst ihre Bestimmtheit trage, also in sich selbst ihren unbedingten inneren Grund habe. Und darin besteht die Aufgabe der Wissenschaft schlechthin, welche ihrer Natur nach über das bloss Empirische hinausgeht.

In der Vernunft hat demgemäss das allgemeine Bewusstsein von jeher mit Recht den wesentlichsten Vorzug des Menschen vor dem Thiere erkannt. Denn auch der Wille wird erst durch die Vernunft zum menschlich sittlichen und freien; überhaupt durch sie erst wird der Mensch das, was wir schon früher als seinen Grundunterschied vom Thiere hervorhoben, universelles, über das eigene Einzeldasein und Theilleben erhabenes Bewusstsein. Mit dem blossen Gefühl und Wollen bliebe er ungeachtet ihrer geistigen Form doch noch ganz auf seinen selbstischen Einzelzweck und sein Einzelbewusstsein beschränkt; mit dem Denken erst erhebt er sich darüber. Und zwar ist es nicht die blosse Vernunft im weiteren Sinne, sondern im oben bezeichneten engeren, durch welche das wahrhaft universelle Bewusstsein wird. Denn jene andern Formen des Denkens bleiben für sich noch in das blosse Reich des empirisch Gegebenen und Besonderen, so umfassend es auch sein mag, versenkt. Erst indem die eigene gesetzmässige Form des Denkens für sich den Dingen gegenübertritt und ihr Gesetz auf dieselben anwendet, erheben wir uns zum Gedanken der Wirklichkeit schlechtweg, zu dem eines über alles Empirische hinausreichenden Gesetzes des Ganzen

(oder Universums) und eines höchsten in sich selbst zureichenden Grundes desselben. In der Vernunft erst hat das Centrum sich von der Peripherie und seiner Empfänglichkeit für dieselbe ebenso ganz geschieden, sich über allen unmittelbar besonderen Theilinhalt derselben (womit Verstand und Urtheilskraft noch zu thun haben) erhoben, wie es gerade darin sich erst ganz für sie geöffnet hat, sie in ihrer Gesammtheit nach ihrem letzten Grunde und ihrem letzten Ziel denkt. Die Vernunft erst als diese geschiedenste Centrumsthätigkeit ist auch die volle Verinnerlichung des Universums.

Zugleich erweist sich das Denken ebendamit als die Vollendung des natürlichen Entwicklungsganges und als das vollständigste Gegenbild des Anfanges. Denn während die erste Grundbestimmung des Realen (in Zeit und Raum) noch nichts als der reine Unterschied selbst ist, so ist dagegen das Ende der ganzen Entwicklung, das Denken, das reine Unterscheiden, d. h. Centrum und Einheit als rein geschiedene innere Zusammenfassung des gesammten Unterschieds. Und zwar ist nach dem Früheren eben die Ausdehnung selbst, weil sie nur in stetig fliessender Weise als Zusammen Realität ist, auch unmittelbar innere Zusammenfassung und Hinentwicklung zum Denken. Ebenso erscheint jetzt das Denken in seiner vollen natürlichen Analogie mit dem Licht, so wie früher Gefühl und Wollen mit der Schwere und der Wärme. Denn wie es im Lichte das für sich geschiedene und entfernte Wesen des Centrums ist, das als ein aller individuellen Theilbestimmtheit noch entgegengesetztes, universelles zugleich diese hereinscheinende intensive Einheit mit der ganzen Peripherie ist, so ist auch wieder das Denken eben als diess ganz geschieden der Peripherie gegenübertretende, nicht nur von aller individuellen (sinnlichen) Theilbestimmtheit freie, sondern auch aller blossen Gefühlsempfänglichkeit und aller wollenden Hinausbeziehung entgegengesetzte Centrum zugleich die alles durchdringende und für Alles offene Klarheit. Aber während das Licht zugleich noch auf der unmittelbaren und individualitätslosen inneren Einheit des Centrums mit der Peripherie beruht, so ist es im Denken gerade umgekehrt erst die von aller sinnlich individuellen Theilbestimmt-

heit des peripherischen Lebens (Nervenlebens) vollständig geschiedene Offenheit des Centrums, die als diese vollendete und in sich bleibende Selbständigkeit zugleich die universelle innerliche Durchdringung und Durchleuchtung des Alls ist.

Je mehr nun aber diess geschiedene und reine sich Oeffnen der denkenden Empfänglichkeitsform nur kraft der freien Thätigkeit des Geistesorgans möglich ist, desto mehr schliesst es auch eine physisch-organische Arbeit desselben, eine selbstthätige und durch chemische Processe vermittelte Steigerung seines organischen Offenheitsverhältnisses in sich. In seinem blossen unmittelbar natürlichen und leidentlichen Offenheitsverhältniss, im Gefühl, hat es ja seinem organisch psychischen Verhältniss zufolge noch gar keinen objektiven Inhalt. Erst durch sein selbstthätig geöffnetes sich Hinrichten auf einen solchen erhält es objektiven Inhalt; und da diess geistige sich Oeffnen nur in und mit dem organisch physischen Offenheitsverhältnisse sich vollzieht, so muss also eben die vollste Denkthätigkeit auch die vollste Arbeit des Organs in sich schliessen, die als zehrender Process gleich physischer Arbeit Hunger u. s. w hervorruft*). Wer dagegen noch überwiegend

*) Da dieser Process die selbstthätigste innere Arbeit des Organismus ist, so wird er sich seiner Natur nach auch vorzugsweise auf die Organstheile beziehen, die ihrer stofflichen Zusammensetzung nach der selbständigeren und mehr innerlich vermittelten Seite des Stoffwechsels angehören, und diess sind dem Früheren zufolge die stickstoffhaltigen. Da nun also im Geistesorgan ein specifischer Verbrauch dieser stattfindet, so wird auch von organischer Seite für die Förderung dieser Seite des Processes specifisch gesorgt sein. Und wenn nach Früherem überhaupt zugleich mit der stärkeren Bedeutung des Stickstoffs und des ihn angehenden Processes auch Phosphor und Schwefel als begleitende und fördernde Elemente hervortreten, so erscheint es jetzt als natürlich, wenn in specifischer Weise im Gehirne und Geistesorgan auch jenes Element sich findet, das seiner Natur nach in besonderer Weise den oxydirenden Proeess der stickstoffhaltigen Theile zu fördern geeignet ist, nämlich der Phosphor (als phosphorhaltiges Fett), und wenn insbesondere eben im erwachsenen und gereiften Alter, wo die selbständige Denkthätigkeit am kräftigsten ist, auch jener Gehalt an phosphorhaltigem Fett am stärksten ist, in der Kindheit dagegen noch schwächer. Freilich, die genauere und verwickelte Natur jenes stofflichen Processes ist damit noch nicht erkannt, aber doch der wesentliche Zusammenhang dieses

in Gefühlen oder auch Phantasien lebt, der arbeitet nicht geistig; denn auch die Phantasiethätigkeit ist noch keine solche Arbeit, desshalb weil sie noch in unmittelbar subjektiver Weise von sich aus auf einen Inhalt geht, einen solchen, wenn wir so sagen wollen, (dem Willen analog) anstrebt, nicht aber in wirklicher Arbeit sich zur reinen Empfänglichkeit für einen objektiv bestehenden Inhalt öffnet. Selbst die künstlerische Phantasie, die doch als die höchste Form der geistigen Phantasiethätigkeit gelten muss, hat daher, je mehr sie eine echt künsterische ist, diesen Charakter der mühelosen, gleich einer unmittelbaren Naturmacht wirkenden Begeisterung, während das wissenschaftliche Genie zwar auch mit einer in seiner Anlage liegenden Naturmacht wirkt, aber darin doch in ganz anderer Weise Gedankenarbeit bleibt, daher auch seine Denkthätigkeit in entsprechender Weise von Andern nachgedacht werden kann, während die dichterische und künstlerische Phantasiethätigkeit nichts in ähnlicher Weise durch Andere wiederholbares ist.

83. Indem das eigentliche Denken von der Phantasie so unterschieden wurde, dass es nur als reine Auffassungsform gegenüber von dem schon vorausgssetzten objektiven Inhalt sich verhalte, so hat diess darum keineswegs den Sinn, dass das Denken immer nur einen empirisch gegebenen Inhalt auffasse. Vielmehr ist damit nur gesagt, dass das Denken seinerseits und an sich selbst sich immer als blosse Auffassungsform gegenüber vom Objekt als einem schon vorausgesetzten, unabhängig bestehenden verhalte. Dabei kann aber das Objekt, statt ein empirisch gegebenes und bestimmtes zu sein, vielmehr auch bloss das Objekt überhaupt sein, wie es dem Denken an sich selbst, als der reinen Auffassungsform für ein Vorausgesetztes, sich darstellen muss.

Das Denken muss ja nämlich schon an sich selbst, als Unterscheidungsform, abgesehen von allem für dieselbe gegebenen empirischen Inhalte, die Gedankenform des Objekts

---

Stofflichen, durch welches jene thätige Steigerung des inneren Offenheitsverhältnisses vermittelt wird, mit der in dieser selbstthätigen Offenheit sich verwirklichenden Geistesthätigkeit.

als des ihm gegenüberstehenden Andern in sich schliessen. Nur der bestimmte Inhalt eines Objekts, nicht aber seine logische Form als Objekt, ist etwas dem Denken Gegebenes. So wie nach dem Früheren das sinnliche Bewusstsein schon seiner eigenen empfänglich hinausbezogenen Natur nach, abgesehen von allem empirischen Inhalt, der ihm dabei aus dem psychischen Nervenleben zukommt, reine Anschauungsform von Zeit und Raum als diesen Grundformen aller Realität ist, so schliesst wiederum das Denken rein an sich selbst schon die allgemeine Gedankenform des Objekts als eines in vorausgesetzter Weise gegenüberstehenden in sich; und eben weil es seiner eigenen Natur nach dasselbe als ein vorausgesetztes unabhängig gegenüberstehendes denken muss, schliesst es, wie die Logik zu zeigen hat, auch schon die Unterscheidung verschiedener Seiten an ihm in sich, Sein, Wesen, Quantität u. s. w. Ebenso schliesst es als diese durch das Objekt empfänglich bedingte Auffassung auch eine eigenthümliche Gesetzmässigkeit in sich, gemäss welcher es das Objekt denken muss, und welche wieder verschiedene Seiten (die Denkgesetze) in sich enthält.

Betrachten wir nun das Denken nach diesen in seiner eigenen Natur liegenden Formen und deren thätiger vollständiger Entwicklung, so ist diess die Logik, welche insofern wie ein letztes specielleres Gebiet der Psychologie erscheint, das nur die in der Natur des denkenden Subjekts selbst liegenden Denkformen und Gesetze zu seinem Gegenstand hätte. Allein fassen wir nun freilich die andere Seite in das Auge, dass in diesen logischen Formen nicht mehr bloss das denkende Subjekt selbst betrachtet wird, sondern zugleich die allgemeinen Formen, in denen das Objekt für das Denken ist, und nehmen wir hinzu, dass die Logik auch die allgemeinen Thätigkeitsformen des Denkens gegenüber von einem schon empirisch gegebenen Inhalt hereinziehen muss (Begriffsbildung, Urtheil, Schluss), so müssen wir die Logik schon als den subjektiven und formalen Theil der Erkenntniss- oder Wissenschaftslehre betrachten, indem eben durch die Entwicklung der reinen Denkformen und Denkgesetze selbst als weitere Konsequenz auch die Bedingungen des wissenschaftlichen Er-

kennens (die der realen Wissenschaft) begründet werden. Und so gehört die Logik nicht mehr der blossen Psychologie an, sondern schon den gegenständlichen Geistesgebieten.

B. Anthropologischer Theil im engeren Sinne (oder die schon vorausgesetzte Bedingtheit und Anlage der menschlichen Natur).

1. Die Ursprünge des Menschen.

a. Die Möglichkeit der zweckmässigen Leibbildung überhaupt.

84. Der erste Ausgangspunkt des menschlichen Daseins ist nothwendig noch ein rein vegetativer, in welchem von all den ausgebildeten psychischen Organen, an deren abgestufte Gliederung das psychische und geistige Leben geknüpft ist, noch nichts vorhanden ist. Dennoch muss dem ganzen Ursprung des Menschen zufolge schon hier ein organisches Centrum da sein, das von Anfang darauf hingeht, in der innerlich zusammenfassenden und beherrschenden Einheit mit der Peripherie sich zugleich ganz geschieden über der Ausbildung des Peripherielebens und über der unmittelbaren Beziehung auf dieses zu erhalten, in der Weise, dass schliesslich auch diejenigen Stufen des Centrums selbst (des Gehirnes), die noch in der unmittelbaren Beziehung auf das Nervenleben bleiben, also auch die zweite, die des sinnlichen Bewusstseins, jenem untergeordneten peripherischen Leben angehören. Jenes im obigen Sinne geschiedene Centrum nämlich wirkt nothwendig dahin, dass es ausser seiner vegetativen Einheit mit der übrigen Leiblichkeit auch in eine seiner eigenen geschiedenen und beherrschenden Natur entsprechende, dieser specifisch eigenthümliche und so mehr unmittelbar innerliche Einheit mit der Peripherie trete, also Organe schaffe, die ihm selbst eigenthümlich homogen sind und dadurch fähig werden, der psychischen (d. h. durch den erwachten inneren Offenheitszustand vermittelten) Einheit mit der Peripherie zu dienen. Sind diese Organe in ihrer noch bewusstlos vegetativen Ausbildung

herangereift, so bedarf es nur noch des kraft ihrer eigenthümlichen Natur in ihnen erwachenden specifischen Offenheitszustandes, damit das wirkliche psychische Leben eintrete.

Die ganze Ausbildung der leiblichen Peripherie hängt also in ihrer organisch aneignenden, wie in ihrer bildenden Thätigkeit, in letzter Beziehung eben von dem Verhältniss ab, in welches jenes geschiedene Centrum sich zu den ihm untergeordneten Seiten setzt, und in welchem es mittelst der betreffenden organischen Mittelglieder dem einzelnen Theile und Organe seine bestimmtere Form und schliesslich seinen specifisch menschlichen Charakter gibt. Um diess so unendlich complicirte Wesen der bewusstlos leibbildenden Centrumsthätigkeit wenigstens beispielsweise genauer zu verdeutlichen, wählen wir eine Seite, in welcher eben diese Zweckmässigkeit in besonders augenfälliger Weise hervortritt, die der Sinnesorgane, insbesondre den Gesichtssinn.

85. So wie das Centrum sich zur innerlich beherrschenden Unterscheidung und Auffassung seiner eigenen Leiblichkeit ausbildet, so muss es sich auch eben darin zur vollen Unterscheidung und Zusammenfassung der äusseren Natur ausbilden, in und mittelst welcher es sich verwirklicht, also insbesondere zum Gesichtssinn. Hierin befasst es also alle die für unser Denken unendlich komplicirten Mittelglieder zu diesem Zwecke, die Aneignung und Verwendung all der hiefür nöthigen Stoffe, wie die Ausbildung und Anordnung der mannigfachen Organstheile, aus denen dieses Sinnesorgan selbst wieder zusammengesetzt ist, und als wesentliche Vorbedingung hiefür die ganze Reihe noch unbestimmterer Entwicklungsstadien, mittelst welcher das Auszubildende aus seiner anfänglichsten noch undifferenzirtesten und gleichmässigsten Form zur immer ausgeprägteren Besonderung und Specificirung seiner einzelnen Theile fortgeht. (Nach dieser Seite wird das Gesetz der Keimentwicklung später noch bestimmter erörtert werden.)

Indem nun so die bildende Thätigkeit durch diese Menge theils neben einander befindlicher, theils zeitlich auf einander folgender Mittelglieder hindurch auf ein noch nicht vorhandenes weit bestimmteres und ausgebildeteres Ziel hinarbeitet, so will freilich für unser denkendes Bewusstsein, für welches die voll-

ständige Verfolgung all dieser Mittelglieder und ihres inneren Zusammenhangs eine unendliche Arbeit wäre, unwillkürlich immer wieder die Vorstellung sich einmischen, als müsste da eine vorausberechnende Thätigkeit zu Grunde liegen. Allein ausserdem, dass also in dieser Naturthätigkeit Alles mit unmittelbar sachlicher Konsequenz und Nothwendigkeit geschieht, was für die bewusste Verfolgung und Durchführung eine unendliche Arbeit wäre, so rührt jener Fehler, zufolge dessen wir immer wieder an eine vorausberechnende Thätigkeit denken, insbesondere davon her, dass man sich nicht klar macht, wie je in dem noch unentwickelteren und unbestimmteren Allgemeinen doch der Konsequenz nach bereits der Fortgang zu dem Bestimmteren und Ausgebildeteren liegt. So ist die noch unentwickelte und unbestimmtere Anlage zum Auge doch bereits eine wesentlich andere als die zum Ohre. Und während sie gleich dieser von Anfang zu einem mit dem Centrum in jener specifischen Einheit stehenden Nervenorgan angelegt ist, so nimmt sie andererseits doch kraft ihrer schon anfänglichen Verschiedenheit, durch die sie von der Anlage zum Gehörorgan abweicht, auch diese immer bestimmtere und specifischere Richtung auf Ausbildung eines Sehorgans. Die bildende Thätigkeit geht also niemals in einer Weise, die dem vorher Berechneten entspräche, auf ein noch Entferntes hin, sondern überall nur auf die zunächst liegende weitere Konsequenz. Und nur dadurch, dass z. B. in der Ausbildung des Auges doch schon die anfängliche allgemeine Grundrichtung und Hinausbeziehung eine andere ist, als bei dem Gehör- oder Geruchsorgan u. s. w., erhält diese Ausbildung im Verlaufe ihre immer konsequentere und specifischere Natur.

Berücksichtigen wir dabei gleich den Einwurf, warum denn im Mutterleibe schon die Ausbildung des Sehorgans u. s. w. stattfinde, während doch dasselbe hier noch gar keine Bedeutung habe, (was dann natürlich ebenso von andern Organen gilt), so liegt auch bei dieser Frage wieder derselbe Fehler zu Grunde, dass man nicht in der allgemeineren Anlage zugleich auch schon die Konsequenz der bestimmteren erkennt. Denn in der Ausbildung zur psychisch zusammenfassenden und beherrschenden Centrumseinheit liegt ja auch das ent-

sprechende Verhältniss zu den verschiedenen Seiten der äusseren Natur. Der Keim bildet sich also in dieser Weise zum sehenden aus, einfach weil er seinem eigenen inneren Ursprung nach ein specifisch menschlicher ist. Nehmen wir freilich das Widersinnige an, dass in Wirklichkeit diess Organ niemals zum Gebrauche käme, dass Generationen hindurch fortwährend nur ein Leben im Dunkel stattfände, dann würde allerdings auch in der Fortpflanzung die Anlage zu diesem Organ allmählich eine immer schwächere und unvollständigere werden, eben weil es schon in den vorausgehenden elterlichen Organismen bedeutungslos geworden wäre, so dass schon die ursprüngliche Gesammtanlage und Gesammtbeziehung des auszubildenden Organismus eine nach dieser Seite veränderte und beschränkte würde. Allein das Dunkel im Mutterleibe u. dgl. hat also für die vernünftige Auffassung gar keine Bedeutung, da ja die Ausbildung wahrhaftig nicht an ihrem eigenen vorübergehenden Entwicklungszustand ihr Ziel hat, sondern in der ursprünglichen Natur des Keimes selbst, in seiner Centrumseinheit und dem in ihr begründeten Verhältniss zur äusseren Natur, das Bestimmende der ganzen Ausbildung liegt.

86. Für den ersten schaffenden Ursprung des Menschen (so wie schon für den der vorausgehenden Thiertypen) scheint nun freilich eine ganz andere Schwierigkeit darin zu liegen, dass eine unmittelbare Einwirkung des organisirenden Keimes auf die elementarischen Stoffe angenommen werden muss, während doch das thierische und menschliche Leben und seine Leiblichkeit mit einer unmittelbaren Ernährung und Bildung aus elementarischen Stoffen unvereinbar ist. Doch auch dieser scheinbare Widerspruch verschwindet, sobald nur jenes früher bezeichnete Grundverhältniss genauer gedacht wird, dass das schaffende Entwicklungsstreben nur mittelbar, durch organisirende Einwirkung auf die schon vorhandenen individuellen Stoffe, sich selbst seine individuelle Verwirklichung gab. Denn eben dieses Verhältniss verwirklicht sich nun in den höheren Stufen der Natur der Sache nach selbst in der noch vermittelteren Weise, dass es nicht unmittelbar die auszubildende höhere Leiblichkeit selbst, sondern nur eine niedrere vegetative Hülle ist, die

unmittelbar aus den unorganischen Stoffen die erste Grundlage der Leiblichkeit entnahm, und hierin nur als nährende Unterlage für die innerhalb ihrer sich ausbildende eigentliche und höhere Leiblichkeit diente.

Indem nun stufenweise in den verschiedenen organisirenden Entwicklungsepochen die beherrschende Erhebung des inneren Centrums über das blosse Theil- und Nervenleben sich vollzog, musste auch in der ursprünglichen schaffenden Leibbildung die organisirende Thätigkeit eine immer vermitteltere, ihrem beherrschenden Centrum nach von der Beziehung auf die elementarischen Stoffe noch geschiedenere Form annehmen. Die vegetative, unmittelbar von aussen her sich ernährende Hülle hatte also hierin eine analoge Bedeutung, wie innerhalb der Fortpflanzung selbst die Ernährung des sich ausbildenden Keims aus dem Mutterleibe.

Dass innerhalb der vorhandenen organischen Welt eine derartige stoffliche Ernährung sich nicht mehr findet, ist durchaus kein Grund gegen ihre Möglichkeit. Denn die Pflanzenernährung muss zufolge der Aeusserlichkeit ihres Theillebens auch ihren Stoffen nach eine wesentlich andere sein als jene, welche der höheren thierischen und menschlichen Leiblichkeit diente. Und umgekehrt kann diese, nachdem sie einmal vorhanden ist, ihrer Natur nach nicht mehr in unmittelbar ernährende Beziehung zur elementarischen Aussenwelt treten. Wohl aber war in jenem von all den späteren Verhältnissen verschiedenen Ursprung auch eine solche unmittelbare Aneignung von elementarischen Stoffen möglich, die als Unterlage für eine höhere Leiblichkeit dienen konnte. Auch innerhalb der Pflanzenwelt, so sehr sie ihrer ganzen Natur nach von jenem Ursprung des höheren thierischen und menschlichen Lebens verschieden ist, sind ja doch grosse Unterschiede der Ernährungsweise vorhanden, und insbesondere zeigen die Pilze eine den thierischen Stoffverhältnissen verwandtere Ernährung, wie zugleich damit eine ungleich raschere Ausbildung. In jenem ersten Ursprunge aber, in welchem die schaffende Centrumsthätigkeit selbst, die des allgemeinen noch unentwickelten Mutterschosses, auf die Stoffe einwirkte, um eben in dieser Organisirung erst ihre selbständig individuelle Um-

bildung zu verwirklichen, muss auch ebendamit eine ganz andere Macht chemisch-organisirender Aneignung gedacht werden, als sie innerhalb der blossen empirisch individuellen Verhältnisse möglich ist. Auch der Gang der Ausbildung selbst kann dabei nicht ein so langsam allmählicher gewesen sein, wie er es bei der so ganz unselbständig schwachen Natur des aus Fortpflanzung hervorgehenden Keimes ist, sondern die schaffenden Urkeime müssen nothwendig mit einer ganz anderen Mächtigkeit und Selbständigkeit gedacht werden. Und damit verschwindet auch die Schwierigkeit, welche in den gefährdenden äusseren Einflüssen für einen solchen ersten Ursprung des menschlichen Lebens zu liegen scheint.

Mit Recht fordert die jetzige Zeit eine solche Erkenntniss des Ursprunges des Menschen, die wahrhaft in der naturgesetzlichen Entwicklung und ihren inneren Bedingungen wurzle, nicht irgendwie von denselben losgerissen sei. Allein nur traurige Oberflächlichkeit kann meinen, die Wahrheit, an der das religiöse Bewusstsein mit Recht festhält, dass nämlich der Mensch in dem beherrschenden innerlichen Centrum der ganzen Natur- und Erdentwicklung, in ihrem nicht empirischen inneren Grunde, seinen Ursprung habe, werde sich nun in ihr völliges Gegentheil, in einen Ursprung des Organischen aus blossem Aufeinanderwirken der äusserlichen empirischen Stoffe, und in eine Herausbildung des Geistes aus dem blossen selbstisch thierischen Einzeldasein verkehren. Gerade die Naturerkenntniss, welche erst von Anfang die volle naturgesetzliche Bedingtheit aller Theile, ihre noch rein unselbständige und individualitätslose innerlich intensive Einheit mit dem Ganzen zum Bewusstsein bringt, so wie sie in Schwere, Wärme und Licht als der Urform alles Materiellen ist, — eben sie lässt ja darin die innerlich universelle (von aller unmittelbar besonderen Theilbestimmtheit freie) Einheit als den beherrschenden Ausgangspunkt der Natur- und wiederum der Erdentwicklung erkennen, so dass auch das selbständig individuelle Entwicklungsgesetz dieser letzteren wieder mit der rein beherrschenden und vom unmittelbaren Theilleben freien, universellen und geistigen Centrumseinheit endigen muss.

Um diesen letzten entscheidenden Kampf handelt es sich jetzt, dass nicht bloss der alte, von den bedingenden Naturgesetzen noch losgerissene Idealismus, sondern nicht weniger seine durch ihn selbst (durch diese Abkehrung von der Natur) hervorgerufene Kehrseite, die empiristisch äusserliche, nur am sinnlich Handgreiflichen hängende Auffassung, für immer überwunden werde. Mit der wahrhaften Natur soll jetzt der Mensch sich einigen lernen; allein nur dann kann er in ihr seine Heimath finden, wenn sie ihm zum durchsichtigen und vergeistigten Reiche des innerlich centralen Entwicklungsgesetzes geworden ist, nicht aber kann er es in dieser zu sinnloser Unbegreiflichkeit und mechanischer Aeusserlichkeit verkehrten und entwürdigten Natur, die ihm die jetzige Naturansicht bietet.

Darüber, wie im Obigen nicht bloss die leibbildende Zweckmässigkeit, sondern auch die in der ganzen Naturentwicklung, nach ihrem wahren naturgesetzlich bedingten Wesen begründet ist, kann hier der Kürze wegen nicht weiter die Rede sein. Es ist ja sachlich dargethan, wie eben die entgegengesetzten Grundelemente der ganzen Entwicklung, die ursprüngliche, universelle und über die Theile übergreifende Einheit, und wiederum die selbständig innerliche Koncentrirung und individuelle Umbildung, mit einander ein Gesammtreich hervorbringen, das individuelles und geistiges Leben zu seinem Ziele hat.

b. Die Entwicklung der menschlichen Organisation.

α. Das organische Entwicklungsgesetz überhaupt nach seinem Verhältniss zum allgemeinen Entwicklungsgesetz.

87. Damit das Entwicklungsgesetz der menschlichen Organisation nach seinen vollen Voraussetzungen und seinem vollen Unterschiede von der vorhergehenden organischen Entwicklung erkannt werde, und zwar insbesondere gegenüber von einer andern Erklärungsweise, nach welcher die Menschen in ganz allmählicher Weise aus vorhergehenden Thierstufen sich entwickelt hätten, ist nothwendig auch die vormenschliche Entwicklungsgeschichte des Organischen mit hereinzuziehen.

Und hier ist es nun zur vollen Klarheit und Orientirung am besten, gleich von Anfang den gemeinsamen und analogen Grundcharakter des organischen Entwicklungsgesetzes in allen seinen verschiedenen Formen hervorzuheben, sowie das entsprechend Gemeinsame und Analoge dieses Entwicklungsgesetzes mit dem der vorausgehenden Naturentwicklung überhaupt, und umgekehrt mit dem letzten und höchsten Entwicklungsgebiete, dem der menschlichen Geschichtsentwicklung.

Der geschichtliche Stufengang der Organismen beginnt der Natur der Sache nach mit den noch undifferenzirtesten, in ihren einzelnen Theilen noch ganz gleichmässigen Organismusformen. In diesen einfachsten kleinen Organismen, die man ebendesshalb theilweise „Moneren“ genannt hat, und die zum Theil nicht einmal die Strukturunterschiede einer einzelnen Zelle besitzen, sondern nur ein gleichförmiges Klümpchen organischen Schleimes („Plasma's“ oder sogenannter „Sarkode“) darstellen, ist das bildende und beherrschende innere Centrum noch ebenso gleichmässig in die einzelnen Theile (oder die Peripherie) versenkt, wie umgekehrt ebendesshalb noch kein Theil zu einer eigenthümlich besonderen Bedeutung und Organsform gegenüber von dem Centrum und den übrigen Theilen kommt. Dieser erste Ausgangspunkt des organischen Lebens ist also insofern noch einseitig central, als er noch keinerlei Besonderung der Peripherie zu eigenthümlichen Organen enthält. Aber ebenso hat diess wiederum seinen natürlichen Grund darin, dass dem allgemeinen Entwicklungsgang zufolge auch das organisirende Streben zuerst noch rein und unmittelbar auf das blosse Theilleben hingeht, dass es also noch einseitig in die Aeusserlichkeit der Peripherie versenkt ist, noch auf keinerlei Scheidung des bildenden und beherrschenden Centrums von der Peripherie hingeht, und dass es so ungeachtet seines Gegensatzes gegen die vorhergegangene unorganische Theilentwicklung derselben doch verhältnissmässig noch am nächsten steht. Erst mit der beginnenden Scheidung des Centrums von seiner Peripherie, mag dieselbe zunächst auch nur in einer vegetativen Form, noch nicht in einer Ausscheidung psychischer Organe (Nerven-

organe) stattfinden, beginnt auch ebendamit die eigenthümliche Besonderung der Peripherie, ihre Ausbildung zu eigenthümlich verschiedenen Organen. Und je mehr die innere Scheidung des Centrums von der übrigen Leiblichkeit, also die innere Koncentrirung derselben steigt, desto mehr nimmt auch andererseits die Differenzirung der Peripherie zu eigenthümlichen Organen zu. Denn in diesen drückt sich ja ebenso die steigende innere Unterordung der Theile unter die Einheit des Ganzen, wie ihr eigenthümlicher Unterschied von einander aus. Und so zeigt eben der Mensch als die höchste Koncentrirung auch die grösste Mannigfaltigkeit der Organisation und Gestalt.

88. Wie aber der erste Ausgangspunkt des ganzen organischen Stufenganges ein noch unentwickelt centraler ist, so ist es in anderem Sinne auch wieder der erste Ursprung jeder neuen schöpferischen Stufe. Denn da dieser noch überwiegend durch das eigenthümlich centrale Entwicklungsstreben des schaffenden Aktes selbst (als dieses vom unentwickelten Erdcentrum ausgehenden) bestimmt ist, während in diesem ersten Ursprunge die bestimmten Verhältnisse der umgebenden Erdoberfläche, also diese äusserlich peripherischen Lebenseinflüsse, noch nicht ihre volle Macht und ihre Mannigfaltigkeit geltend machen können, so müssen also diese schöpferischen Centraltypen (oder Urtypen) jeder neuen Stufe nothwendig gegenüber von den späteren, auf welche dann erst die volle Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit der peripherischen Lebenseinflüsse einwirkt, einen unentwickelt centralen Charakter tragen, den eines noch unentwickelt zusammenfassenden Prototyps. In diesem sind also die bestimmteren Eigenthümlichkeiten späterer Arten, die erst infolge der verschiedenen peripherischen Lebenseinflüsse sich ausbilden, noch nicht enthalten, sondern es sind ebendesshalb oft noch verschiedene Seiten der Organisation unmittelbar beisammen, die später unter dem einseitigen und specialisirenden Einflusse der äusseren Lebensverhältnisse zu eigenen Arten auseinandergehen, indem in der einen diese, in der andern jene Seite sich überwiegend befestigt und ausbildet, je mit Verdrängung der andern. In dieser weiter bil-

denden Anpassung an die peripherischen Lebenseinflüsse (die freilich zum Theil auch zur Degenerirung führt), und ihrem Gegensatz gegen die noch unentwickelt centralen Urformen der betreffenden Stufen, liegt, wie wir sehen werden, die eigentliche Wahrheit des Darwinismus.

89. Dasselbe Grundgesetz der organischen Entwicklung, das wir im organischen Stufengang und in den Ursprüngen jeder schöpferischen Stufe gegenüber von ihrer nachherigen Weiterbildung finden, ist nun aber auch das aller Keimentwicklung, und zeigt sich als solches am vollständigsten und ausgeprägtesten gerade bei den höchsten Organismen, vor allem dem Menschen selbst. Desshalb lässt sich jener erste noch ganz undifferenzirte Ausgangspunkt des organischen Stufenganges, in welchem noch gar keine Scheidung von Centrum und Peripherie und noch nichts von einer demgemässen Ausbildung centraler und peripherischer Organe vorhanden ist, auch ebenso ein noch ganz embryonisch unentwickelter nennen; und ähnlich sind die ursprünglichen Centraltypen jeder schöpferischen Stufe noch embryonisch zusammenfassende gegenüber von den ausgebildeteren und differenzirteren Arten, die infolge der einwirkenden Mannigfaltigkeit der peripherischen Lebenseinflüsse aus ihnen hervorgiengen. Der Grund aber, wesshalb auch auf den höchsten Stufen des Organischen der Ausgangspunkt der Keimentwicklung ein noch so ganz undifferenzirter und sowohl hinsichtlich seiner peripherischen, wie seiner centralen Organe noch so ganz unausgebildeter ist, liegt im Wesen der geschlechtlichen Hervorbringung. Denn da sie nach dem Früheren organische Gesammtthätigkeit ist, die als diese koncentrirte in sich die Anlage zu einem neuen Organismus erzeugt, und da sie sich eben hiedurch von der Fortpflanzung durch blosse Theilabscheidung unterscheidet, so muss sie nothwendig ihr Erzeugniss noch als ein ganz unselbständiges, einseitig dem eigenen Subjekt angehöriges und unentwickeltes in sich befassen. Und wie es wegen dieser noch unselbständig subjektiven Natur nicht unmittelbar an sich lebensfähig ist, sondern dies erst in der objektiven Ergänzung durch das entgegengesetzte Element wird, so kann auch ebendesshalb der neue Keim seiner eigenen

Leiblichkeit nach nur ein völlig unentwickelter sein, der noch keinerlei Gliederung besonderer peripherischer wie centraler Organe in sich enthält. Und am allermeisten ist er ja gerade bei den Säugethieren ein unselbständig Subjektives, das nicht bloss jener geschlechtlichen Ergänzung, sondern auch der Weiterbildung im mütterlichen Organismus bedarf. Er kann also noch gar nichts von der zu einem selbständigeren Bestehen nothwendigen Leiblichkeit an sich tragen. Vielmehr ist er nur erst centrale Möglichkeit und Anlage einer durch seine organische Thätigkeit auszubildenden Leiblichkeit. Er ist also einseitig central in dem Sinne, als er nur erst dieser thätig bildende Ausgangspunkt einer neuen Leiblichkeit ist, während von der ganzen nachherigen mannigfach gesonderten und ausgebildeten Peripherie noch nichts vorhanden ist, als nur der allgemeine und unbestimmte Ansatz, der durch die organisirende Thätigkeit erst dazu erweitert und besondert werden muss. Da aber ebendamit auch von den späteren centralen (eigenthümlich psychischen) Organen noch gar nichts ausgebildet ist, so ist in diesem Anfang der Keimentwicklung analog, wie im ersten Ausgangspunkt des Organischen überhaupt, weder das Centrum, noch die Peripherie zu irgend welcher Entwicklung gegenüber von einander gekommen; sie sind insofern beide noch unselbständig in einander geschlungen.

Nur kann diess freilich dem Früheren zufolge nicht heissen, dass in dem menschlichen Keime, und so analog in denen all der vorhergehenden Thierstufen, noch überhaupt nichts von jener Scheidung des Centrums und der Peripherie vorhanden sei, die den Grundcharakter des Menschen ausmacht. Diese Scheidung nach ihrer Grundanlage ist vielmehr auch hier schon vorhanden, und dadurch unterscheidet sich schon der allererste Ausgangspunkt menschlicher Keimentwicklung gänzlich von jenen ungegliederten „Moneren“ u. dgl., die den ersten Ausgangspunkt des Organischen bilden. Nur das ist der Sinn des Obigen, dass von all den späteren, ausgebildeten und unter sich abgestuften psychischen Organen, mittelst welcher in der entwickelten menschlichen Leiblichkeit jene geistige Scheidung des Centrums von der peripherischen Leiblichkeit verwirklicht ist, noch gar nichts da ist. Nur die all-

gemeine Anlage, zufolge welcher sich das beherrschende innere Centrum fortwährend über der unmittelbaren Beziehung auf die peripherische Leiblichkeit, und also demgemäss über der entsprechenden Seite seiner Leibbildung erhält, ohne (wie bei dem Thiere) selbst mit in dieselbe hineingezogen zu werden, — nur diese ist schon von Anfang vorhanden, aber noch in ihrer einfachsten Form. Nun beruht freilich die ausgebildete geistige Organisation eben auf jener früher erörterten abgestuften Gliederung der psychischen Organe. Und wenn also diese im Ausgangspunkte noch nicht vorhanden ist, so kann die specifisch menschliche Grundanlage des Keims nur darin bestehen, dass doch schon innerhalb seines geschiedenen Centrums ein entsprechender Gegensatz da ist zwischen der auf die übrige Peripherie hinausbezogenen Centrumsseite und wiederum der rein centralen, welcher die erstere in ihrer auf die Peripherie hinausbezogenen Thätigkeit dient, während die rein centrale Seite sich geschieden über jener Hinausbeziehung und über deren allmählich hervortretenden Formen erhält. Im thierischen Keim dagegen muss jenes beherrschende innere Centrum schon von Anfang einseitig in die Beziehung auf die ihm untergeordnete Peripherie hineingezogen sein.

Hat nun die Keimentwicklung zufolge der ganzen Natur der geschlechtlichen Fortpflanzung jenen noch einseitig centralen und undifferenzirten Ausgangspunkt, so muss auch ihr eigener Fortgang denselben Charakter relativ wiederholen. Auch die Ansätze zur Ausbildung der besondern Organisationsseiten müssen wieder in ihrer Weise den noch einseitig centralen und unentwickelt zusammengeschlungenen Charakter tragen, der erste Ansatz zum Gehirne z. B. als eine noch unentwickelte Blase, der zu Armen und Beinen als ein unentwickelter runder Stummel etc. Das noch embryonisch Ungesonderte, noch gleichmässig Unbestimmte und noch unselbständig in den allgemeinen Ausgangspunkt Verschlossene, tritt auch auf den einzelnen Stadien und an den besonderen Seiten der Entwicklung wieder in analoger Weise hervor, wie diess weiter unten noch genauer und zur Widerlegung einer darauf gebauten falschen Auffassungsweise erörtert werden wird.

90. Diess ganze Gesetz der Keimentwicklung und entsprechend der organischen Gesammtgeschichte und ihres Stufengangs ist nun aber selbst wieder nur eine bestimmtere Form jenes allgemeinen Entwicklungsgesetzes, welches wir auch als das der gesammten Naturentwicklung erkannt haben. Denn auch diese geht ja, wie wir sahen, in derselben Weise von der noch rein undifferenzirten, noch individualitätslos gleichmässigen und selbstlos universellen Einheit der Theile aus, die noch ebenso einseitig central (Schwere), als wiederum selbstlose Versenkung in die peripherische Gesammtbeziehung (Wärme und Licht) ist. So ist sie ganz jenem undifferenzirtesten Ausgangspunkt des Organischen analog, in welchem ebensosehr noch kein Theil zu eigenthümlicher Ausbildung gegenüber vom Centrum und den übrigen Theilen kommt, wie umgekehrt das Centrum noch gleichmässig in seine ganze leibliche Peripherie versenkt ist. Und ebenso beginnt dann wieder die planetarische und die Erdentwicklung mit der noch individualitätslosen inneren Zusammenfassung der Theile, so dass aus ihr erst die peripherische Entwicklung als die des selbständig individuellen Theilstrebens hervortritt. Der unmittelbare Zusammenhang aber zwischen jenem Ausgangspunkt der Natur- und der Erdentwicklung und wiederum dem des Organischen ist ja im Früheren erörtert. Nur weil von Anfang die innerlich beherrschende und noch universelle Koncentrirung der Theile das Erste ist, muss auch der Schluss der Entwicklung wieder die organische und geistig universelle Centrumsform sein, so dass innerhalb der Umbildung zu individuellem Theildasein doch die beherrschende und koncentrirende innere Einheit des Ganzen sich wieder vollständig herstellt. Und diese organische Entwicklung muss dann naturgemäss selbst wieder mit der Form beginnen, in welcher das Ganze (nach Centrum und Peripherie) noch die ungeschiedenste und undifferenzirteste Einheit ist, sowie sich diess auch noch auf der höchsten Stufe, im Gange jeder Keimentwicklung, relativ wiederholt.

Es ist der Grundfehler der jetzigen Naturauffassung, dass sie jenes allgemeine und durchgängige Entwicklungsgesetz des Organischen, das sie doch (in der Darwinistischen Erklärungs-

weise) selbst erst zu voller Geltung bringen will, nicht als die blosse Vollendung des allgemeinen natürlichen Entwicklungsgesetzes erkennt, und dass sie so auch den Ursprung des Organischen, und schliesslich auch des Geistigen, vielmehr in der schon ganz differenzirten Aeusserlichkeit der individuellen Stoffe und ihres Aufeinanderwirkens sucht. So lässt sie für die Natur im Ganzen und Grossen noch das gerade Gegentheil jenes Entwicklungsgesetzes gelten, indem die individuellen Stoffatome von Anfang als ein Ursprüngliches (Unerklärtes) vorausgesetzt sind, Schwere, Wärme und Licht aber erst unter Voraussetzung derselben gedacht und insgesammt auf bloss mechanische Bewegungsformen zurückgeführt werden. Von Anfang würde so das selbständig Individuelle und Differenzirte, das für sich selbstisch kalte und finstere Theildasein, zum Ersten gemacht*). Allein dass dem allgemeinen Entwicklungsgesetz zufolge als Erstes nur die noch völlig undifferenzirte, also auch aller individuellen Stofflichkeit noch entgegengesetzte, innerlich selbstlose und offene Einheit mit dem Ganzen, diese noch selbstlos universelle Koncentrirung, zu denken sei (so wie sie ja auch empirisch in Schwere, Wärme und Licht vorliegt), und dass ebenso der Schluss der Naturentwicklung, der in der universellen Erhebung über das eigene sinnlich individuelle Theildasein und in der inneren Offenheit für das Ganze der Dinge sein

*) Die gänzliche Unwissenschaftlichkeit und Haltungslosigkeit jener ganzen Anschauungsweise tritt denn auch in der direktesten und plattesten Weise hervor in der ganz ernsthaft und von berufener Seite her (nämlich von Mor. Wagner) ausgesprochenen Vorstellung, es könnte ja das Organische auch gleich Anderem ewig (d. h. nicht erst aus einer Entwicklung hervorgegangen) sein, und schon in den allerersten Anfängen des angeblich noch gasartig ausgebreiteten Sonnenballs, also noch vor allen Anfängen eines Planetensystems, könnten sich in demselben die kleinsten und einfachsten Anfänge des Organischen umherbewegt haben! Ausdrücklicher und schärfer kann man wahrlich nicht aussprechen, dass man von wirklicher Naturentwicklung überhaupt noch nichts weiss und in absurdester Weise nur innerhalb des Organischen selbst ein Gebiet herausschneidet, in welchem eine Entwicklung (aber freilich keine innerlich begründete, sondern nur äusserlich durch die Anpassung hervorgerufene!) stattgefunden haben soll.

Wesen hat, nur in jenem noch universellen, über alles individuelle Theildasein hinausliegenden Urgrund seinen Ursprung haben kann und seine konsequenteste Entwicklungsform sein muss, — diess und alle die bestimmteren Konsequenzen, die sich daraus für das Wesen der psychischen und geistigen Organisation ergeben, sind so einfach und offen daliegend, dass nur die grösste Verranntheit in das empirisch Handgreifliche und äusserlich Mechanische sich dagegen verstocken kann.

Nur ein tiefgreifender Unterschied ist bei jener Analogie der Natur- und Erdentwicklung mit dem organischen Entwicklungsgang hervorzuheben. Während in diesem die individuelle Ausbildung der besonderen Glieder immer unter der bildenden Herrschaft des Centrums bleibt, so tritt ja dagegen in der Natur- und Erdentwicklung dem noch rein undifferenzirten und individualitätslos unentwickelten Centrum und Ganzen das selbständig individuelle Theilstreben (oder die Peripherieentwicklung) zunächst in einseitiger scharfer Antithese gegenüber, als ein relativ auseinanderfallender Dualismus der sich ausbildenden Erdrinde mit ihren mannigfachen Theilformen, und andererseits des noch rein unentwickelten individualitätslosen Kernes. Und erst nach der vollständigen Ausbildung dieser Antithese, nach vollendeter Stufenreihe der unorganischen Stoffe, tritt endlich als umbildende und einigende Synthese beider Seiten die organisirende Entwicklungsthätigkeit des Erdganzen ein, in welcher die schon vorhandene Aeusserlichkeit der Stoffe zur Unterlage für die bildende und beseelende Centrumsthätigkeit wird. Diese Schärfe des Gegensatzes, wie sie der allgemeinen Erdentwicklung eigen sein muss, kann also das organische Entwicklungsgesetz natürlich nicht haben, eben weil in ihm schon die Herrschaft der bildenden centralen Thätigkeit vorhanden ist, (wiewohl wir doch auch in der Keimentwicklung, und am schärfsten in der menschlichen, noch eine relative Analogie mit jenem antithetischen Gange finden werden).

91. Wohl aber hat nun endlich in der geistigen Geschichtsentwicklung sowohl jenes organische Entwicklungsgesetz, als das der allgemeinen Natur- und Erdentwicklung seine höchste und durchgreifendste Analogie. Und

diess ist, wenn auch natürlich der genauere Nachweis nur der Geschichtswissenschaft angehören kann, noch kurz zu verdeutlichen, wobei wir freilich die Frage nach dem Anfang der Geschichte und die auch in ihm liegende Bestätigung jenes Entwicklungsgesetzes erst dem Späteren aufbehalten müssen.

Augenfällig ist, im Alterthum wie innerhalb der christlichen Entwicklung, jener in den mannigfachsten Beziehungen wiederkehrende Gang, der aus unfreier und unentwickelter Gebundenheit des Bewusstseins durch die religiöse Gesammtanschauung und rechtliche Gesammtordnung zu selbständig individueller und mannigfach verzweigter Ausbildung der einzelnen Kulturgebiete, des bürgerlichen Lebens, der Kunst, Wissenschaft, Technik u. s. w. führt. So ist z. B. in der heroischen Zeit des griechischen Geistes die schöne Selbstdarstellung desselben noch in die unentwickelt embryonische Form der herb kriegerischen und negativen Erhebung über das unmittelbar natürliche Wollen eingeschlossen. Es kommt in dieser noch ritterlich aristokratischen Form ebensowenig die Ausbildung der natürlichen Kulturgebiete (oder der Peripherie) zu ihrem Rechte, als andererseits ebendamit dieses geistige Centrum aus einem noch unentwickelt engen Kreise von Thätigkeiten (des Kriegerischen, Gymnastischen u. s. w.) herauskommt. Erst allmählich tritt aus dieser unfreien Gebundenheit die volle Reife und Schönheit individueller Entfaltung, das frei demokratische Staatsleben, die Blüthe der Künste, der Philosophie und der sonstigen friedlich bürgerlichen Kulturthätigkeiten hervor. Als ein besonders anschauliches Beispiel dieses Entwicklungsgesetzes sei hier nur die Entstehung des griechischen Drama's und seiner allmählichen Entwicklung zu individueller Handlung und Charakteristik aus dem ursprünglichen blossen Chore heraus angeführt. Denn dieser, der ja die Gesammtanschauung und Gesammtempfindung des Volkes hinsichtlich der betreffenden Handlung vertritt, schliesst ursprünglich in rein embryonischer Weise noch das ganze Drama mit seiner Handlung und seinen Personen in sich, da bekanntlich das Auftreten eines Schauspielers, und von hieraus dann das eines zweiten u. s. w., erst von jener noch auf den Chor selbst beschränkten Urform aus sich entwickelte, so dass

erst nach und nach aus dieser noch unfrei centralen und beherrschenden Bedeutung des Chores die einzelnen Personen und Charaktere mit ihrer individuellen Handlung und Charaktereigenthümlichkeit sich herausarbeiten, und diess in desto vollerem Maass stattfindet, je mehr gleichzeitig in der Demokratie, Sophistik u. s. w., die frei individuelle Bedeutung und Ausbildung des Einzelnen Boden gewinnt, bis mit der Auflösung jenes früheren centralen Gemeinbewusstseins das Leben des Staats, wie das Drama zerfällt. Gerade am Drama, das wie keine andere Kunstform in der individuellen Charakterbethätigung seinen Mittelpunkt hat, zeigt sich also jenes allgemeine Entwicklungsgesetz besonders lehrreich und anschaulich.

Im Alterthum überhaupt aber tritt dieses Entwicklungsgesetz vor Allem hervor in der anfänglichen unfreien Gebundenheit des Einzelnen durch das Ganze, durch die religiöse Gesammtanschauung und die unmittelbar damit zusammenhängende Staatsordnung, durch die erblich feststehenden Verhältnisse der Kasten, Stände u. s. w., aus deren unfreiem Banne ja auch das griechische und römische Leben sich erst zu seiner Freiheit herausentwickeln musste. Und diese Gebundenheit des frei Individuellen durch das Ganze, von der auch die griechische und römische Geschichte ausgeht, zeigt sich ja charakteristisch genug auch darin, dass es von dieser ersten Zeit noch keine geschichtlich individuelle Erinnerung gibt, sondern nur eine mythische, d. h. dass sie nur religiöse und politische Gesammtzustände ganzer Staaten, Stämme und Klassen überliefert. Am augenfälligsten indessen zeigt sich in der Entwicklung der neueren Kultur aus ihren mittelalterlichen Anfängen heraus diess Ausgehen von einer noch unfrei centralen Gebundenheit, indem in der einseitigen Herrschaft des religiösen Centrums alle die späteren selbständig natürlichen Kulturthätigkeiten und Zweige noch unentwickelt verschlossen liegen, und in den Klöstern z. B. das Verschiedenartigste, Ackerbau, Kunst, Wissenschaft, Gewerbe, anfangs noch auf embryonische Weise beisammen liegt.

Allein zugleich zeigt sich hier auch, dass für die geistige Entwicklung die Analogie mit dem organischen Entwicklungsgesetze noch nicht zureicht, sondern dass hier die noch tiefer

gehende mit dem der allgemeinen Erdentwicklung hinzukommen muss. Denn wie nur in dieser der Gegensatz des reinen, noch ganz individualitätslosen und innerlich universellen Centrums und wiederum des einseitig selbständigen und veräusserlichten Theildaseins seiner unorganischen Peripherie vorhanden ist, so ist ja auch wiederum erst im Menschen die ganze Schärfe des Gegensatzes zwischen dem reinen unsinnlich geistigen Centrum und dem unmittelbar natürlichen, in die äussere Peripherie versenkten Wollen und Zweckbewusstsein vorhanden. Und wie das Theildasein der unorganischen besonderen Stoffe nicht selbst der organischen Entwicklung fähig ist, sondern erst durch die hindurchbrechende organisirende Entwicklungsthätigkeit des Centrums beseelt werden muss, so kann auch die rein geistige und sittliche Wahrheit nicht aus dem unmittelbar natürlichen Wollen und Zweckbewusstsein hervortreten, sondern nur im Gegensatz zu ihm, aus dem Bewusstsein der Endlichkeit und Nichtigkeit dieses Zweckes, in welchem der Mensch für sich selbst doch gefangen bleibt. Nur als die höhere reine Konsequenz des geistigen Wesens also, die als ein durchbrechendes und befreiendes Gesetz das eigene endliche Zweckbewusstsein des Menschen zu dieser jenseitigen Ordnung heranzieht, kann das geistig sittliche Centrum hervortreten, so im A. Testament und endlich im Ursprung des Christenthums*). Aber eben indem so diess befreiende rein geistige Centrum zunächst als ein jenseitiges im Gegensatz zum endlichen menschlichen Bewusstsein hervortritt, so ist diese neue geistige Schöpfung ganz analog, wie die ursprüngliche irdisch planetarische, zunächst noch das einseitig unentwickelte, von all den individuellen selbständig menschlichen und natürlichen Kulturaufgaben noch absehende, rein religiöse Centrum. Und so muss auch später, indem zufolge der Einigung des Göttlichen mit dem Menschlichen die relative Berechtigung dieses letzteren und seiner natürlichen Ausbildung sich geltend zu machen anfängt, diess doch zufolge der Schärfe und Einseitigkeit jenes Gegensatzes selbst zunächst in einer dualistisch

*) Das Genauere auch hierüber in „Seele und Geist", S. 601 ff., und dem 2. Theile der „Weltalter".

auseinanderfallenden Weise geschehen, im blossen Neben einander des einseitig Religiösen (Kirchlichen) und wiederum einer noch einseitig weltlichen und natürlichen Kulturentwicklung. Es ist noch ein analoger, nur schon weit mehr in den Menschen herübergerückter Dualismus, wie im A. Testament. Desshalb geht z. B. die bildende Kunst, nachdem sie anfangs noch von dem stofflichen Interesse der einseitig religiösen Innerlichkeit beherrscht und gebunden ist, doch mit dem sich ausbildenden unmittelbar natürlichen Formbewusstsein, dem sie allein ihre Reife verdankt, schnell in naturalistische Verweltlichung und Veräusserlichung über (wie namentlich in der italienischen und niederländischen Malerei). Das rechtlich bürgerliche Dasein aber, das ohnehin von Anfang eine scharf weltliche Masse geschichtlicher Sonder- und Eigenrechte und ihrer einseitigen Sonderbestrebungen ist, schreitet demgemäss auch ferner nur zur immer ausgebreiteteren und gleichmässigeren Verwirklichung dieses Strebens, zur Ausbildung des selbstisch nationalen Daseins und seiner Kulturform, überhaupt zu immer freierer und ausgebreiteterer Entfesselung des blossen Theilstrebens (Erwerbsstrebens) Aller fort. Die ganze bürgerliche Hervorbringung, statt wie im klassisch antiken Leben ganz von dem geistigen Centrum durchdrungen und geformt zu sein, trägt so vielmehr, trotz aller sonstigen Ueberlegenheit, den materiell äusserlichen, einseitig dem Nutzen, der mechanischen Zweckmässigkeit u. s. w. dienenden Charakter. Die ganze Entwicklung also entspricht noch nicht der organischen, in welcher die einzelnen peripherischen Glieder allmählich immermehr ihren vom beherrschenden Centrum aus geformten und veredelten Charakter erhalten, sondern sie zeigt noch den analogen Dualismus der Seiten, wie die unorganische Erdentwicklung. Und diess stellt sich namentlich auch in dem dualistisch auseinanderfallenden Verhältniss des Deutsch-Universellen, (in welchem das geistige und allgemein menschliche Centrum der ganzen Bildung vertreten ist), und der übrigen einseitig peripherischen Nationalgeister vor Augen. Die ganze Entwicklung geht also erst jenem Ziele zu, wo auf der Grundlage der versöhnten geistig organischen Naturanschauung das innere geistig sittliche

Centrum auch organisirend die gesammte veräusserlichte und verweltlichte Peripherie ergreifen, statt des blossen selbstischen Theilstrebens der bürgerlichen und nationalen Kräfte ihren organisch rechtlichen Berufszusammenhang herstellen und von der geistig schaffenden Kraft des deutschen Mittelpunktes aus auch die umgebende, in Aeusserlichkeit versunkene Welt erneuen wird, wie diess immer deutlicher schon in der jetzigen Weltlage als das schliessliche Ziel hervortritt.

Aus dieser, wenn auch nothgedrungen nur ganz kurzen Parallele der Geschichtsentwicklung mit dem allgemeinen Entwicklungsgesetze der Natur und mit dem organischen mag man ersehen, um wie viel tiefer und reicher der oben gegebene Begriff dieses allgemeinen Entwicklungsgesetzes ist, als derjenige, den man jetzt vielfach auch von darwinistischer Seite auf die geschichtliche Entwicklung der Menschheit angewandt findet, und der gerade die höchsten sittlich centralen Mächte der Geschichtsentwicklung nicht begreiflich zu machen vermag.

β. Die organische Entwicklungsgeschichte bis zum Menschen hin.

92. Betrachten wir jetzt jenes centrale Entwicklungsgesetz genauer in Hinsicht auf die geschichtliche Stufenentwicklung des Organischen, so kann schon die erste Ausbildung eines Nervensystems, sowohl den bezüglichen Thatsachen nach, wie zufolge der innern Natur des betreffenden Stufenunterschieds, unmöglich aus blosser fortschreitender Anpassung an die äusseren Verhältnisse entsprungen sein, sondern nur aus einem selbständigen Entwicklungsakt des allgemeinen schaffenden Centrums. Denn vorerst ist es ein reiner Widerspruch, dass blosse äussere Einwirkungen aus einer noch ganz anders angelegten und in das Peripherieleben noch ganz versenkten Centrumsstufe eine hievon ganz verschiedene höhere Stufe seiner innern Abscheidung hätten hervorrufen können. Sie konnten jedenfalls nur das peripherisch nach aussen bezogene Leben steigern und nach Umständen individueller entwickeln, aber niemals eine der eigenen centralen Grundanlage ganz widersprechende Stufe der inneren Koncentrirung hervorbringen. Ebenso ist eine ganz allmähliche Heranbildung dieser Art durchaus widersinnig, da

schon die erste Thätigkeit des Organismus auf eine solche höhere Koncentrirung hin nur dann einen Sinn hätte, wenn schon dieser Organismus selbst damit etwas für seine Lebensthätigkeit erreicht hätte, so dass gleich anfangs eine (wenn auch noch allereinfachste und niederste) Form eines Nervensystems sich hätte verwirklichen müssen, während ein blosser sachlich noch bedeutungsloser Ansatz dazu, der erst in einer Reihe von Generationen sich ausgebildet hätte, dem Wesen der organischen Thätigkeit rein widerspricht. Endlich aber zeigt sich auch schon bei den ersten Anfängen eines Nervensystems eine Thatsache, die weiterhin, bei dem Ursprunge und Stufengange der Wirbelthiere, naturgemäss noch schärfer hervortritt, dass nämlich diese ersten und niedersten Formen desselben noch einseitig centraler und innerlicher Art, noch am wenigsten auf die peripherische Entwicklung und Bethätigung des Nervensystems angelegt sind. Und so sind also gerade diese Anfänge am meisten gemacht, eine Erklärung aus den peripherischen Einflüssen der blossen Anpassung zu widerlegen, sie weisen am unmittelbarsten auf den schaffend centralen und ebendesshalb im Anfang noch am meisten unentwickelt innerlichen Ursprung der neuen Koncentrationsstufe hin, während erst im weiteren Verlaufe, allerdings vielfach unter den Einflüssen der Anpassung an die äusseren Verhältnisse, auch die individuellere und eigenthümlichere Ausbildung des peripherischen Nervensystems erfolgte. Diess ist das unleugbare Resultat, auf das die unentwickelteren niedreren Anfänge eines Nervensystems hinführen. Die peripherisch ausgebildetere, mehr zu sensibeln und motorischen Sinnesorganen entwickelte Form desselben, schon bei verschiedenen Weichthierarten und noch mehr bei den Gliederthieren, ist erst die spätere Form gegenüber von der noch einseitig nach innen gekehrten, überwiegend dem inneren vegetativen Leben zugewendeten.

Indessen noch ungleich schärfer und augenfälliger tritt dieser einseitig centrale und innerliche Ausgangspunkt naturgemäss bei der Stufe der Wirbelthiere und ihren Anfängen hervor. Gerade jene zum Theil erst neu entdeckten Thatsachen, auf welche sich hier der Darwinismus berufen will, der erste

Ansatz zu einem Rückenmarksstrange, wie er sich im Jugendzustande von Ascidien (Seescheiden) findet, und die gleichfalls noch embryonisch unentwickelte Anlage des Wirbelthiertypus bei dem Lanzettfischchen, verkehren sich von selbst in Beweise für den noch einseitig innerlichen und centralen Ausgangspunkt dieser Stufe, der aller peripherisch nach aussen gewendeten und von aussen her veranlassten Anlage gänzlich entgegengesetzt ist. Denn jene erste Jugendanlage der Ascidien kommt ja nach aussen zu gar keiner Bedeutung und verkümmert desshalb später; und wenn diess auch schon auf einer Degenerirung (Rückbildung) des Thieres infolge festsitzender Lebensweise beruht, so war doch eben diese Rückbildung nur zufolge des von Anfang schon einseitig innerlichen, nach aussen aber ganz unentwickelten Ansatzes des Wirbelthiertypus möglich. Analog verhält es sich bei dem Lanzettfischchen, in gewissem Sinne aber auch noch bei dem ganzen Fischtypus, dieser ersten Wirbelthierklasse, und vor Allem bei dessen ältesten Formen.

Herrscht nämlich schon im Fischtypus überhaupt noch die einseitige centrale Anlage, so dass die ganze peripherische Leiblichkeit noch durch das centrale Organ, das Rückgrat, gebunden und mit diesem unfrei zusammengeschlungen ist, und zeigt so schon der ganze Fischtypus ein weit weniger entwickeltes motorisches und sensibles Gliederleben, als die ihrer allgemeinen Stufe nach doch niedrer stehenden Gliederthiere, so erscheint vollends in den ältesten Fischen dieser unfrei centrale und noch einseitig innerliche Typus in noch weit ausgeprägterer Form. Die Wirbelsäule, diess herrschende Hauptorgan, setzt sich dort noch in den Schwanz hinaus fort, so dass dieser noch gar nicht wie später ein frei peripherisches Organ, sondern gleichfalls noch unselbständig an die Centralanlage gebunden ist. Das Centralorgan selbst aber, die Rückenmarksachse, ist gleichfalls noch einseitig nach seiner innerlichen Bedeutung angelegt, es ist noch bloss knorpelig, nicht wie später in den Knochenfischen (Teleostiern) zum festen äusseren Knochenskelett ausgebildet, das so insbesondere als motorische Grundform für die Leibesbewegungen thätig ist. Vielmehr zeigt sich die nach aussen hin noch unentwickeltere, einseitig

innerliche Bedeutung dieses Centralorgans auch darin, dass statt des späteren Skelettes noch schützende äussere Knochenplatten und eine intensivere Schuppenbildung da sind und die ganze Leiblichkeit noch ungegliederter und schwerfälliger machen. Die centrale Anlage ist also auch nach dieser Seite noch weit mehr nach innen verschlossen, noch nicht so zu freier peripherischer Regung entwickelt. In dem Allem zeigt sich also gleichfalls der selbständig und einseitig centrale, den anpassenden Beziehungen des peripherischen Lebens ganz entgegengesetzte Ursprung des Wirbelthiertypus. Und es bestätigt sich damit wieder jenes allgemeine Entwicklungsgesetz, dass auch die neue höhere Stufe mit dem nach der Peripherie hin noch unausgebildeteren, mehr unfrei centralen Grundtypus beginnt, während nach der Darwinischen Erklärung gerade umgekehrt und von Anfang an die nach aussen hin anpassenden individuellen Beziehungen des peripherischen Lebens das Alles bewirkt haben müssten. Sind also naturgemäss jene unreifsten Fischtypen, das Lanzettfischchen u. s. w., embryonischen Zustandsformen des späteren Fischtypus analog, so ist auch diess nicht in äusserlicher und (wie wir sehen werden) sich selbst widersprechender Weise durch Vererbung und Descendenz von jenen älteren Formen her zu erklären, sondern einfach daraus, dass ja auch die ganze Keimentwicklung ihrer Natur nach von dem noch einseitig centralen und undifferenzirten Zustande ausgehen muss, auch bei den späteren Formen also zuerst noch einseitig die innerlich centrale Grundanlage, und dann erst allmählich die freiere peripherische Ausbildung und Gliederung hervortreten muss. Nur desshalb erscheint auch wiederum der ganze Fischtypus selbst als Analogon zu einer frühen embryonischen Zustandsform der höheren Wirbelthierklassen und des Menschen. Diess ganze Entwicklungsgesetz wird dagegen widersinnig verkehrt, wenn von Anfang die anpassenden äusseren und individuell besonderen Lebensbeziehungen zum Grunde auch für die Entstehung jenes noch einseitig centralen und innerlichen Urtypus gemacht werden. Erst unter Voraussetzung desselben als eines central schöpferischen tritt dann der differenzirende und das peri-

pherische Gliederleben individueller und freier ausbildende Einfluss der Anpassung in sein natürliches Recht.

93. Der weitere Fortschritt des Wirbelthiertypus geht nun zwar bereits auf eine freiere Abscheidung des Centrums und zugleich damit auf entwickeltere und freiere Ausbildung des peripherischen Lebens, aber so, dass wegen des schaffend centralen Ausgangspunktes dieser neuen Formen doch auch sie im Verhältniss zu den äusseren Lebensverhältnissen noch etwas unreif Centrales, eine den äusseren Verhältnissen noch nicht wahrhaft angemessene, sondern relativ noch widerstreitende und unfertige Anlage zeigen. Diess theils desshalb, weil der neuschaffende Entwicklungsakt an den äusseren Verhältnissen noch nicht überall ein seinem Streben wahrhaft entsprechendes Gebiet fand, theils umgekehrt, weil er selbst in seinem centralen Ursprunge nicht sogleich auch die volle und durchgebildete Anpassung an die peripherischen Lebensverhältnisse sich zu geben vermochte. Das Erstere ist da der Fall, wo der neue Ansatz noch innerhalb der Wasserthiere hervortritt, während er seinem eigentlichen Streben nach schon über diesen hinaus zum freieren Luftthier- und Reptilientypus hingeht, wie in den Ichthyosauren, Plesiosauren u. s. w., die mit ihrer Lungenathmung, ihrem Saurierschwanz, der freieren Stellung des Kopfs und Anderem, den Fischtypus einerseits schon ganz durchbrechen, während ihnen doch zugleich der Wasserthiercharakter als etwas verhältnissmässig Unangemessenes noch anhängt. Das Umgekehrte dagegen ist der Fall in jenen Flugsauriern (Pterodaktylen u. s. w.), in welchen die Richtung auf specifische Luftbeziehung, diese am entschiedensten peripherische (vogelartige) Lebensrichtung, die sich in pneumatischer Knochenanlage und den Flugorganen kundgibt, zufolge des centralen und autochthonen Ursprungs der ganzen Form zugleich noch hinter diesem Streben zurückbleibt und noch unfrei reptilienartig an den Boden geheftet erscheint, so dass erst die volle Einwirkung der peripherischen Lebenseinflüsse zu der freien und vollständigen Herausbildung der vogelartigen Lebensform hinführen konnte. Ein solcher Uebergang ist (bis jetzt freilich noch

sehr vereinzelt) im „Archäopteryx“ gefunden worden, in welchem jenen ältesten Fischen analog die Wirbelsäule, also die noch einseitig centrale Anlage, sich bis in den gefiederten Schwanz hinaus fortsetzt, so dass auch dieser erst zu einem freien rein peripherischen Organ sich fortbilden musste. Auch scheint es, dass allmählich noch mehr solcher Formen sich finden, die auf diesen Uebergang zwischen Reptilien- und Vogeltypus hinweisen.

So erscheint auch in den Anfängen dieser Stufe, die vor Allem auf freiere Ausbildung des Peripherielebens innerhalb des Wirbelthiertypus hingeht, als das Eigenthümliche wieder die embryonisch unreife noch einseitig centrale Anlage, nur dass sie jetzt hinsichtlich ihres relativen Missverhältnisses zu den äusseren Lebensbeziehungen so zu bezeichnen ist. Und desshalb haben gerade die Anfänge dieser Stufen gegenüber von der späteren ausgebildeteren Thierwelt etwas so specifisch Abenteuerliches und Phantastisches, erscheinen aber ebendarin wieder als die vollständigste Widerlegung der darwinistischen Erklärungsweise, die auch den Ursprung (nicht bloss die fortschreitende Umbildung) dieser Formen gerade umgekehrt aus der Anpassung an die äusseren Verhältnisse erklären will und so die wirkliche Natur der Thatsachen ganz auf den Kopf stellt.

Alle die verschiedenen hieher gehörigen Stufen dieser grossen Mittelperiode, auch die niedersten (beutelthierartigen) Anfänge des Säugethiertypus, sind also im Wesentlichen auf die freie und volle Ausbildung des Peripherielebens innerhalb des Wirbelthiertypus gerichtet (so dass freilich darin zugleich auch eine freiere Abscheidung des Centrums von der gegliederten Peripherie gegeben ist). Hierin liegt der Grund, dass die schöpferischen Urtypen, ohne welche auch dieser Fortschritt nicht denkbar ist, hier vorzugsweise der fortschreitenden Umbildung durch die äusseren Lebenseinflüsse unterliegen, wie denn vor allem der Vogeltypus, diese ausgebildetste und bis zur Einseitigkeit gesteigerte Beziehung auf das frei peripherische Lebenselement (die Luft), gewiss am wenigsten schon im schaffend centralen (autochthonen) Ursprunge sich vollständig zu verwirklichen vermochte und vorzugsweise

noch der anpassenden Weiterbildung bedurfte, so Vieles auch bei der grossen Dürftigkeit der bisher gefundenen Spuren hier noch im Dunkel liegt. Allein erst mit dem schaffend centralen, und eben desshalb im Vergleich zu den äusseren Lebensbeziehungen noch unreif embryonischen Ausgangspunkt dieser Entwicklung erscheint sie in ihrer vollständigen und wahren Natur.

94. Und diess erhält nun seine vollste Bestätigung durch die letzte grosse Hauptwendung, die in dem Stufengang des thierischen Lebens eintritt, indem nämlich von Neuem die höhere innerlich centrale Ausbildung des Wirbelthiertypus, theils nach der Seite des Gehirnlebens und innerlichen Nervenlebens, theils zusammenhängend damit durch die volle Ausbildung des Säugethiertypus als dieser innerlichsten und koncentrirtesten Form des Geschlechtslebens, das Bestimmende wird, und diess, analog wie früher bei den Fischen, mit verhältnissmässiger Zurückdrängung und weniger gegliederter Ausbildung des peripherischen Gliederlebens. Mit dieser neuen bedeutungsvollen Wendung, wie sie in den Hufthieren und Walthieren als den ersten Formen des höheren Säugethiertypus (gegenüber der noch weit mehr nach aussen gewendeten Anlage der Beutelthiere) hervortritt, beginnt die Tertiärperiode. Die innere Analogie aber, in welcher diess erneute Uebergewicht der innerlich centralen Anlage mit dem Anfange des Wirbelthiertypus steht, zeigt sich am schärfsten eben darin, dass jetzt noch einmal der Fischtypus, wenn auch nur nach seiner ungegliederten Aussenseite, dagegen mit weit höherer innerer Anlage, zu specifischer Bedeutung kommt, eben weil jetzt nach all den oben genannten Beziehungen jene höhere innerliche Anlage das Ziel dieser neuen Entwicklungsstufe bildet, und darüber die gegliederte peripherische Ausbildung zunächst wieder zurückgedrängt wird. In den Beutelthieren war eine solche Ausbildung vorhanden; allein bei ihnen war auch zugleich die ganze Lebensrichtung eine verhältnissmässig noch äusserlichere, wie sich diess schon in der niedreren und den eierlegenden Thieren noch näher stehenden Form der geschlechtlichen Hervorbringung zeigt, bei welcher die Jungen in einem noch viel un-

reiferen Zustande ausgeschieden und auf äusserlichere Weise (mittelst des Aufenthalts in der Tasche) vollends ausgebildet werden. Die vollendete Form der innerlich koncentrirten Gesammthervorbringung, im Gegensatz zu denen, welche der Form der unmittelbaren Theilabscheidung noch näher stehen, ist erst in jenem höheren Säugethiertypus erreicht. Und indem nun überwiegend die höhere Durchbildung dieser inneren Lebensseite, sammt der entsprechenden Organisation des Gehirn- und Nervenlebens, den bestimmenden Ausgangspunkt bildet, nicht aber die individuelle Durchbildung nach aussen, so tritt nun in den Walthieren zugleich die massenhafteste aller Organisationen hervor, eben weil sie mit der innerlich höheren und reicheren Ausbildung, die sie gegenüber von früheren Stufen, namentlich den eigentlichen Fischen voraus hat, doch zugleich das nach aussen massenhaft Ungegliederte verbindet. — Allein auch die Hufthiere, mit der ungegliederten und gegen aussen geschlossenen Anlage, auf die ihr Name hinweist, und die im Wesentlichen mit ihnen zusammengehörigen Dickhäuter mit ihrer schwerfälligeren und massenhafteren Organisation, so wie die der neuen Welt angehörigen Edentaten, die schwerfälligen Faulthiere, Gürtelthiere u. s. w. zeigen, (wenn auch als Landthiere nicht in so auffälliger Weise) die gleiche Richtung auf die höhere innerlich subjektive, nicht aber objektiv nach aussen gewendete Ausbildung*).

95. Auch die grosse Wendung also, die mit den Huf- und Walthieren eintritt, mit ihrem erneuten Uebergewicht der einseitig centralen und innerlichen Anlage, ist nur aus einem selbständig neuen schöpferischen Entwicklungsakte des allgemeinen Centrums zu erklären; auch sie beginnt wieder mit dem verhältnissmässig Ungegliederten, um nachher erst auch die Seite des individuell entwickelten und aneignend und auffassend nach aussen gewendeten Lebens mit der höheren centralen Anlage zu vereinigen. Diess geschieht mit dem Auftreten der Carnivoren in den darauf folgenden Zeiten der Tertiärperiode, und am vollendetsten in dem Affen-

*) Ueber zwei noch besonders charakteristische Typen, Pferd und Elephant, s. „Wahrheit u. Flachheit d. Darwinismus“ S. 80 ff.

typus. Wie in dem Hundegeschlecht, wenn auch erst vollends unter dem Einflusse menschlicher Kultur, die objektiv nach aussen gewendete Auffassungskraft und das hierauf beruhende Seelenleben des Thiers seine höehste Ausbildung erreicht hat, so ist dann die verhältnissmässig universellste, von der speciellen Beschränktheit einzelner peripherischer Lebensbeziehungen und Lebenseinflüsse verhältnissmässig freieste und geschiedenste Anlage des thierischen Seelenlebens, und die demgemässe vielseitigste Ausbildung seiner Leiblichkeit und Lebensweise, im Affen verwirklieht. Aber auch er ist ebendamit ein Beweis der selbständig schaffenden centralen Macht, aus der allein diese umfassendere, von der beschränkenden und specialisirenden Macht der äusseren Lebenseinflüsse verhältnissmässig geschiedenere und freiere Anlage des psychischen Centrums und die demgemässe Gliederung der übrigen Leiblichkeit zu erklären ist. Und doch ist eben diese universellste und freieste Ausbildung des thierischen Lebens bloss eine Steigerung und erhöhte Mannigfaltigkeit der versehiedenen (motorischen wie sensibeln) sinnlichen Theilbeziehungen; und das, worin sich psychisch jene universellere und objektivere Anlage vorzugsweise ausspricht, der bekannte Nachahmungstrieb, den längst die Sprache als das specifiseh Aeffische bezeichnet hat, zeigt in der augenfälligsten Weise nur eben diese gesteigerte und umfassendere Ausbildung der empfänglichen Abhängigkeit von aussen, vom sinnlichen Theilleben. So ist der Affe eben in seiner höheren Anlage doeh nur um so mehr das Gegenbild des Menschen, das specifische hässliche Zerrbild desselben, weil jene universellere Anlage ihn doch nur um so umfassender in die blosse Aeusserlichkeit hineinzieht.

96. Im Affen ist nun zwar ebenso die geschiedenste und umfassendste centrale, wie die gegliedertste und ausgebildetste peripherische Anlage des thierischen Lebens vorhanden. Allein dass aus dieser doch noch so ganz von der Aeusserlichkeit und ihrem Theilleben beherrschten Anlage das gerade Entgegengesetzte, die vollkommene Abscheidung des höehsten Centrums von aller unmittelbaren Rückbeziehung auf das leibliche Theilleben, und die Zurück-

führung der psychischen Offenheit und Unterscheidungsform auf ihre von aller individuellen Theilbestimmtheit (Nervenbestimmtheit) freie und unsinnlich inhaltslose Form hervorgegangen sein soll, und dass diess durch die Einwirkung der äusserlichen Lebenseinflüsse geschehen sein soll, die doch das Seelenleben wie die Organisation in die beschränkten Theilbeziehungen des äusseren Lebens hineinziehen und in ihnen hätten festhalten müssen, diess ist noch widersinniger, als es das ganze übrige Streben des Darwinismus ist, den fortschreitenden Stufengang der innerlichen Koncentrirung aus den blossen Wirkungen der fortgehenden Anpassung abzuleiten. Denn innerhalb des Thierlebens bleibt es trotz seiner tiefgehenden Stufenunterschiede doch immer noch bei der vom Theilleben des Nervensystems beherrschten und in dasselbe versenkten Centrumsform. Im Uebergang zum Menschen dagegen handelt es sich um die Durchbrechung des blossen sinnlichen Theillebens überhaupt, um jene inhaltslos unsinnliche und universelle Unterscheidungsform, die nur durch die Abscheidung einer neuen, auch von der Stufe des sinnlichen Bewusstseins geschiedenen letzten und höchsten Seite des Centralorgans möglich ist. Und wenn schon die vorhergehenden Hauptstufen des Thierreichs nur als Entwicklungsphasen jenes allgemeinen, zur immer vollendeteren und konsequenteren Centrumsform aufstrebenden Grundes sich denken lassen, nicht aber als Fortschritte der in ihrer niedreren Centrumsform schon gebundenen und veräusserlichten Stufen, so ist jetzt vollends im Menschen am klarsten, dass nur jenes über alle besondere Theilbestimmtheit noch hinausliegende und innerlich universelle Centrum auch der Grund dieses seines vollständigen individuellen Gegenbildes sein kann. Im Menschen erst ist das Wesen dieses organisirenden und schaffenden Urgrundes vollkommen offenbar geworden. Nur das noch Unentwickeltste, der von aller individuellen Theilbestimmtheit noch freie Urschoss, kann auch wiederum dem Allerentwickeltsten, der über alles blosse Theilleben erhabenen und universellen Einheitsform, den Ursprung geben; und so wird er in der vollendeten Konsequenz seines individuellen Umbildungsstrebens zum glorreichen Grunde des

Freiesten und Selbständigsten, eben weil er darin allem blossen selbstischen Theilstreben und Theildasein entgegengesetzt ist. Damit also bewährt es sich auch von Seiten der reinen Naturentwicklung als der bleibende Kern des religiösen Bewusstseins, dass der Mensch allein ganz und wahrhaft nach dem Bilde des ursprünglichen Centrums geschaffen ist, und im ersten Ausgangspunkt der Natur und der Erde schon die Hinweisung auf das allem selbstischen Theilstreben entgegengesetzte, geistig universelle und sittliche Ziel liegt.

γ. Die physische und geistige Differenzirung der Menschheit. (Rassenunterschied.)

97. Aus dem schöpferischen Ursprunge des Menschen erklärt sich nun aber auch, ähnlich wie wir diess bei früheren Stufen sahen, um so mehr die Möglichkeit der Differenzirung in die nachherigen Rassenunterschiede, im Gegensatz zu der Zähigkeit, mit welcher jetzt diese schon ausgebildeten und verfestigten Eigenthümlichkeiten sich gegenüber von den äusseren Einflüssen behaupten. Denn auf jenen schaffenden Ursprung der Menschheit konnten die Einflüsse der äusseren Erdoberfläche noch am wenigsten ihre eigenthümlich modificirende Einwirkung üben; differenzirend aber konnten sie ohnehin auch desshalb nicht wirken, weil derselbe seiner Natur nach mehr, als bei jeder früheren Stufe, als ein koncentrirter, auf eine gemeinsame Heimath beschränkter gedacht werden muss. Denn eben weil in diesem vollendetsten Entwicklungsakte es endlich rein die beherrschende Einheit des Centrums war, die sich als solche zu behaupten strebte, und weil also in diesem Akte nichts mehr von einer unmittelbaren Hinrichtung auf die Besonderheit und Mannigfaltigkeit des Theillebens lag, so musste auch dieser höchste Akt der koncentrirteste Gesammtakt bleiben; er konnte nicht, wie frühere, die noch auf das thierische Theilleben sich beschränkten, in partikularer Weise auf ganz verschiedenen Punkten durchbrechen, sondern konnte erst in seiner unmittelbaren Einwirkung auf die Erdoberfläche zu einer Vielheit besonderer Lebenspunkte werden, musste

also noch den gemeinsamen und specifisch menschlichen, noch nicht durch die Besonderheit äusserer Lebenseinflüsse getrübten Charakter tragen. Und erst desshalb, weil er von besonderen Modificirungen und Eigenthümlichkeiten noch unberührt, verhältnissmässig noch unbestimmt und unentwickelt war, konnten im weiteren Verlaufe die geschichtlichen Lebensverhältnisse um so mehr einen besondernden und modificirenden Einfluss üben. Das unbestimmtere (embryonische) Prototyp war noch wesentlich bildsamer und modificirbarer, als die späteren, schon zur vollen physischen und geistigen Eigenthümlichkeit ausgeprägten und verfestigten Rassenunterschiede. Bei der darwinistischen Ansicht dagegen, die den Menschen ursprünglich schon und ganz und gar durch die speciellen äusseren Lebensverhältnisse der fortschreitenden Anpassung herangebildet werden lässt, kann von einem solchen noch unbestimmteren und unentwickelten centralen Ausgangspunkte keine Rede sein; sondern von Anfang hätte sich eine analoge ganz specielle Bestimmtheit bilden müssen, wie jetzt in den besonderen Rassen, wodurch aber die frühere specifische Differenzirbarkeit des Menschen gegenüber von der Festigkeit und Zähigkeit der jetzigen Unterschiede unerklärbar wird.

Dazu kommt, dass mit der Ableitung des Menschen aus einem rein thierischen Stamme auch der Grund der Differenzirung an Tiefe und Stärke weitaus verliert, weil so die geistig geschichtlichen Ursachen, die auf die Differenzirung einwirkten, mehr oder weniger wegfallen würden. Denn auch hier gilt ja wieder die Wahrheit, dass je höher und vollkommener die Stufe der innerlichen Koncentrirung ist, desto grösser und mannigfaltiger auch die Differenzirung der Einzelnen gegenüber von einander ist. Desshalb ist sie bei dem Menschen so weitaus tiefer und mannigfaltiger, als bei Thieren einer und derselben Art, oder ist bei uns Deutschen, die wir am meisten die innerlich centrale und universelle Bildungsseite vertreten, geistig wie physisch stärker, als bei andern Nationen, bei welchen der gemeinsame Nationaltypus stärker hervortritt. Auch nach dieser Seite also verwischt der Darwinismus die volle und tiefere Differenzirbarkeit der menschlichen Natur, statt sie zu erklären. Der jetzige Rassen-

typus aber zeigt ohnehin jedem Unbefangenen ganz deutlich seinen Zusammenhang mit der geistig geschichtlichen Kultureigenthümlichkeit der einzelnen Rassen, so dass vor Allem auch diese (die freilich mit den äusseren Lebensverhältnissen zusammenhängt) auf den leiblichen Typus eingewirkt haben muss.

Bestätigt aber wird diese Entwicklung der Menschheit aus einem gemeinsamen schöpferisch centralen Ausgangspunkte durch die Spur, die in der äusseren Erdbildung und den geographisch geschichtlichen Verhältnissen liegt. Wenn nämlich überhaupt die grossen Hebungen, durch welche die Gestalt und Natur der Kontinente im Grossen und Ganzen bedingt ist, nicht (wie derzeit gleichfalls eine empiristisch äusserliche Auffassung will) auf lokale und zufällige Einzelverhältnisse zurückgeführt werden können, sondern ihrer Natur nach auf jene grossen Entwicklungsphasen zurückgeführt werden müssen, in welchen das Erdcentrum bildend und gestaltend auf die Oberfläche eingewirkt hat, und wenn die letzte Einwirkung dieser Art, die, in welcher der Mensch selbst seinen Ursprung nahm, theils als die koncentrirteste, theils schon als die späteste, auch die eingreifendste und gewaltigste sein musste, so findet sich diess Alles bestätigt an der Stätte, die schon lange her den geschichtlichen Spuren zufolge als Ausgangspunkt der Menschheit betrachtet wurde, nämlich der centralen Erhebung Hochasiens. Hier ist nicht nur die mächtigste, sondern auch (in augenfälligem Kontrast mit den langgestreckten Hebungsverhältnissen der neuen Welt) bei weitem die koncentrirteste Erhebung der Erde, und hier ist zugleich der Ort, wo am meisten verschiedenartige Hauptrassen zusammengrenzen. Jene mächtigste Erhebung der Erde ist also auch die Spur ihres innerlich höchsten und koncentrirtesten Entwicklungsaktes. Das, was am vollständigsten und freiesten über die Aeusserlichkeit der blossen Erdperipherie sich erhob, muss auch äusserlich als die mächtigste Durchbrechung derselben und als die freieste Erhebung über die selbstlos niederziehende Macht der Schwere sich bekunden. Aber freilich kann die Stätte, an welcher die Macht des schaffenden allgemeinen Centrums sich so bethätigte, nicht auch die sein, welche

für die spätere, frei individuelle Ausbildung der Menschheit geeignet war. Ihr physiseher Ausgangspunkt und die Stätte ihrer vollen geistigen Durchbildung liegen naturgemäss auch räumlich weit auseinander.

98. Für die spätere Differenzirung der Mensehheit aber kommen dann noch bestimmtere Verhältnisse, sowohl von Seiten der physisehen Erdentwieklung, als noeh mehr von geistig gesehichtlieher in Betraeht. Jene Zeit nämlieh, in welcher der sehaffende allgemeine Muttersehoss noeh in dieser naeh aussen geöffneten, auf die Peripherie hinausbezogenen Entwieklungsthätigkeit war, musste auch für die Erdoberfläehe selbst ein andres, noch unter diesem allgemeinen Einfluss stehendes und darum gleiehmässigeres Klima mit sieh führen, als das ihres jetzigen, sieh selbst überlassenen Zustands. Wie der Menseh selbst die vollendete und speeifische Offenbarung jenes allgemeinen Centrums ist, so steht aueh ebendamit seine Ursprungszeit noeh unter diesem naehwirkenden Einfluss und seiner Gleichmässigkeit. Allein eben mit der Vollendung dieses organisirenden Entwieklungsstrebens musste nun auch für immer der Uebergang in eine ganz andere Periode sieh vollziehen. Die sehaffend aufstrebende Jugendzeit der Erde ist vollendet, und das noeh fortwirkende allgemeinere Gesetz der individuellen und von der ursprünglichen individualitätslosen Zusammenfassung sieh losseheidenden Umbildung muss daher wieder in die anfängliehe und unorganisehe Form blosser unmittelbarer Theilabseheidung zurüeksinken, eben weil (wie wir früher ausdrüeklich sahen) in jenem höehsten Entwieklungsakte sieh diess schaffende Gesammtstreben des Erdganzen vollendet hat und nieht sich in neuen Akten fortsetzen kann. So musste gerade jene specifisch nach aussen geöffnete und sehaffende Beziehung jetzt um so stärkere unorganisehe Theilabscheidungen zur Folge haben, als die Naehwehen, mit denen der allgemeine Muttersehoss sieh nun gegen die frühere nach aussen geöffnete Beziehung absehloss. Die Periode der selbständig äusserlichen Trennung der Erdoberfläehe von dem früheren beherrschenden Einflusse des allgemeinen Muttersehosses tritt ein, und damit die beginnende sehärfere Differenzirung der

Zonen und Klimate. Analog der männlichen Reifezeit des Menschen tritt jetzt anstatt der physisch schaffenden Fortentwicklung die geistig geschichtliche. Auf diese aber übt nun der eintretende scharfe Unterschied der Zonen und Klimate seinen tiefen differenzirenden Einfluss.

Nur aus jenem verhältnissmässig raschen Uebergang der lebendig schaffenden und nach aussen geöffneten Centrumsthätigkeit in die gegen aussen abgeschlossene und von der Erdoberfläche geschiedene Zustandsform erklärt sich jene Erscheinung, die in so merkwürdiger Weise zwischen den Abschluss der organischen Entwicklung und die jetzige Zustandsform der Erdoberfläche sich einschiebt, die sogenannte Eiszeit, in welcher sich ja schon die Spur des Menschen findet. Denn dass dieselbe im Ganzen nicht als etwas bloss Lokales zu betrachten und aus lokalen Verhältnissen (anderer Richtung von Meeresströmungen u. s. w.) abzuleiten sei, darauf weisen jetzt schon, so unzureichend auch noch die Untersuchungen sind, die Spuren auf der südlichen, wie auf der nördlichen Halbkugel hin. Aus der blossen fortschreitenden Abkühlung der Erdoberfläche als solcher aber ist diese Eiszeit und ihr eigenthümlicher Zeitpunkt anerkanntermassen nicht zu erklären*). Sowohl dieser, als das verhältnissmässig Rasche dieses Umschwungs gegenüber von der früheren gleichmässigeren und wärmeren Temperatur der Erdoberfläche erklärt sich nur aus jenem centralen Entwicklungsgesetze der Erde. Denn mit der verhältnissmässig rasch eintretenden Erkältung der Oberfläche, die sich an den Abschluss jener schaffend nach aussen geöffneten Beziehung des Erd-Innern knüpfte, musste eine Uebergangszeit zunehmender atmosphärischer Niederschläge eintreten, in welcher die von früher her noch unselbständig aufgelöste gasförmige Masse in die dichtere Zustandsform überging und so wegen des weit feuchteren atmosphärischen Zustandes jene Eisbildung eintrat, bis mit der durch die allmähliche Abkühlung selbst herbeigeführten Ab-

*) Auch die sich nach einander ablösenden Erklärungsweisen aus kosmisch astronomischen Verhältnissen der Erde und angeblich wiederkehrenden Eisperioden halten nicht Stand.

nahme der atmosphärischen Feuchtigkeit und der Niederschläge auch jene Wirkung derselben abnahm und (natürlich unter lokal verschiedenen Verhältnissen) dem jetzigen Zustande Platz machte. Die Eiszeit also ist der natürliche scharfe Durchgangspunkt, in welchem das auf sich selbst gestellte Leben der Erdoberfläche und der Menschheit sich aus dem anfänglichen Zusammenhang mit dem sich jetzt abschliessenden ursprünglichen Mutterschoss losrang. Darum fasst in ihrer Weise auch die religiöse Sage diesen Durchgangspunkt (in der Anschauung von der grossen Fluth) als Folge einer Entfremdung des Menschen von seinem Urgrunde, als ein Strafgericht.

99. Und allerdings muss neben diesem physischen Heraustreten aus dem Urzustande auch eine geistig geschichtliche Auflösung des ursprünglichen noch unselbständig gemeinsamen und selbstlos undifferenzirten Anfangszustandes der Menschheit einhergegangen (oder vorausgegangen) sein. Denn das Erste ist naturgemäss auch in der menschlichen Entwicklung wieder die noch ganz unfreie Versenktheit in das Ganze, d. h. hier das noch rein abhängige Bewusstsein des blossen an die Natur hingegebenen sinnlich praktischen Bedürfnisses, das so zu sagen als dieser noch rein selbstlose Zug der Schwere den Menschen an die Natur bindet und von ihr abhängig macht. Dieses geistig noch ganz unfreie Bewusstsein konnte durch die äusserlich physische Freiheit gegenüber von der Natur nicht im Mindesten aufgehoben werden, weil ja auch diese Freiheit nur als ein von der bedingenden Natur Gegebenes erschien; und in diesem noch rein abhängigen Bewusstsein hatte nun der Mensch auch ebendesshalb noch nicht einzelne Naturmächte (gegenüber von welchen er ja als relativ selbständig dastünde), sondern noch unmittelbar die bedingende Natur als Ganzes sich gegenüber, als eine praktische Gesammtordnung, oder (nach seiner rein praktisch gefärbten Anschauung) als einen Gesammtwillen, von dem er sich in selbstlos universeller Weise abhängig wusste, und in welchem er ein für Alle giltiges Gesetz gleichmässigen und friedlichen Nebeneinanderbestehens anschaute. Dieser (gerade in der völligen Unfreiheit seines

Bewusstseins) noch selbstlos unschuldige und gemeinsam universelle Ausgangspunkt der Menschheit verschwand erst mit dem erwachenden Bewusstsein der inneren selbstisch natürlichen Freiheit und Eigenheit, mit welchem er nun erst der Natur, wie den Einzelnen neben ihm, als ein relativ selbständiger gegenübertrat, und mit welchem also auch erst das Verhältniss der selbstisch rohen Gewalt, wie der abergläubischen Entzweiung mit der Natur begann. Gleich der physischen Gemeinsamkeit des centralen Ursprunges war es also auch noch die unselbständige geistige Einheit, die den Ausgangspunkt der Menschheit zu diesem noch undifferenzirten machte. Das physische, wie das geistige Heraustreten aus diesem Urzustande erst, die beginnende selbstisch mannigfache Besonderung und Entwicklung, die gleichzeitig an den schärfer hervortretenden Unterschieden der Zonen und des Klima's ihre Förderung fand, führte die geschichtliche Differenzirung in ihrer ganzen, ebenso geistig wie physisch begründeten Macht herbei.

Diese Differenzirung ist zwar ein ebenso nothwendiger Fortschritt, wie sie es analog in der ganzen Naturentwicklung ist. Allein wie demnoch schon die planetarische Entwicklung gegenüber von ihrem kosmisch universellen Ausgangspunkte, den Urkörpern, und wiederum die peripherische Theilentwicklung in den Planeten gegenüber von ihrem ursprünglichen noch individualitätslosen Ganzen eine selbstische Verfinsterung und Erkaltung ist, so ist auch jene geschichtliche Differenzirung der Menschheit zugleich eine selbstische Trübung und Verdunkelung des ursprünglich noch lichten und universellen Ausgangspunktes. Denn wie geistig das Bewusstsein der einen und ungetrübten Natur und der sich an sie knüpfenden gemeinsamen Ordnung verschwindet, so trübt und entstellt sich nun auch physisch der ursprüngliche specifisch menschliche Typus zu mannigfacher Entartung. Ja es tritt auch im eigentlichen physischen Sinne die Verdunkelung ein. Denn wenn unzweifelhaft die helle und (mittelst des Blutes) den verschiedensten Regungen Ausdruck gebende Hautfarbe zur vollen und specifischen Erscheinungsseite des Geistes- und Gemüthslebens mitgehört, so hat sicherlich im ursprünglichen

und von den peripherischen Lebenseinflüssen noch nicht so berührten Typus der menschlichen Natur auch diese Seite nicht gefehlt. Erst die geschichtliche Entartung in das selbstisch Rohe und Sinnliche hat zusammenwirkend mit äusseren Einflüssen auch jene dem specifisch geistigen und menschlichen Charakter entgegengesetzte, der thierischen Aeusserlichkeit und Zufälligkeit näher stehende Verdunkelung hereingebracht.

Nach allen Seiten also gilt es, auch im Ursprunge der Menschheit, ebenso wie in der Naturentwicklung, das noch selbstlos Universelle und Undifferenzirte als den Ausgangspunkt zu erkennen. Wie der Anfang der Natur das rein selbstlose Gegenbild ihres geistigen Schlusses ist, so ist auch der geschichtliche Anfangszustand noch kraft der reinen Unfreiheit dasselbe, was der Schluss in der vollendeten Freiheit sein soll, nämlich innere Einheit mit der Ordnung des Ganzen. Darin liegt nach der geschichtlichen Seite hin die Wahrheit der religiösen Anschauung, dass der Mensch ursprünglich gut und unschuldig, noch nicht selbstisch roh gewesen sei, so wie sie nach der Naturseite hin darin liegt, dass nicht das selbstisch finstre und kalte Theildasein, sondern die lichte universelle Einheit das Erste, und nicht das selbstisch thierische Leben und sein Kampf um das Eigendasein, sondern jener allem selbstischen Theildasein noch gänzlich entgegengesetzte universelle Grund es ist, aus dessen Entwicklungsakt der Mensch hervorgegangen ist.

δ. Die menschliche Keimentwicklung.

100. Obwohl nun im Menschen das organische Entwicklungsstreben sowohl nach Seiten des geschiedenen Centrums, als des gegliederten Peripherielebens seine volle Verwirklichung gefunden hat, so muss doch nach dem Früheren in der leiblichen Entwicklung des Menschen dasselbe Gesetz sich wiederholen, das für alle Keimentwicklung gilt. Diese von allem organischen Werden und speciell von der geschlechtlichen Hervorbringung unabtrennbare Nothwendigkeit schliesst daher auch an sich selbst die Analogie mit thierischen Entwicklungsstadien in sich, die aber darum nichts weniger als ein Beweis für die Descendenz von früheren thieri-

schen Stammeltern ist. Vielmehr ist diese Auffassung der Keimentwicklung, als einer angeblichen kurzen und zusammengedrängten Wiederholung früherer Descendenzstufen, ebenso in sich selbst ein reiner Widerspruch, eine Aufhebung des wahren Wesens der Vererbung, als sie durch die Entwicklungsthatsachen bei den degenerirten Thierarten Lügen gestraft wird.

Vererben nämlich kann sich in Wahrheit nur die Stufe und Art, welcher die zeugenden Eltern selbst angehören, nicht aber ebenso eine ganz andere niedrere, welcher frühere Stammeltern angeblich angehört haben sollen. Der Fischtypus z. B., obwohl er auch schon den Grundcharakter des Wirbelthiers hat, ist doch durch die spätere und höhere Stufe, die des Säugethiers u. s. w., aufgehoben; er kann nicht so zu sagen innerhalb derselben sich gleichfalls als eine Vorstufe zum reifen Typus mitvererben. Eine solche Vererbung all der früheren angeblichen Descendenzstufen würde das widersinnigste in einander geschachtelte Fortbestehen der verschiedensten Entwicklungsstufen in einem und demselben Typus voraussetzen. Vielmehr ist es nur die im Wesen aller geschlechtlichen Hervorbringung liegende Nothwendigkeit der Keimentwicklung, welche auch die Analogie mit früheren Stufen in sich schliesst; diese Nothwendigkeit dagegen auf eine Vererbung zurückzuführen, ist die sinn- und begrifflosesto Aeusserlichkeit, die, statt sich klar zu machen, was im Wesen der geschlechtlichen Hervorbringung liegt, vielmehr Alles aus angeblich nachwirkenden geschichtlichen Verhältnissen erklärt.

So wird sie denn auch durch die Keimentwicklung degenerirter Thierformen vollständig widerlegt. Denn obgleich diese allerdings Stadien ihres ursprünglichen nicht degenerirten Zustandes durchläuft, so wiederholt sie doch niemals, wie es nach jener angeblichen Erklärung sein müsste, auch die Zustandsform, die sie in der ausgebildeten Reife ihrer noch nicht degenerirten Form gehabt haben muss, sondern nur unreife Vorstadien derselben. Da es nämlich nur die peripherisch nach aussen bezogene Lebensseite ist, welche infolge der Anpassung an specielle äussere Lebensverhältnisse (z. B. infolge Schmarotzerlebens) eine Rückbildung erfahren

hat, während das Thier seiner innerlich centralen und ursprünglichen Grundanlage nach immer noch der höheren Stufe angehört, und da diese höhere Grundanlage bis zu einem gewissen Punkte auch eine ursprüngliche höhere Ausbildung der peripherischen Lebensseite in sich schliesst, so erklärt es sich vollständig, dass bei diesen degenerirten Thieren auf einer früheren, noch nicht zur Bestimmtheit ihrer jetzigen Lebensform fortgeführten Phase der Keimentwicklung sich noch eine höhere (nicht degenerirten Thieren dieser Klasse ähnliche) Anlage zeigt, als nachher im ausgebildeten und den jetzigen speciellen Lebensverhältnissen angepassten Zustande. Obgleich also bei solchen Thieren jene frühere Entwicklungsphase für sich betrachtet eine höhere und peripheriseh gegliedertere ist (mit höheren Sinnesorganen), so ist doch auch diese Anlage gegenüber vom nachherigen ausgebildeten Zustand insofern als der noch unbestimmtere und allgemeinere (so zu sagen nur erst ideale) Grundplan zu betraehten, weil er noch nicht bis zur speciellen Bestimmtheit der jetzigen, äusseren und realen (wenn auch saehlich niedreren) Lebensverhältnisse fortgeführt ist, die sachlich freilich eine Verkümmerung der früheren Anlage enthalten. Allein niemals kehrt also in dieser Keimentwicklung die frühere ausgebildete Form wieder, desshalb weil diess ganz dem Wesen der geschleehtlichen Hervorbringung und Keimentwicklung widerstritte, die immer von der noch allgemeineren und der ausgebildeten Lebensform fernerstehenden Grundanlage aus allmählich zur Bestimmtheit dieser ausgebildeten jetzigen Lebensform fortsehreitet, also unmöglich hierin die ausgebildete Bestimmtheit der früheren, noch nicht degenerirten Lebensform durchlaufen, sondern nur unreife Vorstadien mit ihr gemein haben kann. So nichtig erweist sich auch hier die Ansicht, als ob die Keimentwicklung nur eine vererbte Wiederholung früherer Descendenzstufen wäre. Auch in der Keimentwicklung der degenerirten Thiere wirkt nicht die Descendenz als solche nach, sondern nur der auch in den degenerirten Thieren in gewissem Sinn noch gebliebene centrale Grundplan. Denn wenn z. B. bei jenen früher genannten Aseidien (Seescheiden), in deren unreifem Jugendzustande sich ein Ansatz zum Rückenmarks-

strange (also zum Wirbelthiertypus) zeigt, die Verkümmerung, die im ausgebildeten Zustande stattfindet, sich selbst auf jenes centrale Organ erstreckt, so kommt diess nur daher, weil die peripherische Lebensseite hier eine so ganz ungegliederte und rohe Form annimmt und selbst im ursprünglichen noch nicht degenerirten Typus dieser Thiere ohne Zweifel eine sehr unausgebildete war, so dass ebendesshalb die mit der festsitzenden Lebensart verbundene Degenerirung um so leichter eintreten konnte. Allein selbst hier hat doch, wenn auch in so verkümmerter Weise, der ursprüngliche centrale Grundplan sich relativ forterhalten, und tritt daher in der noch unreifen, noch nicht zur vollen Bestimmtheit der nachherigen Lebensverhältnisse vorgedrungenen Entwicklungsphase noch deutlicher hervor.

101. Aus diesem wahren Begriffe der Keimentwicklung erklären sich nun von selbst alle die Analogieen mit niedreren (thierischen) Stufen, welche auch der menschliche Keim durchläuft, ohne dass diess auf jene in sich selbst widersinnige Vererbung angeblicher niedrerer Descendenzstufen zurückzuführen wäre. Die sogenannte Dotterfurchung, d. h. die Besonderung der ursprünglichen Keimzelle in eine grössere Anzahl von Zellen, ist der erste antithetische Durchgangspunkt, den die noch ganz unentwickelte Einheit des Keimes nehmen muss, um sich zu einer Mehrheit bestimmterer Organe entwickeln zu können. Von hieraus aber geht die Entwicklung unmittelbar auf die Anlage des Medullarrohrs, dieser allgemeinen Centralanlage des künftigen Wirbelthiers, ohne dass sie, wie nach der Descendenztheorie zu erwarten wäre, vorher irgend welche niedrere Uebergänge zu demselben zeigte. Dass nun die erste, noch unausgebildetste und unbestimmteste Anlage jenes Centralorgans (Primitivrinne) eine Analogie mit jener noch unausgebildetsten Form des Wirbelthiertypus zeigt, wie sie im Lanzettfischchen vorhanden ist, diess liegt in der Sache, ebenso wie die anfängliche Analogie mit dem Fischtypus überhaupt, da ja anfänglich noch alle spätere peripherische Gliederung in ganz unentwickelter und undifferenzirter Weise in jene blosse Centralanlage beschlossen ist. Allein eben weil diess im Wesen der Keimentwicklung überhaupt liegt, ist es

nichts als reine Absurdität, in solchen Analogieen Beweise der angebliehen Descendenz vom Fischtypus her sehen zu wollen. Widersinnig ist es insbesondere, von sogenannten „Kiemenbögen“ zu reden, indem man die noch unentwiekelten Ansätze, aus denen nachher die untern Gesichtstheile (insbesondere die Kiefern), sowie das Gehörorgan sich bilden, in dieser Weise benennt. In ihrer noch unbestimmt rundliehen Form zeigen diese Ansätze naturgemäss nur den analogen Charakter, wie auch die stummelartig abgerundeten ersten Ansätze zu Armen und Beinen etc. Ueberall ist dieser noeh rundlich ungegliederte Charakter die natürliche Form des noch nieht besonderten und gegliederten Entwicklungszustandes, der vielmehr noch in einem gemeinsamen central bildenden Ausgangspunkte die späteren besonderen Glieder beschlossen hält. Und wenn bei den Fischen jene sogenannten Kiemenbögen in einer (übrigens schon weit speeielleren und von jener Organsform des mensehlichen Embryo abweichenden) Gestalt wirkliche Kiemen werden, so ist diess zufolge des ganzen Verhältnisses, welches der Fisehtypus, als die noch einseitig centrale und ungegliederte Anfangsform des Wirbelthiertypus, zu dessen höheren Formen einnimmt, so natürlich, dass nur eine Verzerrung des natürlichen Entwieklungsgesetzes in das empiristiseh Aeusserliche daraus Schlüsse jener Art ziehen und von Fisehen als wirklichen Ahnen des Menschen reden kann.

Wie mit den angebliehen Kiemenbögen, ist es dann mit dem angebliehen thierischen Schwanze, der in den ersten Monaten der menschlichen Keimentwieklung vorhanden, allmählieh wieder verschwinden und in den Wirbeln am unteren Ende der Wirbelsäule seine Spur hinterlassen soll. Dieser angebliehe thierische Schwanz ist wieder niehts Andres als das anfängliehe einseitige Hervortreten der noeh bloss centralen, dagegen nach der peripherisehen Seite noch ganz unentwiekelten Anlage. Zufolge dieses nothwendigen Entwicklungsganges muss anfänglieh die Rüekenmarksachse, diess centrale Grundorgan, noch einseitig für sieh die Grundform des Ganzen bilden, ohne naeh unten in irgendwie ausgebildete peripherisehe Gliedmassen überzugehen. Da vielmehr der erste Ansatz zu den späteren Beinen und Füssen noch ein ganz

kleiner ungegliedert rundlicher Stummel ist, so kann derselbe nur erst als eine Hervorragung an der als Grundform erscheinenden Centralachse hervortreten. Dass er aber nicht unmittelbar am Ende der Wirbelsäule hervortritt, in der Art wie diess nachher mit den unteren Gliedmassen geschieht, diess ist ja eben darin begründet, dass von deren nachheriger ausgebildeter Form noch nichts vorhanden ist. Wollte man also behaupten, der erste Ansatz zu den Beinen müsste, wenn unsere Auffassung Recht hätte, gleich von Anfang am Ende der Wirbelsäule hervortreten und deren schwanzartige Hervorragung ausschliessen, so hiesse das nichts andres, als dass man den noch einseitig centralen und unentwickelten Ausgangspunkt dieser, wie aller andern Seiten der Keimentwicklung gar nicht verstehen und in fälschlich begriffloser Weise von Anfang schon den Typus der speciell ausgebildeten spätern Form erwarten würde.

Sofern nun in jenem anfänglichen einseitigen Hervortreten der Wirbelsäule das specifisch Menschliche noch ganz unentwickelt ist, so hat jene Entwicklungsphase allerdings einen noch unbestimmteren allgemein thierischen Charakter; allein sie hat ihn durchaus nicht in dem gänzlich verkehrten und dem wirklichen Entwicklungsgesetz ganz widersprechenden Sinn, welchen der Darwinismus hineinlegt, dass jene Hervorragung auf ein specielles, einer früheren Descendenzstufe des Menschen angehöriges thierisches Organ hinweisen würde. Dagegen ist sie mit der früher erwähnten Form bei den älteren Fischgeschlechtern insofern analog, als auch diese gegenüber von den späteren (peripherisch entwickelteren) in einer noch einseitigeren embryonischen Weise das Uebergewicht der noch bloss centralen Anlage zeigt.

Aus der noch unbestimmteren und insofern noch allgemein thierischen Natur der früheren Entwicklungsphasen erklärt sich auch die in einem gewissen Stadium (vom fünften Monat an) hervortretende Neigung zu einer Behaarung. Denn so lange die Ausbildung noch in jenem allgemeineren thierischen Stadium ist, muss sie auch ebendamit bis zu einem gewissen Grade an der für die bloss thierische Natur so wesentlichen Richtung auf schützende Behaarung theilnehmen,

die aber mit der entschiedeneren Annäherung zum specifisch Menschlichen hin wieder verschwinden muss.

102. Alle derartigen Phasen also, auch diejenigen, welche ihre Spur in bleibenden sogenannten rudimentären Organen hinterlassen, (zu welchen z. B. die männlichen Brustdrüsen, der wurmförmige Anhang des Blinddarms etc. gehören), haben ihren Grund durchweg in der noch unbestimmteren Anlage einer früheren Entwicklungszeit, welche z. B. auch in geschlechtlicher Hinsicht erst im Verlauf ihre bestimmtere und entschiedene Richtung erhält, während sie im Anfang noch von unbestimmteren und desshalb für beide Geschlechter gemeinsamen Grundanlagen ausgeht. So ist also z. B. in der allgemeinen Richtung des Organismus auf fortpflanzende Hervorbringung auch die auf produktive Ernährung mitenthalten, welche sich an die Brustorgane knüpft, und so kann in der Keimentwicklung auch bei dem Manne der Ansatz zu dieser Richtung nicht ganz fehlen, sondern sinkt nur im weiteren Verlaufe zu einem rudimentären herab, so dass der Organismus nach dieser Seite nun gegen aussen sich abschliesst, während sie nur bei dem Weibe zu einer wirklich nach aussen offenen und produktiven Richtung sich entwickelt*).

Die Descendenztheorie hat also zwar nach der Seite etwas mit dem natürlichen Entwicklungsgesetze Gemeinsames, als auch sie einen dem geschichtlichen Entwicklungsgang des Organischen analogen Fortschritt von dem noch gleichmässig Einfachen und Undifferenzirten zu der ebenso differenzirtesten, wie koncentrirtesten Stufe erkennt. Allein wie dem paläontologischen Entwicklungsgang und dessen Thatsachen, so widerspricht sie auch dem Wesen der Keimentwicklung in der gröbsten Weise, indem sie durch jene widersinnige angebliche Vererbung all der früheren Descendenzstufen den in Wahrheit noch unbestimmten und unentwickelt allgemeinen Charakter früherer Entwicklungsstadien vielmehr in eine Wie-

*) Ueber Anderes, was noch hieher gehört, wie jener Anhang des Blinddarms, oder das sogenannte suprakondyloide Loch im Oberarmbein, zu welchem gewöhnlich bei dem Menschen nur während der Keimentwicklung der Ansatz vorhanden ist, vgl. die Schrift des Verf. „Wahrheit und Flachheit des Darwinismus".

derholung specieller Eigenthümlichkeiten früherer Descendenzstufen verkehrt. Sie zeigt auch, zu welcher begrifflosen Absurdität die Darwinistische Auffassung bei der Entwicklung des Geschlechtscharakters durch ihre Konsequenzen hingeführt wird, indem sie dem Obigen zufolge ein widersinniges, bis tief in den Wirbelthiertypus sich hineinziehendes Zwitterthum angeblicher früherer Descendenzstufen annehmen muss!

Aus dieser Natur der Keimentwicklung folgt nun von selbst, dass sie erst zuletzt nach allen Seiten hin zur vollständig bestimmten und ausgeprägten specifisch menschlichen Form fortschreiten kann, während sie also in dem zunächst vorausgehenden noch unbestimmteren Stadium auch nothwendig eine Aehnlichkeit mit der ihr zunächst stehenden Stufe der Säugethierklasse, d. h. mit der Keimentwicklung dieser, durchlaufen muss. Allein auch in dieser äusserlichen Aehnlichkeit mit anderen Säugethieren, insbesondere dem Affen, ist doch schon die Grundlage der specifisch geistigen Gehirnorganisation vorhanden, nur dass diese und ihr specifisch gestaltender Einfluss auf die ganze übrige Leiblichkeit noch nicht soweit ausgebildet ist, dass schon in der ganzen Bildungsform das unterscheidend Menschliche zur Ausprägung käme.

Im Wesen der menschlichen Natur also liegt es, dass sie unter allen die längste Keimentwicklung durchläuft, dass sie auch hierin den vollständigsten Gegensatz zu jenen niedersten Anfängen des Lebens bildet, welche wegen ihrer noch gleichmässig undifferenzirten Natur fast noch gar keine Entwicklung durchlaufen und daher auch mit so grosser Schnelligkeit sich vermehren. Ebenso ist die Altersentwicklung bis zur Reifezeit, die Schwäche und Unmündigkeit, bei dem Menschen am längsten, weil seine ganze Ausbildung nicht auf die unmittelbar sinnliche und instinktive Bethätigung, sondern auf die vom geistigen Centrum aus beherrschte hingeht, seine Kindheit also gegenüber von der thierischen Entwicklung eine hilflos schwache und unselbständige, auf die elterliche Vorsorge angewiesene bleibt.

2. Die Altersentwicklung des Menschen.

103. Da die Ausbildung des Geisteslebens erst auf der Grundlage des sinnlichen möglich ist, so ist das Seelenleben des Kindes zunächst noch ein rein sinnliches, während das Geistesorgan noch im rein vegetativen Process seiner Ausbildung begriffen, also in einem schlummerartigen Zustande ist. Aber auch das rein sinnliche Seelenleben ist, mit dem späteren verglichen, noch in einem unselbständigeren Zustande, da zwar der erregte Offenheitszustand der Theile, an welchen das psychische Leben geknüpft ist, hier schon vorhanden, aber zufolge des gleichfalls noch in der Ausbildung begriffenen Zustandes der Centralorgane noch einseitig von der Naturseite her gesetzt, noch nicht so zu selbständig psychischer Erregtheit befähigt ist. Denn wenn auch in allem Seelenleben die einmal vorhandene psychische Thätigkeit selbst mitbestimmend auf den inneren Offenheitszustand der psychischen Organe einwirkt, so ist doch ein wesentlicher Unterschied zwischen jener noch überwiegend von der Naturseite her gesetzten Form desselben, wie sie im ersten Kindesalter ist, und der späteren, in welcher die eigene psychische Thätigkeit schon mit ausgebildeterer Selbständigkeit wirkt. Demzufolge ist auch der Gegensatz zwischen dem wachen und dem bloss vegetativen Zustand, dem Schlafe, ein geringerer, als bei dem schon Herangewachsenen. Auch muss der Schlaf noch überwiegen, eben weil die vegetative Ausbildung der Organe noch im Werden ist. Einen noch bestimmteren Grund aber hat diess Alles auch im specifischen Zustande der Stofftheile der psychischen Organe, indem dieser (analog wie im übrigen Leibe) noch nicht zu so selbständiger Individualität ausgebildet ist, wie später, also in einer noch unselbständigeren Weise dem unmittelbaren Naturzusammenhange unterworfen ist. Das Kindergehirn ist noch breiiger, wasserreicher und fettärmer, als das der Erwachsenen, und besonders ist die am letzteren sehr deutliche Faserung noch nicht so zu erkennen. So kann nun der psychische Offenheitszustand der Theile gegen einander zwar leichter eintreten, allein theils geschieht diess also mehr kraft des unmittelbaren Naturprocesses, theils

bildet es noch keinen so ausgeprägten Gegensatz zum bloss vegetativen (schlafenden) Zustande. Erst indem auch die Stofftheile selbständiger und individueller gegen einander werden, tritt auch ihr Offenheitszustand in schärferen und psychisch selbstthätigeren Gegensatz gegen den Schlaf. Desshalb nimmt auch gleichzeitig der phosphorhaltige Fettgehalt des Gehirnes zu, der als ein wesentliches Mittel dient, den selbstthätigeren Offenheitsprocess des Organs zu ermöglichen.

Was nun vom rein sinnlichen Seelenleben des Kindes gilt, das hat ebenso seine Anwendung auf sein erwachendes geistiges Leben. Auch wenn das Geistesorgan allmählich in den wachen Zustand eintritt, ist doch zufolge seiner noch in der vegetativen Ausbildung begriffenen Unreife jene Offenheit und Erregtheit in einer unselbständigeren Weise noch von der unmittelbaren Naturseite her (d. h. kraft des unmittelbar natürlichen Processes) gesetzt, so dass die selbständigere Geistesthätigkeit, vor Allem das Denken, ebenso aus diesem Grunde, wie zufolge des noch unausgebildeteren Zustands des Geistesorgans überhaupt, viel schwächer ist, und die unmittelbar empfängliche Seite des Seelenlebens und die durch sie angeregten Triebe überwiegen. Beherrschung des geistigen Lebens durch den Inhalt der sinnlichen Empfindungen, Anschauungen und Triebe, leichte Erregbarkeit, aber auch rascher Wechsel der Gefühle und Triebe ohne tiefere Nachhaltigkeit derselben, dagegen lebhaftes und andauerndes Nachwirken der noch frischen und weder durch Ueberfülle des Inhalts, noch durch selbständige Geistesthätigkeit abgeschwächten Erinnerung (wenigstens nach ihren hervorragenderen Eindrücken), — diess macht also die specifische Eigenthümlichkeit des Kindesalters aus, die sich demnach kurz zusammenfassen lässt als empfänglich lebhafte und wechselnde Abhängigkeit des Seelenlebens von der Aussenwelt.

104. Zu einer ganz anderen Selbständigkeit und Innerlichkeit erwächst nun dagegen das geistige Leben des Jünglingsalters, indem theils das Geistesorgan selbst an Umfang und innerer Ausbildung zunimmt, theils ebendamit dessen psychischer Offenheitszustand nicht mehr in so überwiegend passiver Weise von der Naturseite her gesetzt und also auch

nicht mehr so einseitig empfänglicher Art ist, sondern schon weit mehr durch die selbständige Aktivität bestimmt ist und sich zu tieferer Innerlichkeit der Phantasie und des Denkens erhebt, während zugleich durch die reifende körperliche Kraft überhaupt und das Erwachen des mächtigsten, auf schaffende Hervorbringung gerichteten Triebes, des geschlechtlichen, auch das unmittelbare Gemüthsleben an Stärke und Tiefe gewinnt. Allein diese nun beginnende selbständige Innerlichkeit und Tiefe steht ihrer Natur nach zunächst im einseitigen subjektiven Gegensatz gegen die bedingende Aussenwelt, indem sie theils vom unmittelbaren praktischen Drange des Gemüths, theils von der eigenen idealen Phantasie- und Denkthätigkeit beherrscht ist, ohne darin schon mit den bestimmten äusseren Bedingungen der nüchternen Wirklichkeit und des von ihr abhängigen Wirkens und Daseins geeinigt zu sein. Im Gegensatz zu der von aussen her bestimmten Empfänglichkeit des Kindesalters sind daher die Jünglingsjahre die einseitige selbständig subjektive Antithese, die Zeit idealistischen Strebens, das theils Phantasiebildern der eigenen künftigen Thätigkeit und künftigen Glückes, theils allgemeinen Principien zugewendet ist, noch nicht der vollen Bestimmtheit der realen Verhältnisse und Aufgaben. Gegenüber von diesen jugendlich idealen Zielen mag dann die wirkliche Leistung des Mannesalters allerdings vielfach zurückbleiben; allein falsch wäre es, diess so aufzufassen, als ob wirklich das Jünglingsalter seiner Natur nach Mehr in Aussicht stelle, als nachher sich verwirkliche. Denn dabei würde das noch unreif Subjektive übersehen, das jenem idealen Streben noch anhaftet, die Unkenntniss dessen, was die bedingende äussere Wirklichkeit jenem Streben entgegensetzt, und der Mangel einer im Kampfe dagegen schon geübten und ausdauernden Kraft, statt welcher vielmehr nur erst die jugendliche Frische des ganzen Strebens vorhanden ist, die theils in der unmittelbar natürlichen Entwicklung, theils in der Neuheit der jetzt eröffneten Welt ihren Grund hat. Dass diese Eigenthümlichkeit des Jünglingsalters durch Einflüsse der jeweiligen Zeitbildung sehr modificirt werden kann, versteht sich freilich von selbst; wie denn gerade unsere Gegenwart durch ihren verständig äusserlichen Charak-

ter jenem jugendlich idealen Sinne in der mannigfachsten Weise entgegenwirkt. Allein relativ, verglichen mit dem Kindheits- und Mannesalter, muss doch immer diess oben Bezeichnete die natürliche Eigenthümlichkeit des Jünglingsalters bleiben.

Mit dem Mannesalter erst, mit der ausgebildeten Reife der Entwicklung, tritt nun auch diejenige Thätigkeit in ihre volle Kraft, die ebenso die selbständigste und innerlichste, von der Aussenwelt abgeschiedenste Arbeit des Geistesorgans, wie doch ebendarin auch die objektivste, auf die nüchterne Wirklichkeit und ihre Aufgaben hingerichtete ist, das Denken. Erst wenn das Geistesorgan (gleichzeitig mit dem übrigen Leibe) die volle kräftig individuelle Ausbildung seiner Stofftheile, wie seinen vollen Umfang erreicht hat, wird die Thätigkeit in ihrer ganzen Kraft möglich, die in schärfster selbstthätigster Gegensätzlichkeit gegen den bloss vegetativen Zustand den intensivsten und psychisch selbständigsten Offenheitszustand des Geistesorgans in sich schliesst. Geistig, wie physisch ist so der reife Gegensatz gegen die unselbständige Abhängigkeit des kindlichen Seelenlebens erreicht. Allein gegenüber von dem noch idealistischen Streben des Jünglingsalters, das noch einseitig vom Drange des eigenen Wollens, der Phantasie, und der subjektiven Abstraktion beherrscht ist, hat die männliche Thätigkeit schon mit den bestimmteren realen Bedingungen und dem umfassenden Reichthum der gegenständlichen Welt sich geeinigt, und ist dadurch ebenso die objektivere, wie sie doch im arbeitenden Kampfe mit dieser Wirklichkeit ein noch schärferes Insichgehen und eine noch vermitteltere Geistesthätigkeit in sich schliesst. So ist das Mannesalter durch selbstthätige Umsicht und ausdauernde Arbeit die reife Synthese, in welcher der Geist statt der anfänglichen empfänglichen Abhängigkeit von der Aussenwelt jetzt umgekehrt sie durch seine frei innerliche Thätigkeit gestaltet und beherrscht. Selbst das künstlerische und dichterische Schaffen, obwohl es als Phantasie seine volle Gluth nur im jugendlichen Mannesalter hat, erreicht doch seine ausgebildete Reife und Objectivität erst mit dem realistischen Sinne des Mannes.

105. Allein dieser geistige Höhepunkt des Lebens ist doch nach anderer Seite nur erst der unmittelbar natürliche, sofern er (unbeschadet jener geistigen Selbstthätigkeit) von der natürlichen leiblichen Entwicklung abhängt. Die reinste und schärfste Konsequenz der geistigen Natur des Menschen, nämlich die vollste freie Scheidung des geistigen Centrums von seinem natürlichen Dasein, vollzieht sich erst mit der physischen Abnahme dieses letzteren, mit dem Alter. Denn je länger der Organismus im Kampf mit den äusseren Einflüssen sein Dasein fortgeführt hat, desto mehr tritt in den Stoffen, aus denen er gebildet ist, allmählich das spröd Individuelle und Aeusserliche, der organischen Einheit Widerstrebende ihrer Natur hervor, und bringt so das leibliche, wie das geistige Leben in zunehmende physische Abhängigkeit. Schon dem Volumen, und so denn auch der intensiven Kraft nach, nimmt das Gehirn im Alter allmählich ab, infolge der abnehmenden Erneurungsfähigkeit des Organismus überhaupt. Und da alles geistige Leben durch jenen inneren Offenheitszustand der psychischen Organe vermittelt ist, so muss die allmählich zunehmende sprödere Selbständigkeit der Stofftheile, die nicht mehr so leicht und energisch in jenen Zustand zu bringen ist, auch von dieser physischen Seite her die Lebendigkeit und Leichtigkeit der geistigen Thätigkeiten vermindern. Nur die vom bisherigen Leben aus gewonnene geistige Reife und sittliche Kraft kann diesen allmählich eintretenden natürlichen Nachtheil ihrerseits ersetzen und aufwiegen. Thätigkeiten aber, die in specifischer Weise zugleich an jene natürliche Frische und Kraft des Geisteslebens geknüpft sind, wie z. B. Gluth und Reichthum der künstlerischen Phantasie, sind ebendesshalb dem Alter nicht mehr in solcher Weise möglich. Aber auch nach umgekehrter Seite, hinsichtlich des vegetativen Erneurungsprocesses der psychischen Organe, wie der Leiblichkeit überhaupt, ist das Alter im Nachtheil, und darum ist auch der vegetative Process, in welchem vorzugsweise die erneute Kräftigung der psychischen Organe stattfindet, der Schlaf, nicht mehr so tief und wirksam. Da also sowohl dieser, als das psychische Leben selbst an physischer Kräftigkeit allmählich abnimmt, so wird im höheren

Alter ein Mittelzustand immer häufiger, welcher weder rechter Schlaf, noch auch ein volles und energisches Wachen zu nennen ist. Der Gegensatz von Schlaf und Wachen wird also wieder schwächer; aber während diess in der Kindheit wegen der noch unausgebildeten Selbständigkeit und Individualität der Stofftheile der Fall war, zufolge welcher noch ein leichteres unmittelbar natürliches Eintreten des Schlafes, wie des wachen Offenheitszustandes stattfindet, so ist jetzt umgekehrt durch die zunehmende sprödere Selbständigkeit der Stofftheile Beides, die wache Thätigkeit, wie die vegetative Erneuerung im Schlafe, verhältnissmässig gehemmt, und es ist nun in einer verhältnissmässig einseitigen und überwiegenden Weise die geistige Selbstthätigkeit, von welcher das psychische Leben ausgeht. So muss denn das, was überhaupt die Natur und Grundlage des Seelen- und Geisteslebens ist, nämlich die Verzehrung des leiblich Stofflichen zu Gunsten des psychischen Lebens und seines Offenheitszustandes, im Alter allmählich immer stärker hervortreten. Allein eben in dieser Abnahme der leiblichen und insoweit auch der geistigen Kraft verwirklicht sich bei wahrhaft naturgemässer Entwicklung nur um so reiner jene höchste Konsequenz des geistigen Wesens, die zunehmende sittliche Koncentrirung des Geistes in sich selbst, die auch aus dem reichen Umfang der männlichen Erkenntniss und Thätigkeit nur um so mehr das Bewusstsein entnimmt, dass selbst die höchsten objektiven Aufgaben und Ziele des sittlichen Strebens doch nicht in ihrem gegenständlich verwirklichten Dasein und Wesen ihren unbedingten Werth haben, sondern dass der wahre und unbedingte Zweck nur in der sittlichen Selbstbethätigung, in diesem handelnden Wollen liegt. Und so zieht sich eben in der Abnahme der natürlichen äusseren Empfänglichkeit und Thätigkeit der Geist um so mehr in das Heiligthum seiner innerlichsten Bestimmung zurück. Wie physisch das Alter der vollständige Gegensatz zur Kindheit ist, indem statt der noch unselbständig weichen, noch nicht zu kräftiger Individualität ausgereiften Zusammensetzung und Fügung der Stofftheile jetzt vielmehr die specifisch erdigen, spröd individuellen Elemente im Knochengerüste, wie in den Geweben

ein Uebergewicht gewinnen und dem Ganzen seine Gelenkigkeit und seine elastische Erneuerungsfähigkeit rauben, so ist auch statt jener lebhaften und wechselnden Empfänglichkeit und Abhängigkeit des kindlichen Sinnes von der Aussenwelt das Alter die immer stärkere innerliche Abscheidung von dem absterbenden peripherischen Dasein. Und diese Scheidung ist nicht bloss in der natürlichen Entwicklung selbst begründet, sondern soll dem entsprechend vor Allem von der geistig sittlichen Seite her gesetzt sein, so wenig sie auch der wahren menschlichen Bestimmung nach eine sittliche Stumpfheit gegen die mannigfachen gegenständlichen Aufgaben und Zwecke werden kann. Vielmehr breitet eben die sinkende Sonne des Greisenalters nur ein um so verklärteres Licht über diese endliche, mannigfach individuelle Welt, von welcher sie Abschied nimmt. Und eben in dieser höchsten Erhebung erst ist also das geistige Centrum das volle Gegenbild des anfänglichen, noch selbstlos universellen. Wie in diesem von der ganzen individuellen Welt noch nichts ist, obwohl es sie aus sich gebiert und sie mit seinem Strahl erwärmt und bescheint, so ist auch in jener Vollendung des geistigen Lebens die Welt wieder verschwunden, wie längst das religiöse Bewusstsein es ausgesprochen hat, und nur jenes sittlich universelle Wollen selbst erhebt sich als letzter Zweck geistig siegreich im physischen Zerfall.

3. Der Gegensatz von Mann und Weib.

106. Gleich dem Unterschied der Altersentwicklung hat auch der physische Gegensatz von Mann und Weib seine hauptsächlichste Bedeutung erst im Unterschied der ganzen geistig persönlichen Anlage und Thätigkeit, die mit diesem Unterschiede der geschlechtlichen Organisation in unzertrennlichem Zusammenhange steht. Da übrigens die allgemeine Nothwendigkeit und Bedeutung des Geschlechtsgegensatzes schon früher aus dem Wesen der organischen Hervorbringung als in sich koncentrirter Gesammtthätigkeit begründet wurde, die eben als solche (im Gegensatz zur Fortpflanzung durch blosse Theilabscheidung) noch einseitig innerhalb ihrer selbst (oder subjektiv) bleibt und erst der entgegengesetzten Er-

gänzung bedarf, so ist jetzt hieraus nur noch die bestimmtere Konsequenz für die menschliche Form dieses Gegensatzes abzuleiten. Während bei der Pflanze, die noch in die Aeusserlichkeit des blossen Theillebens und der unmittelbaren Theilernährung versenkt ist, sowie noch auf niederen Anfangsstufen des thierischen Lebens Doppelgeschlechtigkeit (Zwitterthum) möglich ist, (Unterschied der sogenannten zweihäusigen und der einhäusigen Pflanzen etc.), so muss mit der fortschreitenden inneren Koncentrirung des thierischen Lebens auch die geschlechtliche Thätigkeit (als diese koncentrirte Gesammtthätigkeit) und der Geschlechtsgegensatz immer mehr an Durchbildung und durchgreifender Bedeutung für die gesammte Organisation gewinnen, so dass schliesslich die ganze leibliche und psychische Eigenthümlichkeit durch den bestimmten Geschlechtscharakter bedingt ist. Die Fortpflanzung durch Eier steht der durch unmittelbare Theilabscheidung noch näher, weil hier die Hervorbringung nur auf den noch unentwickelten Keim selbst sich erstreckt, noch nicht auch auf seine Ausbildung innerhalb des mütterlichen Organismus, wie bei den Säugethieren. Wiederum ist bei diesen der Beutelthiertypus eine noch äusserlichere und unvollkommnere Stufe, als die der höheren Säugethiere, bei denen die Ausbildung des Keimes erst ganz innerhalb des hervorbringenden Organismus, mittelst der mütterlichen placenta, geschieht. Allein obwohl schon bei den höheren Säugethieren der Geschlechtsgegensatz auch auf den Charakter der psychischen Lebensthätigkeit einen wesentlichen Einfluss übt, so erhält er doch im Menschen erst seine durchgreifendste Bedeutung, nach welcher er auf die ganze geistige Persönlichkeit und deren Bestimmung sich erstreckt.

107. Nun vertritt nach dem Früheren das männliche Element in specifischer Weise die thätig organisirende, um mit Aristoteles zu sprechen, die innerlich formgebende Seite der Hervorbringung, das weibliche dagegen die empfängliche und stoffgebende organische Unterlage für jene bildende Thätigkeit. Folglich muss zufolge der unzertrennlichen Einheit, die zwischen der organischen Grundanlage und dem ganzen geistig persönlichen Leben stattfindet, die männliche Seite der menschlichen Natur überhaupt die specifische Anlage

zur selbstthätig handelnden und hervorbringenden Kraft, zur aktiven Selbstbestimmung in leiblicher, wie geistiger Hinsicht in sich schliessen. Der ganze Knochenbau, wie die Muskulatur des Mannes trägt daher den derberen und festeren, auf kräftige Selbstbewegung hingerichteten Charakter. Vor allem aber ist ebenso das Geistesorgan für die entschiedenere Selbstthätigkeit des Denkens und der geistigen Hervorbringung überhaupt angelegt, so dass auch die ganze Kopfform, Stirne u. s. w. diesen kräftigeren und schärferen (im Vergleich mit dem Weibe eckigteren) Ausdruck der selbständig aktiven Bestimmung zeigt. Infolge dieser selbständigeren Scheidung, in welcher die geistige Thätigkeit dem sinnlichen Dasein gegenübertritt, zeigt die ganze Gestalt des Mannes mehr geistige Würde und Kraft, aber auch zugleich damit ein derberes und relativ gröberes Hervortreten des Sinnlichen. In der schärferen Scheidung beider Seiten liegt also die ganze Eigenthümlichkeit des Mannes beschlossen. Wie die geistige Arbeit, Selbstthätigkeit und schaffende Hervorbringung bei ihm viel ausgebildeter hervortritt, so äussert sich auch wiederum das Sinnliche, sowohl nach Seiten des Essens und Trinkens, als nach der geschlechtlichen, derber und schärfer, und Vieles ist nach diesen beiden Seiten bei dem Manne erlaubt oder wenigstens verzeihlich und weniger schlimm, was bei dem Weibe ungeziemend oder schon ein Zeichen tieferer Verderbniss wäre.

Das eigenthümliche Gebiet des Mannes aber liegt sonach in den gegenständlich ausgebildeten und ebendamit allgemein sachlichen (nicht so der subjektiv persönlichen Seite angehörigen) Kulturthätigkeiten, Wissenschaft, Kunst, Technik, und dem mittelst des wissenschaftlichen Denkens ausgebildeten Gebiete des rechtlich bürgerlichen und politischen Lebens, bei welchem zugleich die Anlage des Mannes zum selbstthätigeren und kräftigeren Handeln überhaupt in Betracht kommt. Denn auch nach dieser Seite ist der Mann der natürliche specifische Vertreter der Rechts- und Erwerbsthätigkeit. Aller schaffende Fortschritt im bürgerlichen, wie im religiösen Leben, in Wissenschaft, Kunst und Technik, hat sich daher im Wesentlichen immer an die männliche Thätigkeit geknüpft.

108. Dagegen vertritt nun das Weib schon nach Seiten der geschlechtlichen Organisation das empfänglich aufnehmende und stoffgebende Element der Hervorbringung. Es wird also auch in seiner ganzen geistig persönlichen Anlage verhältnissmässig mehr die empfänglich aufnehmende, nicht so, wie der Mann, die selbstthätig kräftige, denkende und handelnde Anlage und Bestimmung vertreten. Demgemäss ist schon der ganze Bau des Weibes und seine Muskulatur zärter, weniger stark und derb als bei dem Manne, aber mit feinerer Empfänglichkeit. Die sinnlich passive Naturseite hat zwar, theils zufolge der geschlechtlichen Anlage und Bestimmung, theils wegen der weniger entwickelten geistigen und leiblichen Aktivität, eine grössere Bedeutung als bei dem Manne, aber sie tritt doch eben als empfänglich passive, und weil die geistige Selbstthätigkeit ihr nicht in so ausgeprägter Scheidung gegenübersteht, nicht in so derber Weise hervor, wie bei dem Manne. Sie erscheint vielmehr zufolge des mehr ruhig empfänglichen und sanfteren Verhaltens als mildere und abgerundetere Fülle, die ihrer stofflichen Natur nach durch stärkere Fettumhüllung bedingt ist. (Denn das Fett hat unter allen leiblichen Gebilden am meisten ruhig vegetative Bedeutung im Gegensatz zu dem unruhigen und zehrenden Stoffwechsel, wie ihn vor Allem die geistige und leibliche Aktivität mit sich bringt; und daher bildet es sich ja auch gerne bei einem ruhigeren und mehr vegetativen Leben.) Aber wenn so die weibliche Gestalt nicht solche Würde und Kraft der geistigen Thätigkeit zeigt, wie die männliche, sondern mehr eine unmittelbar natürliche Anmuth, so bringt sie doch eben in ihrer ruhigeren und zärteren Rundung auch wieder gegenüber vom Manne erst die ruhige und veredelnde menschliche Erhebung über den unruhig zehrenden Drang des thierisch sinnlichen Triebes und Processes zu ihrem vollen und ergänzenden Ausdruck; sie zeigt also erst die unmittelbare schöne Verschmelzung des Geistigen mit der sinnlichen Naturseite. So ist denn freilich weder im Manne, noch im Weibe, überhaupt nicht in der unmittelbaren Naturgestalt die volle Schönheit vorhanden, sondern erst in der über diesen Naturgegensatz schon hinausliegenden geistig sittlichen Durchdringung.

Dieselbe mehr unmittelbare und anmuthig schöne Verschmelzung des Geistigen und sinnlich Natürlichen macht nun auch sonst das eigenthümliche Wesen des Weibes aus. Während die Naturseite des Geschlechtslebens schon zufolge der unmittelbaren Organisation bei dem Weibe weit eingreifendere und umfassendere Bedeutung hat, als bei dem Manne, und während das Weib überhaupt zufolge seiner weniger entwickelten geistigen Selbstthätigkeit ungleich mehr auf die unmittelbare Naturseite des Lebens angewiesen ist, als der Mann, (in den Geschäften des Hauses, der Küche u. s. w.), so tritt doch wiederum diese ganze Naturseite, die geschlechtliche, wie die des Essens und Trinkens u. dgl., bei dem Weibe bei weitem nicht so derb und offen für sich hervor, sondern bleibt weit mehr in der unmittelbaren, bindenden und sittigenden Einheit mit dem beherrschenden geistig persönlichen Wesen. So wie die Nerven und Sinne des Weibes, sein Geschmack, Geruch u. s. w., zufolge seiner mehr empfänglichen und zärteren Natur feiner und empfindlicher angelegt sind, so liegt auch im geistigen Wesen des Weibes ungleich mehr unmittelbarer Takt und Gefühl für das Geziemende, während der Mann dasselbe weit mehr auf dem denkend reflektirten Wege der Bildung sich zu eigen machen muss und durch seine unbeholfenen Tölpeljahre hindurchgeht, in welchen die Kraft innerlich geistiger Thätigkeit noch nicht mit der ganzen äusseren Haltung sich in veredelnder Weise zu einigen vermocht hat. (Vgl. daher Göthe's Wort: „nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.“)

Das specifische Gebiet der weiblichen Bestimmung liegt demnach im unmittelbar persönlichen und subjektiven, dem der Familie, des Hauses, des geselligen Zusammenseins u. s. w., nicht in jenen gegenständlich ausgebildeten und sachlich allgemeinen Kulturgebieten des Mannes, da selbst das ungewöhnlichste weibliche Talent für Kunst, Wissenschaft u. s. w. doch niemals eine derartige, neue Bahnen brechende Bedeutung hat, wie das schaffende männliche Genie. Eine Zeit, wie die jetzige, die nach allen Seiten vollends die letzte Entfesselung und Steigerung der verständig äusserlichen Thätigkeit zu ihrem Inhalte hat, mag allerdings mit Recht, vor

Allem nach der Erwerbsseite hin, auch eine Erweiterung der früher so beschränkten weiblichen Arbeitsgebiete anstreben. Allein wenn sich diess bis zu dem Gedanken öffentlich politischer Wirksamkeit und Gleichberechtigung der Frauen, oder ausgedehnter Theilnahme derselben am wissenschaftlichen Studium, am ärztlichen u. s. w., verirrt, so ist hiebei unter jener verständig äusserlichen und vom Nützlichkeitsgeiste beherrschten Zeitrichtung der sittlich ideale Sinn für wahre weibliche Bestimmung ganz verloren gegangen. Daher sind denn auch vorzugsweise solche Länder, welche in besonderer Weise eben die veräusserlichte Seite der jetzigen Kulturthätigkeit vertreten, nämlich in emancipirtester und selbstthätig vorauseilender Weise der äusserste Westen (Nordamerika) und wiederum in unreifer, bloss empfänglich aufnehmender Weise der äusserste Osten Europa's (Russland), die Orte, wo sich am meisten Hinneigung zu solchen Verirrungen zeigt.

109. Für eine Hebung und Befreiung des Weibes nach der menschlich sittlichen, idealen Seite hin leistet also diese jetzige Zeitbewegung noch nichts. Denn durch alle jene Erweiterungen des gegenständlichen Erwerbs- und Berufsgebietes, soweit sie mit der wahren weiblichen Bestimmung vereinbar sind, wird für die geistige Gesammtstellung des Weibes noch nichts geändert. Und doch muss derselben allerdings eine tiefgehende und im höchsten Sinne veredelnde Umgestaltung noch bevorstehen, nur freilich eine solche, zu welcher gerade die jetzige so ganz veräusserlichte Zeitrichtung noch am wenigsten fähig ist. Denn wenn die specifische Bedeutung des Weibes in der unmittelbaren schönen Versehmelzung des Geistigen mit dem sinnlich Natürlichen und zugleich damit überhaupt im unmittelbar persönlichen Gebiete liegt, so muss es auch eine ganz andere menschlich höhere und entsprechendere Bedeutung erhalten für jenes Ziel heutiger Bildung, das statt ihres bisherigen (schon S. 163 erörterten) Dualismus, statt des auseinanderfallenden Gegensatzes scharf idealistischer und von der Natur noch abgekehrter Innerlichkeit des religiösen und sittlichen Lebens, und wiederum einer um so äusserlicheren, selbstisch naturalistischen und weltlich materiellen Kulturseite, vielmehr auf die wahrhafte Einigung des sittlichen Geistes

mit der Natur hingeht, auf die volle, vom innerlich centralen Entwicklungsgesetze durchdrungene Naturanschauung, statt unwürdig mechanischer und atomistischer, und auf das organische Berufsgesetz und seine menschlich schöne Ausprägung, statt der selbstisch äusserlichen, vom Kampf um das Eigendasein und vom Mechanismus des blossen Nutzens und Bedürfnisses beherschten Erwerbsgesellschaft. Bis jetzt ist unsere ganze Bildung mit jenem Dualismus ihrer Seiten noch einseitig männlicher Art. Und selbst da, wo doch die schöne und unmittelbare Veranschaulichung des menschlich sittlichen Zieles und die hingebende und mittheilende persönliche Versenkung in diess höchste Gesetz menschlichen Wesens ihre eigenste Stätte hat, nämlich in der Gemeinsamkeit des Kultus und der sittlichen Feier, fällt doch zufolge jener unentwickelten Abstraktion und Jenseitigkeit, welche der kirchlichen Feier bis jetzt anhaftet, die selbstthätig mittheilende Funktion einseitig dem Manne zu. Denn nur er vertritt jene scharfe Scheidung und Abkehrung, in welcher die religiöse Innerlichkeit den menschlich natürlichen Daseinsbedingungen noch gegenübersteht, die aber ebendamit auch jene gerade entgegengesetzte Kehrseite an sich hat, das scharfe und nackt äusserliche Hervortreten der materiellen und weltlich natürlichen Seite, jenen unwürdigen Gegensatz, in den so unser Sonntag vor Allem noch auseinanderfällt, zwischen der Abstraktion kirchlicher Feier und wiederum leer äusserlicher und materieller Zerstreuung und Geselligkeit, oder jene Kluft, die jetzt noch zwischen Kirche und Kunst, Theater u. dgl. besteht, während doch auch das Drama gleich aller wahren Kunst eine menschlich würdige Form der sittlichen Feier sein soll und schon in der klassischen Zeit des griechischen Lebens eine aus der Religion selbst entsprungene Form derselben gewesen ist.

Wie also von objektiver Seite die Kunst, so ist es von der subjektiv persönlichen vor Allem die Natur und Bestimmung des Weibes, die ebenso statt jener nackt materiellen Aeusserlichkeit die geistig veredelnde Weihe und Form hinzubringen, wie jene einseitige Innerlichkeit und Abstraktion des Religiösen zur Milde des menschlich Schönen ergänzen

soll. Aber erst, wenn jene reife Einigung des religiösen Centrums mit der Natur und den menschlich peripherischen Bildungsgebieten erreicht ist, und jenes freie und wahrhafte Priesterthum Aller eintreten wird, das schon der alten Weissagung vorschwebt, wird auch diese menschlich freie und edle Bestimmung des Weibes möglich, und wird es ebenso auf jede Form gemeinsamer Feier, wie auf die ganze äussere Produktion und deren Formen den Einfluss üben, der in seinem specifischen unmittelbar empfänglichen Sinne für die bindende schöne Einheit von Geist und Natur begründet ist. Das Alterthum, obwohl es in seiner Weise die schöne und unmittelbare Einheit des Natürlichen und Geistigen hatte, kannte doch jene wahre Bedeutung des Weibes gleichfalls noch nicht, weil der Kern seiner Bildung noch die selbstisch nationale Bethätigung und so gleichfalls noch einseitig männlicher Art war, während es sich in jenem letzten Ziele erst um die lautere und unbefangene menschlich universelle Empfänglichkeit für das Gesetz wahrhafter sittlich durchdrungener Natur handelt. Wie diese erst die vollendet männliche Frucht des gereiften Denkens ist, das mit dem universellen natürlichen Gesetze der Dinge sich endlich einigen lernt, so liegt auch eben in dieser Vollendung des menschlichen Bewusstseins jene verklärende Bedeutung des „ewig Weiblichen", auf die prophetisch (wenn auch noch in eine gerade entgegengesetzte, mystisch mittelalterliche Form eingehüllt) unser grosser Dichter hinweist, jene versöhnte geistige Durchdringung des ganzen natürlichen Daseins, die in jugendlicher Ahnung unsere höchsten Dichtergeister angestrebt haben.

110. Schliesslich lässt sich die gegensätzlich ergänzende Bedeutung von Mann und Weib noch in treffender Weise durch die Analogie mit einem andern, wesentlich verwandten Gegensatze erläutern, nämlich dem des Nord- und Südländers, besonders des Deutschen und Italieners. Denn auch der Südländer vertritt in seiner Bildung, wie in seinem persönlichen Wesen, eine mehr unmittelbare Einheit des Geistigen mit dem sinnlich Natürlichen. Während daher diess letztere in seinem Leben eine ungleich grössere Bedeutung einnimmt, als in dem des Nordländers, vor Allem des Deutschen, so tritt

es doch wiederum nicht in so scharfer, gegensätzlich nackter und derber Weise für sich hervor, wie bei jenem. Denn weder Essen und Trinken, noch sinnlich plumpe Derbheit jeder Art, sei es nun in geschlechtlicher Hinsicht oder in Beziehung auf Bequemlichkeit und derartiges, tritt bei dem Italiener u. A. so auffällig hervor, wie namentlich bei dem Deutschen und dem Engländer. Stellt also der Norden der Natur seines Klima's zufolge mehr den scharfen männlichen Gegensatz der innerlich geistigen und der äusserlich natürlichen Lebensseite dar, so vertritt der Südländer dem Weibe analog verhältnissmässig mehr ihre unmittelbare Einheit. Die Kunst Italiens, insbesondere seine Malerei, aber auch seine Plastik, Architektur, Musik u. s. w., geht daher ungleich mehr, als die deutsche, auf unmittelbare sinnliche Schönheit hin; sie ist in diesem Sinne weiblich zu nennen gegenüber von der überwiegenden Innerlichkeit und wiederum dem scharfen und herben Realismus der älteren deutschen Kunst, oder gegenüber von dem eines Shakespeare u. dgl. Auch ist demgemäss die nordische Bildung in den gegenständlich allgemeinen und specifisch geistigen Kulturgebieten, in Wissenschaft, Technik, rechtlicher und staatlicher Ausbildung, durchweg dem Süden überlegen. Aber das Verhältniss beider ist nichts desto weniger ein analog ergänzendes, wie bei Mann und Weib; und so arm und roh das Leben des Mannes wäre ohne das Mildernde und Verschönernde des weiblichen Wesens, so traurig dürftig und rauh wäre bei aller Innerlichkeit unsere nordische Bildung geblieben ohne den sänftigenden Einfluss südlich antiker und Italienischer Schönheit. In unserer gegenwärtigen Bildungsform aber fehlt es der geistigen Begabung des Südens in ähnlicher Weise an ihrer wahren Bethätigung, wie dem Weibe. Italien und der Süden überhaupt theilt derzeit einseitig nur die verständige Veräusserlichung der ganzen Bildung, während das frühere religiös kirchliche Centrum derselben geistig abgestorben ist. Erst wenn durch jene vom deutschen Geiste ausgehende Wiedergeburt auch wieder ein erneuender sittlich rechtlicher Gehalt in die ganze Bildung gekommen sein, und eine tiefere menschlich würdige Welt- und Naturanschauung an die Stelle der äusserlich empiristischen und mechanischen

getreten sein wird, kann auch jene eigenthümliche Begabung und Bestimmung des Südens wieder eine wahrhaft fruchtbare werden, wenn auch die des deutschen Geistes immer die menschlich tiefere und universellere bleiben wird.

4. Die individuellen Gemüths- und Geistesanlagen.

a) Die Temperamente und Gemüthsanlagen.

111. Unter dem Temperament verstehen wir eine solche allgemeinere, nicht bloss dem Geistesorgan selbst angehörige Anlage, die zunächst auf die ganze Gemüthsform (Gefühl und Wollen) und von hier aus erst auch auf die theoretischen Geistesthätigkeiten ihren eigenthümlichen Einfluss übt. Während nämlich die intellektuellen und künstlerischen Geistesanlagen sich zunächst und vor Allem an die eigenthümliche Form und Ausbildung des Geistesorgans selbst und seines Verhältnisses zu den sinnlichen Stufen der psychischen Organisation knüpfen, so sind die Gemüthsanlagen, die grössere oder geringere Tiefe und Innigkeit des Gefühls, seine Hinneigung zum Ernsteren oder Heitren u. s. w., zwar jedenfalls auch in der eigenthümlichen Ausbildung des Geistesorgans selbst begründet und auch durch dessen theoretische Anlagen beeinflusst; allein jene Gemüthsanlage wenigstens, die wir mit dem allgemeineren Namen des Temperaments bezeichnen, ist eine solche, die nicht bloss mit der eigenthümlichen Ausbildung des Geistesorganes selbst, sondern mit einer schon der allgemeinen Körperanlage (dem Blute u. s. w.) angehörigen Eigenthümlichkeit zusammenhängt. Aber freilich sind die Temperamente ihrer wahren Bedeutung nach nicht fest gegen einander abgegrenzte Grundformen der Gemüthsanlage, sondern bezeichnen nur die verschiedenen Grundrichtungen, nach denen dieselbe auseinandergehen kann, während die Gemüthsanlagen der Einzelnen mannigfach modificirte Uebergänge zwischen diesen Grundformen bilden mögen.

Gemäss den entgegengesetzten Elementen alles Seelenlebens kann nämlich entweder seine nach aussen bezogene Offenheit, oder umgekehrt seine selbständig innerliche

und sich gegen aussen abscheidende Seite, diese seine Beziehung auf sich, überwiegen. Das Uebergewicht der nach aussen bezogenen Offenheit aber ist entweder nur als ein unmittelbar empfängliches und von aussen her bestimmbares, lebhaft sensibles, und diess ist das sanguinische Temperament, oder es ist vielmehr selbstthätig reizbare, aktiv nach aussen zurückwirkende Offenheit, lebhafte Irritabilität, und so ist es das cholerische Temperament. Das Uebergewicht der selbständig innerlichen und sich gegen aussen abscheidenden Seite aber zeigt sich gleichfalls entweder mehr nur nach der passiven Seite, als negativer Gegensatz gegen die leichte Empfänglichkeit und lebhafte Erregbarkeit, und so ist es das phlegmatische Temperament; oder es ist vielmehr positiv thätige Richtung nach innen, tiefere Verarbeitung auch der äusserlichen Eindrücke, — melancholisches Temperament.

Sofern nun diese Unterschiede mit einer allgemeineren Eigenthümlichkeit der ganzen Körperanlage zusammenhängen, so muss das sanguinische Temperament auf einer solchen stofflichen Beschaffenheit beruhen, die überhaupt ein verhältnissmässig leichtes und rasches Eintreten des psychischen Offenheitszustandes der Centralorgane befördert. Denn indem derselbe so unmittelbar von der physischen Seite her als ein leicht und rasch eintretender gesetzt ist, so muss auch demgemäss im psychischen Leben die unmittelbar gegebene empfängliche Offenheit und Bestimmbarkeit überwiegen. Es gehört dazu nach stofflicher Seite eine verhältnissmässig unselbständigere, leichter in jenen innerlich offenen Zusammenhang versetzbare Beschaffenheit der (aus dem Blute kommenden) Stofftheile, aus welchen die psychischen Organe zusammengesetzt sind. In allen diesen Beziehungen also, nach der physischen, wie nach der psychischen Seite, erinnert das sanguinische Temperament an das Kindesalter, in welchem der natürlichen Entwicklung zufolge noch eine solche unselbständigere, mehr von der Naturseite her in den Offenheitszustand versetzbare Beschaffenheit der psychischen Organe und ein demgemässes Uebergewicht der unmittelbaren Empfänglichkeit stattfindet. Auch das sanguinische Tempera-

ment ist daher in analoger Weise zwar lebhaften, aber stärker wechselnden und nicht so tiefgehenden Eindrücken hingegeben, hat hierin eine Elasticität, die über trübe und schmerzliche Gemüthszustände schneller hinüberhilft, und in ihrer lebhaft auffassenden Empfänglichkeit eine heitrere und dem Vergnügen zugewendetere Sinnesweise mit sich führt, dagegen einer tieferen und selbständigeren Verarbeitung jener Eindrücke entbehrt. So ist das sanguinische Temperament wohl mit künstlerischer und dichterischer, aber nicht mit tief intellektueller und philosophischer Anlage vereinbar.

Dagegen muss nun das cholerische Temperament auf einer solchen Beschaffenheit der Stofftheile beruhen, durch welche eine stärkere und intensivere Erregtheit derselben im Offenheitszustande stattfindet, also nicht sowohl eine leichte und rasche, weil ja diese mit jener verhältnissmässigen Unselbständigkeit verknüpft ist, sondern eine solche, die schon an eine kräftigere und selbständigere Ausbildung und Individualität der Stofftheile sich knüpft. Denn ohne eine solche wäre auch nicht jene eigenthümliche Intensität und Stärke der Erregung möglich, da diese schon einen ausgeprägteren Gegensatz zum selbständig vegetativen Zustand der Theile voraussetzt. Indem es nun so eine stärkere und individuellere Eigenheit ist, die doch zugleich kraft der natürlichen Anlage in diesen intensiv erregten Offenheitszustand versetzbar ist, so muss diese Empfänglichkeit auch ebendamit eine aktivere Richtung nach aussen nehmen. Denn da auch sie von der Naturseite her angelegt ist, so muss auch in ihr die nach aussen gewendete Offenheit das Uebergewicht haben. Allein als erregte intensivere Eigenheit muss sie sich mehr selbständig (als Irritabilität) nach aussen richten. Ein Widerspruch aber liegt darin nicht, dass die stoffliche Beschaffenheit einerseits eine kräftiger individuelle und selbständigere, und doch zugleich kraft des natürlichen Processes selbst eine lebhaft und intensiv erregte ist. Enthält doch, um etwas Analoges anzuführen, schon die Entwicklungsreihe der unorganischen Stoffe solche Formen, in welchen einerseits eine ausgeprägtere festere und selbständigere Eigenheit, und doch andererseits ebendesshalb ein hiezu um so gegensätzlicherer und in-

tensiverer chemischer Offenheitszustand stattfindet, wie vor Allem bei dem Kohlenstoff, dieser specifischen Voraussetzung für alles Organische (insbesondere nach seinem Unterschied vom Phosphor und Schwefel). Und so ist auch bei der Körperanlage eine derartige Modifikation denkbar, bei welcher neben einer kräftigeren individuellen Eigenheit der organischen Theile doch von Natur ebenso eine lebhaft intensive, wenn auch nicht so, wie bei dem Sanguiniker, leichte und rasche Erregbarkeit gegeben ist. Sowohl nach dieser physischen, als nach seiner geistigen Eigenthümlichkeit hat das cholerische Temperament mit dem Jünglings- und jugendlichen Mannesalter am meisten Analoges, wenn auch diese Analogie nicht mehr so zutreffend ist, wie die des sanguinischen Temperaments mit der Kindheit.

112. Umgekehrt müssen nun die Temperamente der ent gegengesetzten Seite, das phlegmatische und melancholische, auf einer verhältnissmässigen Langsamkeit und schwächeren Erregtheit des unmittelbar natürlichen Processes beruhen, durch welchen sich der psychische Offenheitszustand vollzieht; und es wird so in diesem Offenheitszustande statt der unmittelbar natürlichen verhältnissmässig mehr die selbstthätig (von der psychischen Seite her) gesetzte Form desselben überwiegen, so dass dadurch die selbständig innerliche Thätigkeit des geistigen Centrums und seine Abscheidung gegen aussen die Herrschaft hat. In beiden Temperamenten muss also das selbstthätig Intellektuelle eine grössere Rolle spielen, und beide haben mehr mit den späteren Lebensaltern, dem gereift männlichen oder schon bejahrten, sowie mit nordischer Geisteseigenthümlichkeit (im Gegensatz zur südlichen) gemein.

Indessen im phlegmatischen Temperament ist diese Eigenthümlichkeit mehr nur erst negativer Gegensatz gegen eine leichte und rasche, oder lebhaft intensive Form des unmittelbar natürlichen Offenheitsprocesses, so dass also das Phlegmatische nur erst in der nach aussen selbständigeren und abgeschiedeneren Kälte und Ruhe der allgemeinen Gemüthsanlage besteht, die freilich, wenn sie einmal aus dieser ihrer kälteren Verfassung herausgebracht ist, um so mehr in

einer ungewöhnlichen und schwer zu bekämpfenden Erregung sein muss. Weil aber das phlegmatische Temperament zunächst nur in jenem unmittelbar stofflichen Widerstand gegen eine leichte und rasche oder intensiv starke Form des unmittelbar natürlichen Offenheitsprocesses beruht, so ist in ihm auch jene selbständigere Innerlichkeit und Ruhe noch mehr von der unmittelbaren Naturseite her gesetzt.

Sofern aber endlich diese gegen aussen abgeschiedenere und selbständigere Innerlichkeit sich als positiv selbstthätige, als arbeitendes Vertiefen des Centrums in sich selbst, theils in entsprechender Gefühls- und Gemüthsbestimmtheit, theils in Denkthätigkeit geltend macht, so dass nicht mehr bloss die verhältnissmässige Kälte und Ruhe (wie bei dem Phlegma), sondern ein innerlich intensives Gemüthsleben sein Wesen ausmacht, so ist diess nun das melancholische Temperament. Denn auch dieses hat wieder Tiefe und Stärke, nur nicht jene mehr unmittelbar natürliche und nach aussen hin gerichtete Intensität, sondern eine erst von der eigenen selbstthätigen Innerlichkeit aus hervorgerufene. Wenn es nun aber mit dem phlegmatischen jene zähere Langsamkeit und Selbständigkeit der Stofftheile gegenüber vom unmittelbar natürlichen Offenheitsprocess gemeinsam hat, und doch zugleich durch eine von der selbstthätig psychischen Seite ausgehende intensive Erregtheit sich vom phlegmatischen unterscheidet, so muss offenbar, weil ja diese Intensität nicht mehr (wie bei dem Cholerischen) von der unmittelbaren Naturseite her gesetzt ist, in der sonstigen Anlage des Geistesorgans ein Grund liegen, der von der selbstthätig psychischen Seite her auf jene intensivere Erregtheit hinwirkt, sei es nun, dass diese Geistesanlage unmittelbar nach der Gemüthsseite oder mehr nach der theoretischen Begabung hinliegt. Das melancholische Temperament also, als das am meisten selbständig innerliche, (am wenigsten durch die unmittelbar natürliche Beschaffenheit des Offenheitsprocesses gegebene), muss ebendesshalb noch mehr als die andern mit einer eigenthümlichen Anlage des für sich selbst betrachteten Geistesorganes zusammenhängen. Zufolge dieser selbstthätigen Innerlichkeit hat

es auch schon Aristoteles als das vorzugsweise philosophische bezeichnet.

Im Obigen ist der Gegensatz der Temperamente von der inneren organischen Grundlage des psychischen Lebens aus entwickelt, und der Fortgang geht hiebei der Natur der Sache nach von der noch am meisten unselbständig natürlichen Form der psychischen Offenheit hinüber zu der am meisten selbstthätig innerlichen. Allein wie schon aus der Begriffsbestimmung dieser Unterschiede erhellt, dass sie nichts weniger als fest abgegrenzte sind, dass sie vielmehr die mannigfachsten fliessenden Uebergänge zwischen den einander zunächst stehenden Grundformen zulassen, so steht nun auch, wie diess namentlich bei der Erläuterung des melancholischen Temperaments hervortreten musste, jene allgemeinere körperlich-psychische Grundeigenthümlichkeit in der mannigfachsten Wechselwirkung mit der sonstigen specifischen Anlage der psychischen Organisation, das sanguinische Temperament z. B. mit der sonstigen Anlage in Hinsicht auf Sinnesempfänglichkeit, Phantasie u. s. w. Insoweit also steht auch das, wovon noch nachher die Rede sein wird, die Geistesanlagen im engeren Sinne, die intellektuellen, künstlerischen u. s. w., mit den Temperamenten noch in innerem Zusammenhang.

Die Anschauungsweise der Alten, von denen jene Unterscheidung der Temperamente zunächst herstammt, (Hippokrates, Galen u. s. w.), ist zwar ihrer physiologischen Grundlage nach, mit ihrer Unterscheidung von vier vorherrschenden Säften (den 4 Elementen analog), Blut, Schleim, gelber und schwarzer Galle, eine kinderartig unreife, enthält aber doch ein aus der unmittelbar natürlichen Anschauung entnommenes Analogon der oben erörterten Unterschiede. Denn das feucht Warme (mit angeblichem Uebergewicht des Blutes) weist hin auf jene unselbständig leichte und rasche Erregbarkeit des Sanguinischen, das trocken Warme auf die selbständiger ausgeprägte, aber auch zugleich damit intensiver erregte Eigenthümlichkeit des Cholerischen, das feucht Kalte auf die schwerer zu erregende, aber an selbständiger Innerlichkeit dem Melancholischen nicht gleichkommende Anlage des Phlegmatikers (mit dem angeblichen Uebergewicht des Schleimes). Am wenigsten

zureichend ist endlich die Analogie des trocken Kalten mit der zwar von aussen (und kraft des unmittelbar natürlichen Processes) nicht so leicht erregbaren, aber selbständig tieferen Innerlichkeit des melancholischen Temperaments. Es ist also mit dieser Anschauungsweise der Alten ähnlich, wie mit ihren 4 Elementen, die zwar auch ganz unrichtig sind, wenn sie verschiedene chemische Grundstoffe bezeichnen sollen, aber eine wohlbegründete Bedeutung haben als Hinweisung auf die allgemeinen Zustandsformen der Körper und auf den Zusammenhang dieser Zustandsformen mit der bestimmten Entwicklungsstufe der Stoffe.

b) Die Geistesanlagen im engeren Sinne.

113. Im Unterschied von den Temperamenten knüpfen sich die intellektuellen, künstlerischen, technischen Anlagen u. s. w. an eine eigenthümliche Ausbildung des Geistesorgans für sich selbst, an Umfang, Form und innere Organisation desselben nach irgend welcher bestimmten Seite und Beziehung. Die intellektuellen Anlagen, welche das Denken angehen, also diese am meisten selbstthätig innerliche und von der unmittelbar peripherischen Beziehung geschiedenste Seite des Geisteslebens, müssen ebendamit auch am meisten sich an die selbständig geschiedene, nicht nach der Peripherie (d. h. der sinnlichen Gehirnseite) hingekehrte Seite des Geistesorgans und an ihre kräftigere Ausbildung knüpfen. Es ist diess diejenige, welche vorzugsweise nach der Stirne hin zu liegen scheint, die daher bei hervorragenderen Denkern immer besonders ausgebildet erscheint. Allein im eigentlichsten Sinne gilt diess oben Gesagte nur von der specifisch wissenschaftlichen und philosophischen Anlage, während die mehr mathematische, technische und empiristisch wissenschaftliche ihrer Natur nach auch schon eine specifischere Empfänglichkeit nach der sinnlichen Seite hin, und eine analoge des sinnlichen Bewusstseins oder auch theilweise der Sinnesauffassung selbst, in sich schliessen. Ebenso kann schon jene rein intellektuelle Begabung sich an verschiedene Seiten der physischen Ausbildung des Geistesorgans knüpfen, theils an Umfang und Form des-

selben, theils mehr an einen intensiv kräftigen Bau. Und ebenso wird gewöhnlich eine hervorragendere Ausbildung der intellektuellen Seite, (sofern sie nicht von einseitig beschränkter Art ist, z. B. einer bloss technischen u. dgl.), auch mit einer gewissen Kräftigkeit des Organs überhaupt, also auch der Phantasie, des Gedächtnisses u. s. w., verbunden sein.

In ganz anderer Weise schliesst nun dagegen die künstlerische und dichterische Phantasieanlage zugleich mit der geistig gestaltenden und schaffenden Thätigkeit die lebhafte nach aussen gewendete Empfänglichkeit in sich, die auch schon von sinnlicher Seite her durch stärkere Einbildungskraft und besondere Empfänglichkeit der Sinnesauffassung unterstützt sein muss. Schon bei der dichterischen Anlage muss also auch der Zusammenhang des Geistesorgans mit der untergeordneten Gehirnseite, zunächst der des sinnlichen Bewusstseins, in einer umfassenderen und breiteren Weise ausgebildet sein, so dass die eigenthümliche Begabung nicht so rein nach der selbständigen vorderen Seite, (nach der Stirne zu), sondern ebenso auch nach rückwärts, d. h. in jener empfänglichen Rückbeziehung liegt. Insofern schliesst also die künstlerische und dichterische Begabung eine gleichmässigere Ausbildung des Geistesorgans in sich, in welcher neben der geistigen Selbstthätigkeit auch die empfänglich auffassende, die des Gemüths, wie das auffassende Element der Phantasie, lebhafter entwickelt ist. Und diese gleichmässigere, so zu sagen abgerundetere Ausbildung prägt sich denn auch in äusserer Eigenthümlichkeit des Kopfes aus, nämlich statt der schärferen und eckigteren einseitig männlichen Form, in der sich die intellektuelle Anlage zeigt, vielmehr in einer gerundeteren und in sich geeinigteren Form, die keine so scharfe Scheidung in sich schliessend mehr Analogie mit der Weichheit und Rundung des weiblichen Typus hat. Charakteristisch tritt diess z. B. bei Goethe hervor, dessen voller und unmittelbarer Natursinn (in der umfassendsten Bedeutung des Wortes) ebenso in der markigen Fülle und Rundung des Kopfes und Gesichts, wie in der mächtig geöffneten Empfänglichkeit des Auges sich darstellt, und so bei aller Kraft doch, mit der Ausdrucksform eines specifischen Denkers verglichen, weit mehr Analogie mit

weiblicher Rundung und Fülle hat. Speciellere Kunstanlage aber, wie die des Musikers und bildenden Künstlers, muss, wie von selbst erhellt, immer von der betreffenden Sinnesempfänglichkeit her gefördert sein und in einer hierauf bezüglichen hervorragenden Anlage der Phantasie, sowie der sinnlichen Einbildungskraft beruhen, so dass selbst eintretende äussere Unempfänglichkeit (wie z. B. die Taubheit Beethovens) diese specifische innere Empfänglichkeit nicht aufzuheben vermag. Weil aber eine solche speciellere Kunstanlage nicht so, wie die des Denkers und Dichters, nur auf einer höheren Ausbildung allgemeiner Geistesanlagen beruht, sondern in einem specifischen Zusammenhange der Phantasie und Empfänglichkeit mit einer über das Geistesorgan hinausliegenden besonderen Seite der Organisation, so haben solche Anlagen auch verhältnissmässig mehr Erbliches, als jene mehr allgemein geistigen. Denn diese letzteren hängen weit mehr von der allgemeinen Kräftigkeit des ursprünglichen Keims und seines organisirenden Centrums insbesondere ab, während Anlagen jener Art zugleich in einer anderen, nicht so hievon abhängigen Eigenthümlichkeit wurzeln, und daher gleich anderweitigen Eigenthümlichkeiten der Eltern, sei es nun mehr äusserlichen oder gemüthlichen, sich leichter vererben.

Ist nun die intellektuelle oder künstlerische Anlage im vollen Sinne selbstthätig schaffender und produktiv ursprünglicher (originaler) Art, so ist sie Genie; ist sie aber bloss auf einer schon gegebenen Grundlage empfänglich verarbeitend und in diesem Sinne weiter bildend, so ist sie blosses Talent. Denn Genie können wir überall nur diejenige Anlage heissen, die dem bestimmten Kulturgebiete (nach irgend welcher Seite hin) eine neue Bahn bricht, die daher insbesondre in dem Gebiete der Kunst niemals auf die Seite der blossen Form sich beschränkt, sondern mit der neuen Form auch einen wesentlich neuen geistigen Gehalt gibt, wie z. B. Rafael zwar natürlich nicht nach Seiten des Religiösen Neues geschaffen, wohl aber als neuen geistigen Gehalt die vollste Verschmelzung der religiösen Innigkeit und Hoheit (überhaupt des geistig Idealen) mit der ausgebildet natürlichen und sinnlich schönen

Form gegeben hat, oder wie Goethe und Schiller mit der dichterisch schönen und grossartigen Form auch einen neuen geistigen Kulturinhalt, das Streben nach voller und schöner, mit der Natur wahrhaft geeinigter Menschlichkeit, in unsere Dichtung gebracht haben. Das blosse Talent dagegen ist überall, in der Wissenschaft, wie in der Kunst, darauf beschränkt, dass es eine dem wesentlichen Gehalte nach schon gegebene Anschauungsweise oder Kulturform nach bestimmteren Seiten hin weiter ausbildet und fortführt. Die Seite des Genies, dass seine schaffende Geistesthätigkeit von keinem Andern sich nachthun lässt, ist allerdings in vollständigster Weise nur dem künstlerischen Genie eigen, während die Thätigkeit des wissenschaftlichen sich ihrem logisch gesetzmässigen Gange nach auch von Anderen in ähnlicher Weise nachdenken lässt. Allein das specifisch Schaffende, das keinem Anderen möglich ist und so auch wissenschaftlich in einer unmittelbaren, nicht so an alle Mittelglieder gebundenen, sondern mehr intuitiven Weise vorwärts dringt, ist doch beiden Gebieten gemeinsam. Die obige allgemeinere Definition trifft daher auch in ihrer Weise zusammen mit jener specielleren und auf die Kunst beschränkten Kant's, wornach das Genie eine solche „angeborene Gemüthsanläge ist, durch welche die Natur selbst der Kunst die Regel gibt".

Praktische Gemüthsanlagen von besonderer Art, natürliche Energie und Festigkeit des Willens, wie sie zusammen mit entsprechender intellektueller Begabung den hervorragenden Staatsmann, Feldherrn u. dgl. machen, müssen, wie aus dem Früheren folgt, auf einer solchen Ausbildung des Geistesorgans beruhen, durch welche dessen aktive Hinauskehrung nach der Peripherie (d. h. der untergeordneten sinnlichen Gehirnseite) von Natur schon besonders gefördert ist. In welcher Weise diess aber durch besondere Form, Umfang und Lage des Geistesorgans gegenüber von der untergeordneten Gehirnseite, durch Verhältnisse des Blutumlaufs u. dgl. vermittelt sein möge, diess lässt sich aus der blossen psychisch-organischen Natur des Wollens und seiner aktiven Hinausbeziehung noch nicht ableiten. Bei dem cholerischen Temperamente haben wir eine allgemeinere Grundbedingung für eine stärkere

Irritabilität und nach aussen gewendete Selbstthätigkeit kennen gelernt; allein für eine energisch praktische Anlage kommen ohne Zweifel noch bestimmtere hinzu, welche speciell das Geistesorgan selbst und sein Verhältniss zur untergeordneten Gehirnseite angehen. Anderes, worin sich eine energische Willensanlage ausprägt, wie die Form des Kopfes, insbesondere z. B. der Kinnlade (als thätig aneignenden Organs), des Kinns u. s. w., ist nicht sowohl begründend für diese Anlage, als vielmehr selbst schon eine Folge dieses specifischen Verhältnisses, in welchem das geistige Centrum zur peripherischen Lebensseite steht. Auch Anlagen dieser Art, soweit sie nicht eine damit verbundene geniale (oder überhaupt intellektuelle) Begabung betreffen, gehören wieder zu den mehr erblichen, weil sie nicht überhaupt auf einer specifischen Kräftigkeit des Keimes und des beherrschenden innersten Centrums, sondern nur auf einem eigenthümlich speciellen Verhältniss desselben zur untergeordneten Gehirnseite beruhen, einem Verhältniss, das wohl nach dieser besondern Seite eine gewisse Kräftigkeit des Verhaltens in sich schliesst, allein noch nicht auch eine solche des Geistesorgans überhaupt. Dieser Erblichkeit zufolge kann ja selbst ein ganzer Volkstypus einen derartigen Charakter annehmen, wie diess vor Allem von den alten Römern gilt. Diess führt uns noch auf den Nationalcharakter als diejenige organisch-geistige Anlage, welche ein Volk theils infolge seiner in die Vorzeit zurückführenden Abstammungsverhältnisse, theils zufolge der Natur seiner Wohnsitze, vor Allem aber infolge der eigenthümlichen, durch alle hieher gehörigen Verhältnisse bedingten Richtung seiner Geschichtsentwicklung, allmählich erhalten hat. Die besondere Natur der Nationalitäten gehört also der Geschichte an, ist aber diejenige Erscheinung, die am meisten zeigt, wie eine stehend und überwiegend gewordene eigenthümliche Richtung des Geisteslebens allmählich auch der leiblich geistigen Anlage ein demgemässes Gepräge gibt, (analog wie auch physische Organe durch einen besonders starken und ausgedehnten Gebrauch verstärkt werden).

Was endlich die äusserlich sichtbare Ausprägung der theoretischen, wie der Gemüths- und Charakteranlagen

betrifft, so ist dieselbe nicht bloss wegen des Unterschieds, der zwischen der äusseren Schädelbildung und der Form und dem Umfang des Gehirnes selbst besteht, sondern auch wegen des Verhältnisses, in welchem sie mit der sonstigen (vielfach mehr äusserlich physischen) Eigenthümlichkeit des Einzelnen verflochten ist, viel zu sehr mannigfachen und wechselnden Modifikationen unterworfen, als dass von einer eigentlichen Wissenschaftsform der Schädellehre (Phrenologie) und Physiognomik die Rede sein könnte. Die ältere Form derselben, aus einer Zeit stammend, welcher noch ganz die Grundlage für den inneren Zusammenhang des Psychischen mit dem Organischen fehlte, hat ohnehin den Grundmangel, dass sie eine Reihe von äusseren Eigenthümlichkeiten unmittelbar zu besondern Organen für specielle Gebiete und Eigenschaften des Geisteslebens stempelte, während sie nur als mehr oder weniger mittelbare und verwickelten Schwankungen unterworfene Zeichen und Folgen gewisser geistiger Anlagen und Eigenthümlichkeiten gelten können.

Anhang: Die Störungen und Abnormitäten des Seelenlebens.

1. Geistesschwäche und Geisteskrankheit.

Da alle psychische Thätigkeit an jene früher erörterte organische Gliederung und an den inneren Offenheitszustand dieser Organe sich knüpft, so muss jede Schwäche, Missbildung und krankhafte Störung derselben auch eine entsprechende des Seelenlebens mit sich führen. Ursprüngliche oder erst durch krankhafte Einflüsse herbeigeführte Schwäche und Missbildung des Gehirns und Geistesorgans zeigt sich daher als Blödsinn, Kretinismus u. dgl. Blosse vorübergehende Betäubung oder Schwächung der psychischen Organe durch allgemeinere Krankheitszustände gehören natürlich nicht hieher, wohl aber vor Allem solche Zustände, in welchen die natürliche Klarheit und Freiheit des Selbstbewusstseins, sei es nun infolge einer unmittelbar physischen Einwirkung oder geistiger Vorgänge, unter die übermächtige und stehende Herrschaft irgend welcher besonderen

geistigen Bestimmtheit, eines Gemüthszustandes, einer besonderen Vorstellung u. s. w. gerathen ist. Diess ist erst das, was wir im engeren Sinne als Geisteskrankheit, Wahnsinn, Verrücktheit u. s. w. bezeichnen.

Dass nun eine krankhafte Störung im Gehirne, je nachdem sie von einer bestimmten Art ist, auch Geisteskrankheit in dem so eben bezeichneten Sinne zur Folge haben kann, diess liegt in der Natur der Sache, wenn auch alles Nähere über die Art solcher Störungen der Pathologie überlassen werden muss. Um so mehr dagegen fragt sich, ob rein vom geistigen Leben selbst aus, und noch ehe durch die geistigen Vorgänge auch eine organische Störung herbeigeführt ist, ein unfrei krankhafter Zustand jener Art eintreten könne. Und diess ist von dem früher erörterten Begriffe des Geistes aus ohne Zweifel zu bejahen, wenn auch zuzugeben ist, dass eine derartige unfreie Bestimmtheit und Einseitigkeit des geistigen Lebens auf die Länge nicht ohne eine mehr oder weniger tiefgreifende Störung auch des organischen Zustandes wird bleiben können, und so wieder eine Wechselwirkung des Leiblichen und Psychischen eintritt.

Obgleich nämlich die selbstbewusste Thätigkeit auch ihre empfänglichen Gefühlsbestimmtheiten in dem früher erörterten Sinne selbst macht, sie nicht gleich den sinnlichen (an die Nerven geknüpften) Gefühlen und gleich den Sinnesauffassungen von ihrer leiblichen Peripherie her empfängt, und obgleich eben hierauf die Möglichkeit der sittlichen Gestaltung und Beherrschung auch der Gefühle beruht, so haben wir doch nicht weniger auch die innerlich psychologische Nothwendigkeit erkannt, mit welcher je nach dem ganzen Bildungszustand, der Anlage und den jeweiligen Verhältnissen des Einzelnen, die entsprechende Gefühlsbestimmtheit, Willensregung u. dgl. eintritt. Und so schliesst die innere Natur der Sache die Möglichkeit in sich, dass insbesondere irgend eine übermächtige Gefühlsbestimmtheit, oder auch eine derartige Begierde, überreizte Phantasiethätigkeit u. dgl., zu deren Beherrschung und Zurückdrängung nicht die nöthige sittliche Kraft da ist, zu einem unfrei beherrschenden und stehenden Inhalte des geistigen Lebens werden kann, gegen welchen die natürliche

Klarheit und Selbständigkeit des geistig selbstbewussten Lebens nicht mehr aufzukommen vermag. Es ist also dann das objektive und seiner allgemeinen Natur nach in dem empfänglichen Offenheitszustand des Centralorgans (in dieser passiven Seite) begründete Element, das in irgend welcher Form als das unfrei Inhaltgebende zum herrschenden geworden ist über das subjektive und inhaltslos formelle Element der freien Selbstunterscheidung und Selbstbestimmung. In vorübergehender Weise kann ja diess selbst im gesunden Zustande geschehen, vor Allem bei heftigem Affekte, welcher die sonstige Selbstbeherrschung und Besinnung raubt, so dass in solchen Fällen auch die Zurechnungsfähigkeit als eine mehr oder weniger verminderte betrachtet wird. Aber ebendesshalb kann eine solche geistige Bestimmtheit auch zur unfrei stehenden werden, die entweder bleibend und unheilbar ist oder erst im Laufe der Zeit durch anderweitige geistige Einwirkungen und durch Förderung des noch organisch gesunden Verlaufs des übrigen Lebens überwunden wird.

Denn auch wenn die Geistesstörung von rein psychischer Seite her eingetreten ist, ohne darin schon eine Störung des Organes vorauszusetzen, so bringt doch die innere Wechselwirkung des geistigen Lebens und der stofflichen Zustände des Organs es nothwendig mit sich, dass eine solche unfrei stehende und übermächtige Bestimmtheit des geistigen Lebens auch für den inneren Zustand des Organs, dieser natürlichen Grundlage der geistigen Thätigkeit, im Verlaufe eine störende Einseitigkeit und Unregelmässigkeit zur Folge haben muss, und dass also die Geisteskrankheit dann auch von physischer Seite her bedingt ist. Und so wird auch die Heilung immer zugleich auf eine entsprechende Förderung des gesunden organischen Verlaufs hinzuwirken und von dieser physischen Seite her anzusetzen haben. Nichts desto weniger aber ist es für den wahren realistischen Begriff des Geistes von entscheidender Wichtigkeit, dass rein von ihm selbst aus, ohne eine dabei schon mitgesetzte organische Störung, jene Verrückung des natürlichen Verhältnisses, jene stehende Beherrschung durch eine objektive geistige Bestimmtheit (daher nach alter abergläubischer Anschauung eine „Besessenheit“) möglich

ist. Wo der Geist einseitig als eine naturlose freie Thätigkeit aufgefasst wird, da ist es der Konsequenz nach unmöglich, dass er kraft eines rein geistigen Vorganges in jene Unfreiheit gerathe. Diese muss dann immer auf der organischen Seite gesucht werden, obgleich natürlich gerade jene Auffassung den wechselseitigen inneren Zusammenhang des Psychischen mit dem Organischen unbegreiflich macht. Nur wenn erkannt ist, dass das objektive Element in aller Geistesthätigkeit seine natürliche substantielle Grundlage in dem empfänglich nach aussen bezogenen Offenheitsverhältniss des Organs hat, (obgleich die bestimmte psychische Form dieses Verhältnisses, Gefühl, Wollen, Denken u. s. w., immer von der subjektiv selbstthätigen Seite her gesetzt ist), — nur dann wird begreiflich, wie der Geist von sich selbst aus unter die unfreie Herrschaft irgend welcher objektiven Bestimmtheit seiner selbst gerathen kann. Und dennoch, obgleich diess also nur von der Erkenntniss des natürlich bedingten Wesens des Geistes aus zu begreifen ist, enthält diess Obige nichts weniger als eine einseitig materialistische Auffassung der Geisteskrankheit, da ja vielmehr eben so erst die Möglichkeit eines rein geistigen Ursprunges derselben, auch ohne eine schon mitgesetzte organische Störung begreiflich wird, und in diesem Falle die verhältnissmässige moralische Schwäche und Unfreiheit (die freilich je nach den mehr oder weniger ausserordentlichen Verhältnissen, denen sie gegenübergestellt wurde, höchst verschiedene Grade haben kann), der Grund der Geisteskrankheit ist. So wie überhaupt die Freiheit und Geistigkeit, gegenüber von der unmittelbaren sinnlichen Nothwendigkeit und Regelmässigkeit des Thierlebens, auch ihre Schrecken in sich schliesst, die ganze Tiefe des Bösen und des Irrthums, so ist da, wo noch nicht im sittlichen Bewusstsein und Wollen ein unbedingter höchster Halt vorhanden ist, auch die Möglichkeit da, dass der Mensch in dem, was ihm das Höchste war, auf jene einseitig leidentliche Weise getroffen wird, und so in den Abgrund einer überwältigenden und unfrei über ihn herrschenden Bestimmtheit versinkt.

Je nach diesem geistigen Ursprunge nun, aber freilich auch je nach der Art der organischen Störung, wird der ganze Zustand bald als Gemüthskrankheit im engeren Sinne, Schwermuth u. s. w., bald, wo ein mehr praktischer Drang, Begierde u. s. w. zu Grunde liegt, als Raserei, bald wieder als krankhafte Phantasiebestimmtheit (fixe Idee und Verrücktheit oder Narrheit im engeren Sinne) sich äussern. Sofern nun in allen diesen Zuständen, auch wo sie ursprünglich einen rein geistigen Grund haben, eine entsprechende Einseitigkeit und Unregelmässigkeit in dem inneren Offenheitszustande des psychischen Organes hinzutritt, so sind sie hierin dem unfreien Spiel des Traumes ähnlich, das ja auch durch leibliche Einflüsse mitbestimmt wird. Und der Wahn insbesondere, als eine nicht bloss geistig haftende, sondern zugleich damit auch von der organischen Seite her geförderte unfreie Bestimmtheit, wird so zu einer objektiven Macht, gegen welche der blosse Eindruck der äusseren Wirklichkeit selbst nicht mehr aufkommen kann.

2. Die Zustände des Schlafwandelns und Schlafwachens.

Als das Eigenthümliche jener unregelmässigen und ausserordentlichen Zustände, die man als Schlafwandeln und (noch höher ausgebildet) als Somnambulismus im engeren Sinne bezeichnet, erscheint einerseits eine nach aussen bezogene Thätigkeit oder Empfänglichkeit, andererseits der Mangel eines nachherigen Bewusstseins dieser Zustände. Durch beides unterscheiden sie sich vom blossen Traume, der für sich selbst keine solche wache Beziehung nach aussen kennt, dagegen, je lebendiger er war, desto mehr auch mit nachheriger Erinnerung verbunden ist. Diess alles zusammen nun weist gemäss den früher erörterten Grundlagen des ganzen Seelenlebens darauf hin, dass die Zustände des Schlafwachens auf einseitiger und abnormer Erregtheit des blossen Nervensystems beruhen, während das Centralorgan selbst im Schlummer liegt und, soweit es überhaupt mithereingezogen wird, nur vorübergehend von aussen her, nämlich

von Eindrücken des erregten Nervensystems aus, zu einer Art instinktiver Thätigkeit angeregt wird, nämlich zu vorübergehenden Empfindungen und dadurch veranlassten Rückwirkungen, sei es bloss sinnlich motorischen, oder indem die Anregung bis in das Geistesorgan hineinreicht, zu instinktiver Rede und Antwort.

Dass nämlich das Centralorgan, auch indem es für sich selbst in Schlummer liegt, doch von aussen her durch Eindrücke des erregten Nervensystems angeregt werden kann, diess ist, wenn auch abnorm, doch insofern kein Widerspruch, als nach dem Früheren der Zustand des Schlafs immer mehr oder weniger relativ ist, so dass der innere Offenheitszustand nicht schlechtweg ausgeschlossen, sondern Erregbarkeit von irgend einer Seite des Nervensystems her möglich ist. Da aber in jenen Zuständen das Centralorgan zu sehr in einer bloss vorübergehenden und passiv von aussen kommenden Weise angeregt wird, ohne von sich selbst aus thätig zu sein, wie im Traume, so bleibt von diesen Anregungen keine Erinnerung. Und dass nun die betreffenden Erscheinungen eben in dieser Weise aufzufassen seien, dafür spricht ausser ihrer eigenen Natur auch noch der Umstand, dass der ausgebildetere Somnambulismus so vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte eigen ist, das eben durch seine feinere und empfindlichere Nervenorganisation und vielfach durch eine Ueberreiztheit des Nervensystems ungleich mehr zu einem solchen Zustande fähig ist.

Bei dem Schlafwandeln nun, bei welchem vor Allem eine erregte motorische Thätigkeit hervortritt, mögen allerdings auch Träume mitwirken, die aber jedenfalls für sich selbst keine solche Thätigkeit hervorrufen würden, sondern erst infolge der hinzukommenden unregelmässigen Gereiztheit des Nervensystems. Ebendesshalb bleibt auch von dieser Thätigkeit, weil sie doch erst durch die von aussen kommende (den Nerven angehörige) Erregtheit hervorgerufen wird, keine Erinnerung. Die eigenthümliche Sicherheit aber, mit der hier zum Theil Bewegungen ausgeführt werden, zu denen der Bewusste nicht fähig wäre, beruht eben darauf, dass das Centralorgan

in rein instinktiver Weise auf die von den Nerven herkommenden Anregungen hin zurückwirkt, ohne alle im gewöhnlichen Sinne bewusste und reflektirte Thätigkeit. Indem so die einzelnen Anregungen und Rückwirkungen nur eine Reihe vereinzelter Vorgänge sind, deren zusammenhängende und veranlassende Einheit nicht im Centralorgane selbst, sondern in der blossen Erregtheit des Nervensystemes liegt, so kann es gar nicht anders sein, als dass diese empfänglichen Anregungen und die durch sie hervorgerufenen Rückwirkungen ohne Erinnerung bleiben. Ohnehin braucht hier nicht einmal eine bis in das Geistesorgan hineinreichende Anregung angenommen zu werden, da schon die niedrere Gehirnseite in solcher Weise reagiren kann, ja nach dem Früheren für die sogenannten Reflexbewegungen schon der centrale Theil des Rückenmarks das Vermittelnde ist.

Anders ist diess nun allerdings bei dem Somnambulismus im engeren Sinne, den Erscheinungen des sogenannten magnetischen Schlafes und des darin stattfindenden Verkehrs mit anderen Personen, soweit überhaupt diese Erscheinungen thatsächlich sind. Allein obgleich also hier eine in das Geistesorgan hineinreichende Anregung zu Grunde liegen muss, die ein Sprechen, einen rückwirkenden geistigen Akt hervorruft, so ist doch auch hier das Gleiche festzuhalten, dass, soweit dabei von wirklichem Schlafwachen die Rede ist, für das Geistesorgan selbst nur eine Reihe vereinzelter und von ihm aus zusammenhangsloser Anregungen stattfindet, deren Einheit nicht in seiner Selbstthätigkeit (auch nicht in einer träumenden) liegt, sondern wieder nur in der unregelmässigen Erregtheit und Empfänglichkeit des Nervensystems. Ebendarum ist auch das Geistesorgan hier in einer sonst nicht vorkommenden instinktiven Weise thätig, weil es nicht kraft irgend welcher einheitlich zusammenhängenden und reflektirten Selbstthätigkeit, sondern bloss auf die vereinzelten von aussen kommenden Anregungen hin zurückwirkt, und auch die übereinstimmende Gleichmässigkeit dieser Rückwirkungen (Reden u. s. w.) eben nur auf diesem ihrem gemeinsamen Charakter, nicht auf einer in sich zusammenhängenden geistigen

Selbstthätigkeit beruht. Und desshalb auch hier der Mangel einer Erinnerung.

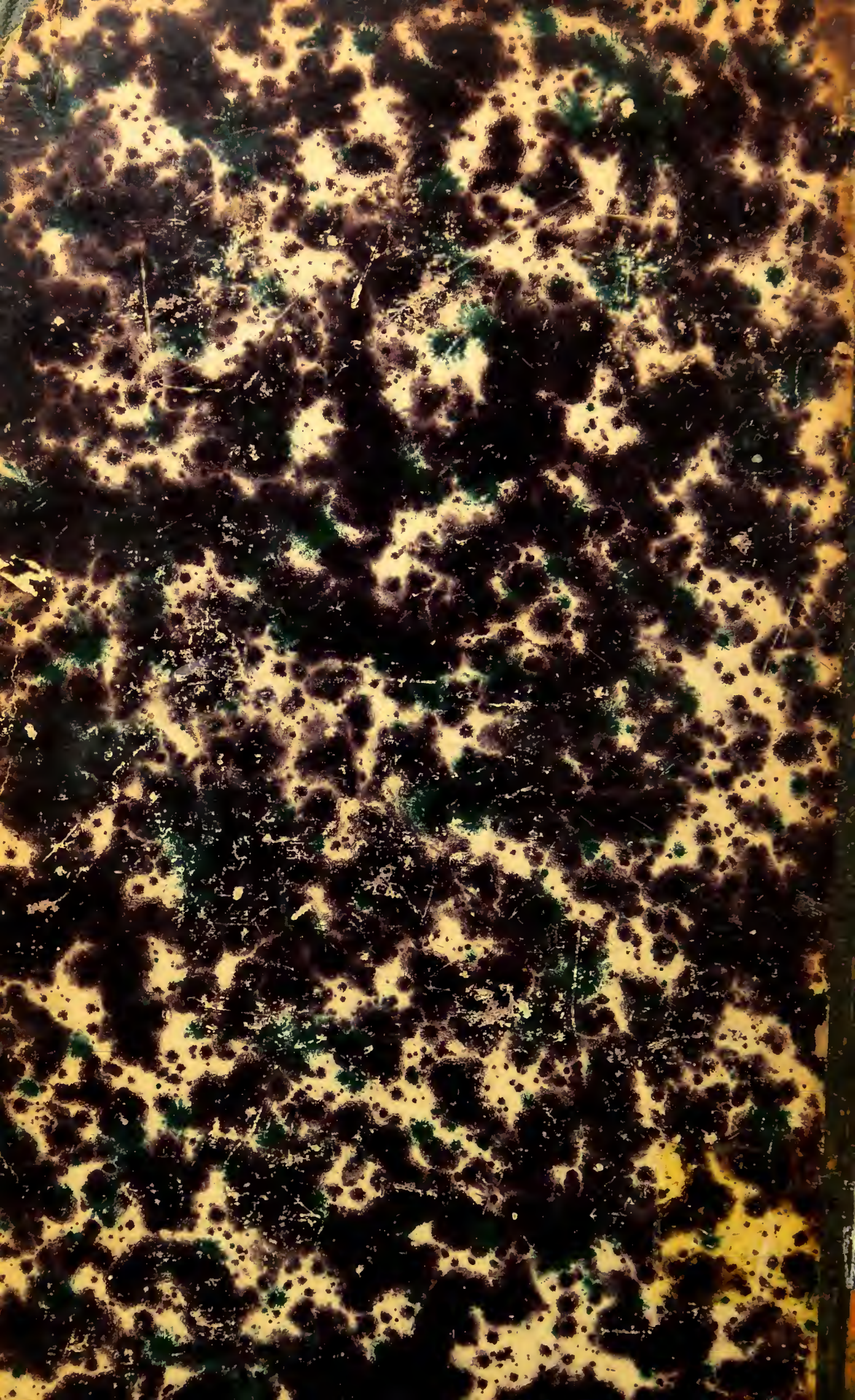
Dass nun eine solche abnorme Empfänglichkeit des Nervensystems und ein hiedurch vermittelter Verkehr mit dem Schlafenden durch sogenannte magnetische Einwirkung, also durch den verbindenden Zusammenhang irgend welcher elektrischen Erregung gefördert werden könne, diess hat an sich nichts, was der physikalischen Natur des elektrischen Verhältnisses, sowie jenes inneren Offenheitszustandes, an den sich das Nervenleben knüpft, widerspräche, obwohl Bestimmteres und Sicheres hierüber künftiger Forschung anheimgestellt werden muss, und bei der einschläfernden Macht jenes sogenannten magnetischen Verhältnisses ohne Zweifel psychischer Einfluss mitwirkt. Denn die einschläfernde oder Apathie hervorrufende Wirkung, welche die einseitige Hinrichtung des Seelenlebens auf irgend welche ungewohnte Sinneseinwirkung und Zustandsform naturgemäss übt, ist neuerdings auch an Thieren (Vögeln u. s. w.) zur Genüge beobachtet worden. Nur alle derartigen Vorstellungen, als ob durch jene abnorme Nervenempfänglichkeit und jenen sogenannten magnetischen Verkehr ganz specifische Sinnesthätigkeiten ersetzt werden könnten, (wie z. B. in dem angeblichen Lesen mit der Herzgrube), sowie jene ganze Vorstellung eines sogenannten „Hellsehens“ als eines angeblichen höheren Zustandes, in welchem dem Geiste verschiedenartige, ihm sonst verschlossene Erkenntnisse offenbar würden, sind zu verwerfen. Von einem höheren Zustande kann ohnehin gar nicht die Rede sein, da es vielmehr gegenüber vom wachen Bewusstsein ein niedrerer ist, in welchem auch das geistige Organ in unfrei instinktiver Weise und bloss auf die von den Nerven herkommenden Anregungen hin thätig ist. Diese instinktive, unmittelbar nur durch jene Anregung hervorgerufene Thätigkeit, sowie die feinere Empfänglichkeit des Nervensystems selbst, die bei diesem Zustande (vor Allem weiblicher Personen) nach verschiedenen Seiten hin stattfindet, kann es allerdings mit sich bringen, dass hier innerhalb eines beschränkten persönlichen Gebietes zum Theil eine schärfere und unbefangenere

Auffassung möglich wird, als sie im wachend reflektirten Zustande vorhanden wäre. Es gilt diess insbesondere hinsichtlich der eigenen körperlichen Zustände des Somnambülen, und demgemäss auch der für dieselben geeigneten Mittel. Allein wie diess also auf einen im Ganzen betrachtet engen persönlichen Anschauungskreis beschränkt bleiben muss, so erklärt es sich auch ganz naturgemäss daraus, dass hier die Geistesthätigkeit nicht als wach reflektirte, sondern mit einer unmittelbaren und nur jener objektiven Anregung folgenden, ebendarum aber scharf und genau an sie anschliessenden (instinktartigen) Naturnothwendigkeit rückwirkt. Statt eines „Hereinragens" einer höheren Geisterwelt findet hier also gerade umgekehrt ein mehr unmittelbares Hereinragen der peripherischen Naturseite des Seelenlebens in das geistige statt, so dass aber dieses, eben in seiner instinktiven und sich genau an die objektive Naturanregung anschliessenden Rückwirkung, allerdings von der Mangelhaftigkeit des reflektirt wachen Bewusstseins und seines beschränkten Bildungskreises insoweit frei ist. Diese Beschränktheit kann zwar im Ganzen betrachtet natürlich auch im schlafwachen Zustande nicht überwunden werden; allein sie macht sich nicht so durchweg geltend, indem statt ihrer die unmittelbar natürliche, vom Nervensystem her erfolgende Anregung die geistige Rückwirkung bestimmt. Da aber diese immer nur als vorübergehender vereinzelter Akt auf die peripherische Nervenanregung hin erfolgt, so ist natürlich alles wirkliche Nachdenken (das ja nach dem Früheren auch schon mit dem Traume unvereinbar ist) ausgeschlossen.

Die gegenwärtige empiristisch äusserliche Zeitrichtung hat in natürlichem Rückschlag gegen eine noch unkritische und unwissenschaftlich idealistische Auffassung jener Erscheinungen sich einseitig von ihnen abgewendet und sie als Täuschungen zurückgewiesen. In ihrer obigen Begründung und Beschränkung hören sie auf den Grundlagen des organisch-psychischen Lebens zu widersprechen, und lassen vielmehr auch die Geistesthätigkeit in einem specifischen unmittelbaren Zusammenhange mit der bedingenden peripherischen Naturseite

des Seelenlebens erscheinen. Allein bis jetzt ist die Summe dessen, was hier als empirisch thatsächlich und nicht als blosse (theils absichtliche, theils unbewusste) Täuschung zu betrachten ist, freilich noch zu wenig festgestellt, als dass ohne sehr eingehende und ausführliche Untersuchungen Bestimmteres sich sagen liesse.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

THIS BOOK MUST NOT
BE REMOVED
FROM THE LIBRARY

LF24